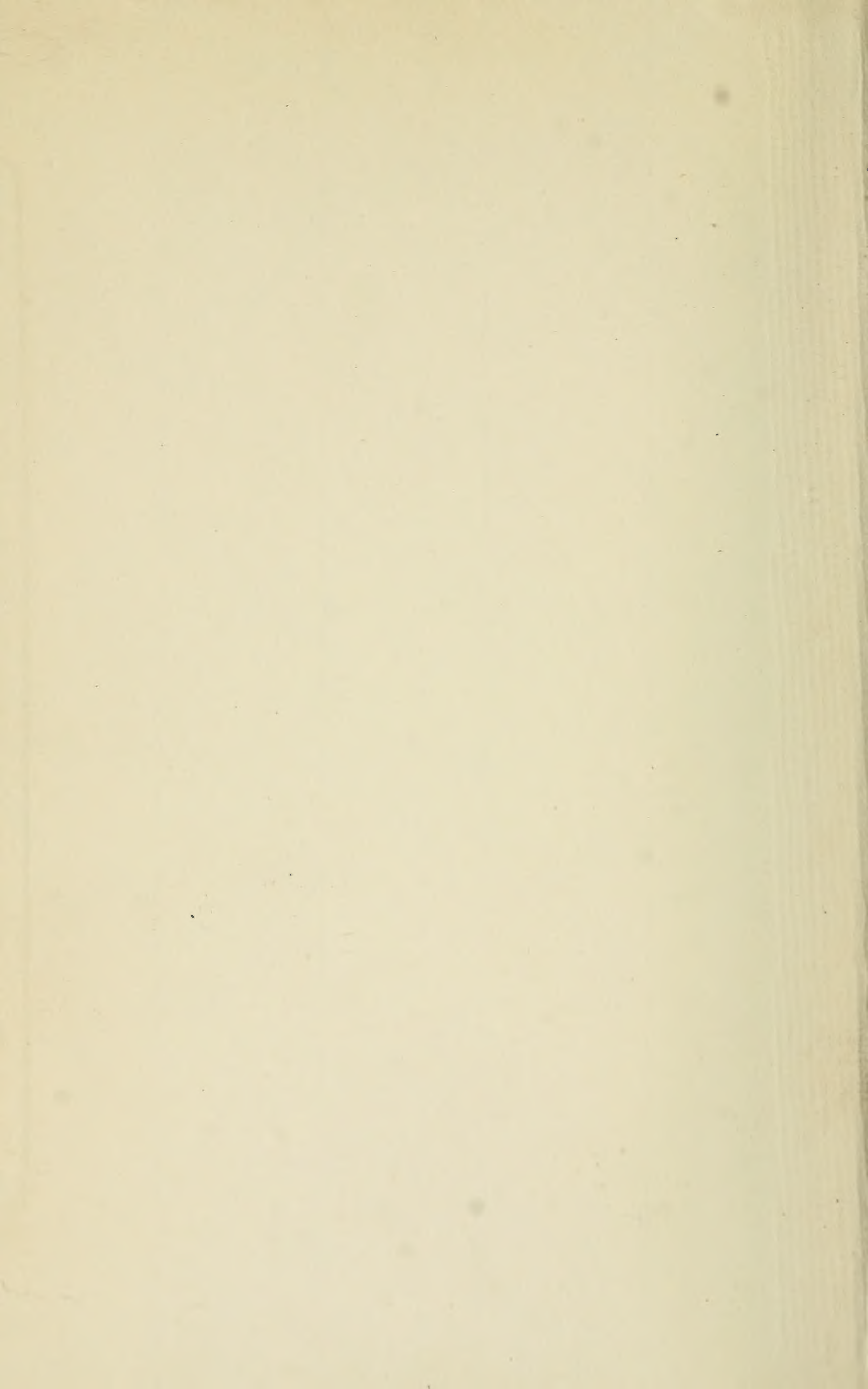
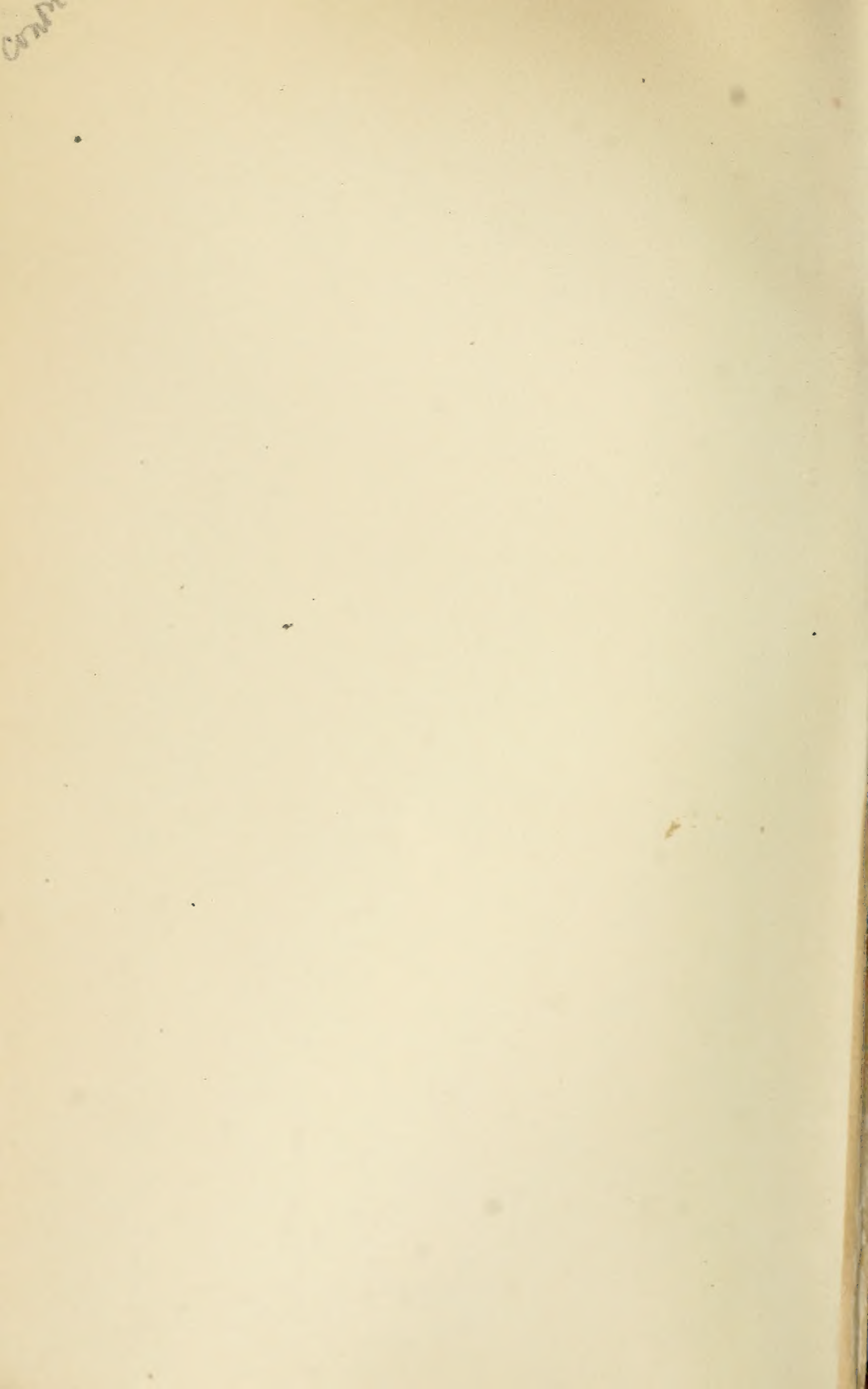
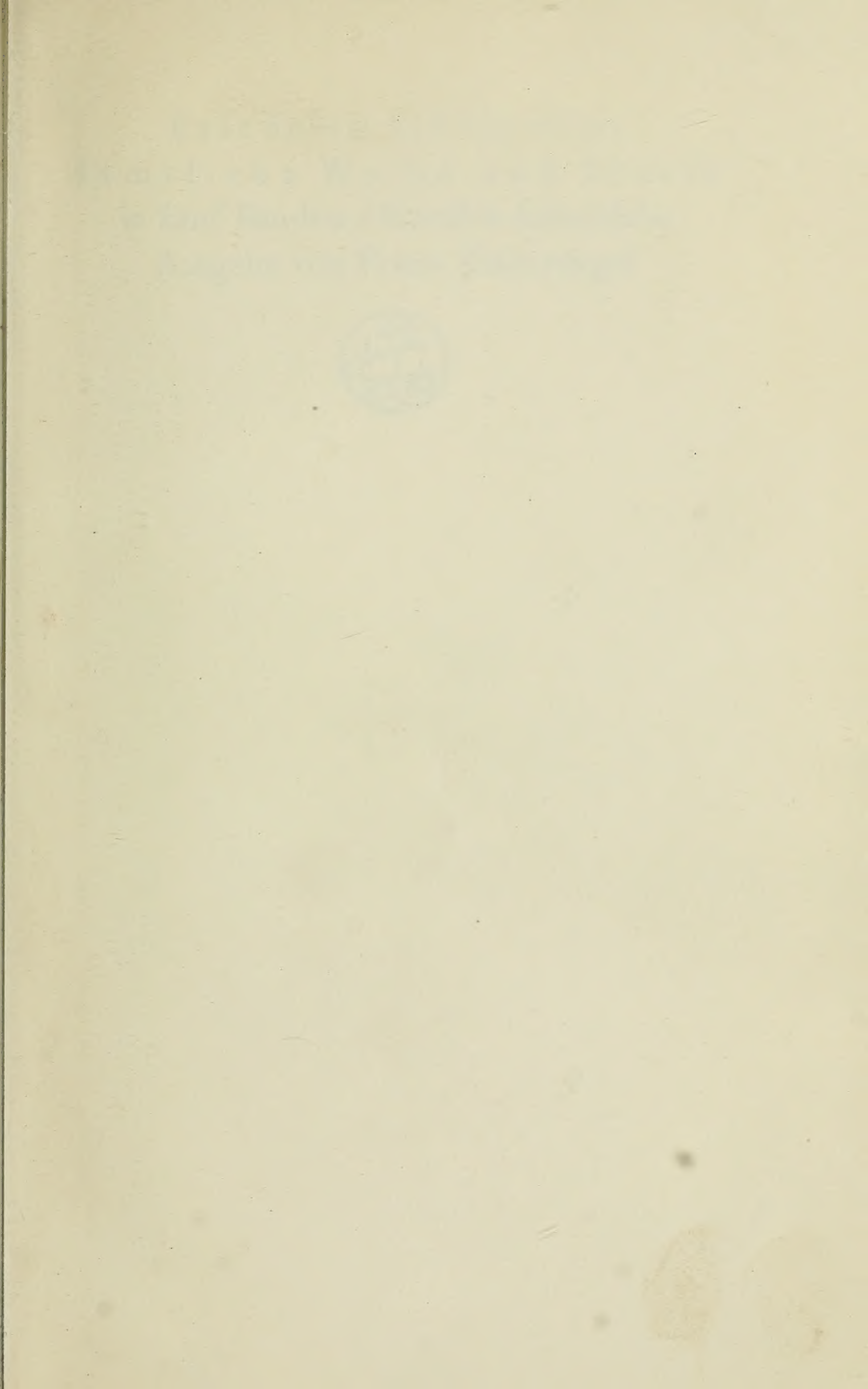
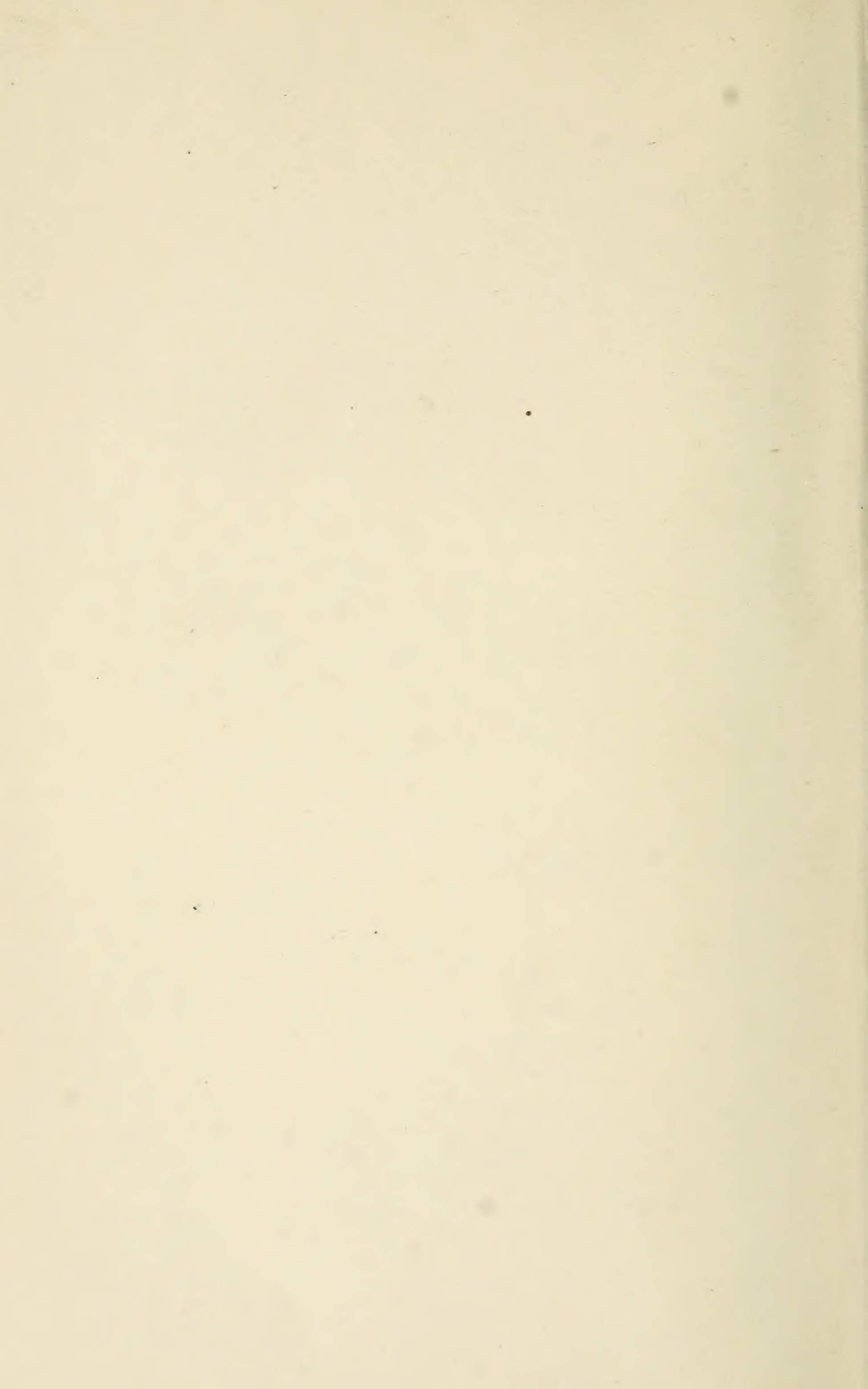

3 1761 08144800 3
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY



viii.



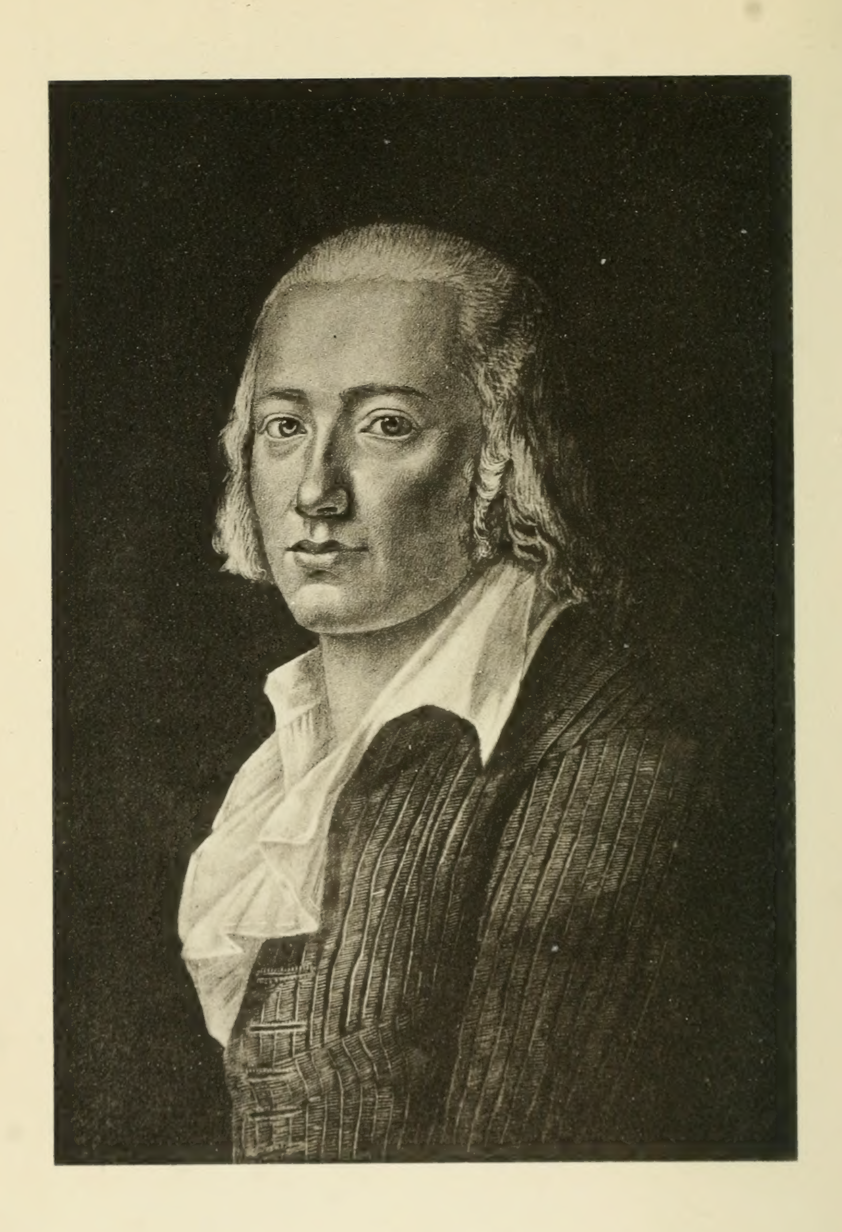




Friedrich Hölderlins Sämtliche Werke und Briefe

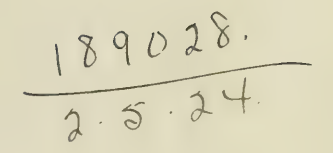
in fünf Bänden / Kritifch-hiftorifche Ausgabe von Franz Zinkernagel





Friedrich Hölderlin
Sämtliche Werke und Briefe

Erſter Band

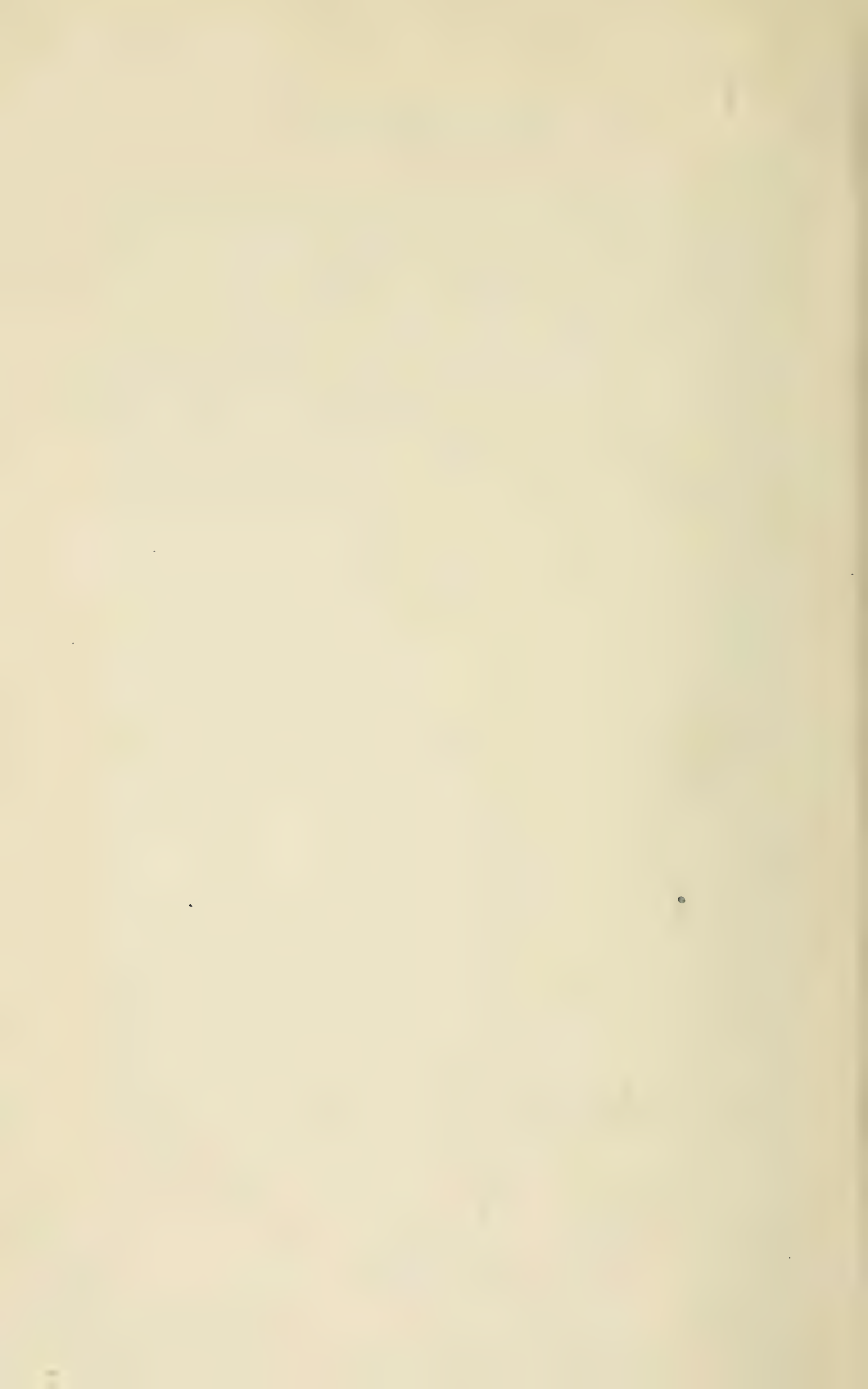


Gedichte

Im Inſel-Verlag zu Leipzig

1922

Einleitung



AN Hölderlin ſcheiden ſich die Geiſter. Nicht nur, daß er von den einen auch heute noch als verſtiegener Idealiſt abgelehnt wird, während ihn die andern über alles Maß erheben, er ſelber ſtellt uns wie kein anderer vor das Urproblem des Schönen: Gibt es ein abſolutes Schöne, das wie der blaue Äther die Welt umſchließt und die Seele lockt, befreit von aller irdiſchen Laſt, ſich in immer höhere Sphären emporzuringen? Oder iſt das Geringfügige wie das Überwältigende, das wir als ſchön empfinden, nur die Ausſtrahlung der ſchönheitsdurſtigen Seele, jeweils bedingt durch die zeitlichen Vorausſetzungen und die individuelle Gebundenheit? – Die Kluft, die beide Auffaſſungen trennt, ſpiegelt ſich in der Divergenz der Meinungen in dem wunderlichen Streit um Hölderlin.

Während wildwucherndes Äſthetentum ſich immer ungehemmter an Hölderlin verliert und ihn zum Prototyp des dichteriſchen Sehers zu ſtempeln ſucht, der als unüberſehbarer Gipfel einſam emporragt, läßt ſich die wiſſenſchaftliche Betrachtung nicht irremachen in dem Bemühen, zunächſt einmal das von außen her Gegebene genaueſtens feſtzuſtellen, um alsdann auf dem Untergrunde des Typiſchen das mehr oder weniger Individuelle um ſo ſchärfer zu erfaſſen.

Schon in der Betrachtung von Hölderlins Werdegang offenbart ſich hierbei ein ſchier unüberbrückbarer Gegenſatz. Er fällt um ſo mehr ins Gewicht, als Hölderlins Entwicklung ſich in einer Zeit vollzieht, die weder an Kulturgehalt noch an Schnellebigkeit von irgendeiner anderen geiſtesgeſchichtlichen Epoche auch nur annähernd erreicht wird. Und doch er-

ſcheint er faſt unerheblich gegenüber dem Zwieſpalt, der ſich für die Beurteilung von des Dichters geiſtiger Erkrankung ergibt. Während die einen an die Tatſache kaum zu erinnern wagen und eher geneigt ſcheinen, den Irrſinn als notwendige Folge eines unergründlichen Tiefſinns zu deuten, blicken die andern dieſer Tatſache ruhig ins Auge und bemühen ſich unvoreingenommen die Frage zu klären, inwieweit die innere Auflöſung ihre Schatten vorauswirft.

Von zwei Seiten her erſcheint ſo Hölderlins Entwicklungsgang dem wiſſenſchaftlichen Betrachter äußerlich bedingt, vom Ausgangspunkte und vom Endpunkte her. Nur was zwiſchen den zwei Kreiſen liegt, die von dieſen beiden Brennpunkten beherrſcht werden, kann im Grunde als wahrhaft originell angeſprochen werden. Dieſes Wenige, zum mindeſten zeitlich äußerſt Begrenzte, nach Gebühr zu würdigen, iſt die ureigentliche Aufgabe der Forſchung. Sie iſt angeſichts der perſönlichen Eigenart und künſtleriſchen Höhe von Hölderlins Leiſtung ebenſo ſchwierig wie dankbar. Aber nur zu verſtändlich iſt es, wenn die wiſſenſchaftliche Betrachtung vorerſt noch immer nur das eine Streben zu haben ſcheint, dieſe Grenzen aufs engſte zuſammenzurücken.

Und doch wird ſie äußerſt behutſam vorgehen müſſen, wenn ſie dem Vorwurf entgehen will, daß ſie die künſtleriſche Tiefe des Dichters verkenne. Sie wird nicht nur ſorgſamſt prüfen müſſen, inwieweit auch ſchon der junge Dichter überlieferte Inhalte mit eigenem Blute zu beleben vermocht hat, ſondern ſie wird vor allem nicht das äſthetiſche Problem über-

ſehen dürfen, vor das der kranke Hölderlin ſie ſtellt. Sie wird ſich an der bedeutſamen Frage zu verſuchen haben, ob nicht gerade erſt die hereinbrechende Geiſtesnacht in dem hemmungsloſen Hinfluten des reinen Gefühls künſtleriſche Werte zeitigt, die infolge der gedanklichen Bindung zuvor unmöglich waren.

Nur ſo entgeht ſie der Gefahr, der rein intuitiven Erkenntnis, die wohl zuweilen tiefer zu faſſen vermag, dafür aber der Gefahr der Subjektivität dauernd ausgeliefert bleibt, ihren Wert und ihre Würde zu opfern. Wird jene leicht zu phantaſtiſcher Schwärmerei, ſo dieſe zu banauſenhafter Pedanterie. Vor beiden iſt das Erbe Hölderlins zu ſchützen.

*

Suchen wir aber nach zuverläſſigen Kriterien, mit deren Hilfe uns die wiſſenſchaftliche Analyſe einer Künſtlerperſönlichkeit möglich erſcheint, ſo drängt ſich uns immer wieder die Unterſcheidung jener beiden Typen auf, aus deren Divergenz Schiller nicht nur die Gegenſätzlichkeit alles künſtleriſchen Schaffens, ſondern auch die aller Menſchheitsgebarung ableiten zu können glaubte. Denn mögen wir nun eine alltägliche Menſchennatur zu verſtehen oder ein Künſtleringenium zu würdigen ſuchen, immer wieder ſehen wir uns alsbald vor die Frage geſtellt, ob jeweils die empfängliche Seele ſich der Mannigfaltigkeit der Lebensformen willig hingibt und dadurch vor allem Geſtalt gewinnt, oder ob der ſeiner ſelbſt bewußte Geiſt die Welt als Aufgabe empfindet und den Reichtum aus ſich ſelber ſchöpft.

Hölderlin macht uns die Antwort nicht leicht. Und doch ergibt ſie ſich uns ſchließlich mit unbedingter Gewißheit. Denn mag er ſich auch mit einer Inbrunſt, die vielleicht wirklich unvergleichlich iſt, an das Objekt zu verlieren ſcheinen, niemals vergißt er die alte Wahrheit, daß der Menſch das Maß aller Dinge iſt. In all ſeinen künſtleriſchen Äußerungen regt ſich vielmehr ein Subjektivismus, wie er ſich höchſtens bei Novalis in gleicher Reinheit und Stärke wiederfindet. Niemals vermag ſich Hölderlin ſeiner ſelbſt zu entäußern. Und doch iſt dieſe Preisgabe ſeiner ſelbſt das nieerreichte Ziel ſeiner Sehnſucht. Nie iſt er naiv. So ſehr in ſeiner Dichtung die Natur immer wieder beſchworen wird, von einer reflexionsloſen Naturlyrik zeigt ſich in ihr kaum eine Spur. Als dem Vierundzwanzigjährigen ziemlich unvermittelt der großzügige Gedanke von der Allgewalt der Natur vor die Seele tritt, da iſt es bereits die tiefſentimentale Klage, daß dieſe mütterliche Seele der Natur ihm unwiederbringlich verloren ſei. Und doch hat er ſie auch in jenen „goldenen Kinderträumen“ nie wirklich ſein eigen genannt. Mag er ſpäterhin auch noch ſo berückend davon zeugen, wie er „im Arm der Götter großgewachſen“, nicht weniger bedeutſam bleibt dennoch ſein eigenes Geſtändnis, daß er dieſe Götter „damals noch nicht mit Namen gerufen“. Denn ſeine geſamte Jugendlyrik liefert dafür den unzweideutigen Beleg. Die Natur ſcheint für ihn erſt vorhanden, ſeitdem Schillers Warnungen und Mahnungen ihm die Augen geöffnet und die verpönten „Luftgeiſter mit den metaphyſiſchen Flügeln“ ihn in Jena ſehen gelehrt haben. Denn Weſenheit gewinnt die Natur

für ihn erſt als Abſtraktion. Aber gerade dieſe Idee iſt es, der er gleichſam Realität erzwingen möchte, weil er fühlt, daß nur die reſtloſe Hingabe an ſie, die Allumfaſſende, Allerhaltende, ihn befreien könnte von ſeinem Lebensſchmerze, von ihm ſelbſt:

„Ewig muß die liebſte Liebe darben,
Was wir lieben, iſt ein Schatten nur!“ —

Der Intenſität dieſes Strebens verdanken wir das, was man das Mythenbildende von Hölderlins Phantaſie genannt hat. Der „entzückende Sonnenjüngling“ ſcheint ihm wirklich leibhaft vor Augen zu ſtehen. Und doch erweiſt ſich dieſe in altbewährten Bahnen wandelnde Objektivierung nur als der künſtleriſche Niederſchlag eines tieftragiſch empfundenen Subjektivismus. Nirgends offenbart ſich dieſe Wehmut ſichtbarer als in der paradoxen Anklage an „die ſcheinheiligen Dichter“, die „nicht an Helios, noch an den Donnerer und Meergott glauben“ und der Mutter Natur nur dann gedenken, wenn „ein großes Wort vonnöten“.

*

Wenn der Dichter dieſen Subjektivismus ſo tragiſch empfindet, ſo ſpricht aus dieſer Klage nur geſundes Gefühl. Denn dieſe Einſtellung ſelber iſt bei Hölderlin begründet in krankhafter Veranlagung. Schon den Knaben kennzeichnen Erregungszuſtände, deren Anormalität nicht abzuſtreiten iſt. Tapfer verſucht der Jüngling zwar, gegen die übergroße Reizbarkeit ſeines Gemüts anzukämpfen. Allein er kann nicht hindern, daß das Leben mit ſeinen Enttäuſchungen

und Demütigungen ihm früh zur Qual wird. Den Ausſchlag gibt immer wieder der periodiſche Stimmungswechſel, dem die krankhaft weiche Seele ſich widerſtandslos ausgeliefert fühlt. „Ewig Ebb' und Flut!" das iſt die Klage, die von früh auf in den Briefen regelmäßig wiederkehrt. Und nur zu bald ſtellen ſich maniſche Depreſſionen ein, die dann jeweils in Perioden geſteigerter Gemütserhebung ihre natürliche Reaktion finden. Ganz allmählich werden dieſe kleiner, jene größer, ſchärfer, bis die hereinbrechende Geiſtesnacht ſchließlich allem Trauern und Sehnen für immer ein Ende ſetzt.

Dieſes periodiſche Ausſchwingen des Lebensgefühls in zwei einander diametral entgegengeſetzte Extreme bildet ganz eigentlich Hölderlins Erlebnis, das Urerlebnis. Und es bedingt daher auch die Richtung ſeiner künſtleriſchen Betätigung. Hymnus und Elegie bezeichnen die Pole, zu denen er ſich immer wieder hingedrängt fühlt. Schon der Knabe ergeht ſich in rührſeligen Schwärmereien von Tod und Entſagung, um alsdann nicht weniger pathetiſch mit ſeinem Gefühl vorzuſtoßen zum kühnen Preis künftiger Vollkommenheit. Und als ſchließlich nach der erſten ausgeprägteren Depreſſion mit Beginn des Jahres 1796 an der Seite Diotimas der neue Aufſtieg einſetzt — gerade in der neuentdeckten erſten Faſſung der gereimten Diotima-Ode erleben wir ihn mit —, da kennt ſein Kraftgefühl vorübergehend keine Grenzen mehr. Kühn vergleicht er ſich dem Herkules:

„Was du, glücklicher geſchaffen,
Als der Götterſohn vollbracht,

Führ ich aus mit eignen Waffen,
Mit des Herzens Luſt und Macht.“

Aber auch noch ſpäter, als er auf der Höhe ſeines Künſtlertums dies innere Leben bis ins Unerhörte zu ſteigern und zu verfeinern gelernt hat, bleibt der Rhythmus ſeines Gefühls derſelbe. Nachdem der „Sohn der Erde“ ſich von neuem hineingewühlt hat in das „heilige Leid“, das die Götter ſchenken, ſchildert er in glühenden Farben, wie der Lebensrauſch – der Dichter nennt ihn „die Todesluſt“ – das Volk am Xanthus ergreift, daß es ſich ſelber begeiſtert dem Flammentode preisgibt. Und doch packt ihn ſchließlich die grauſame Lebensnot nur um ſo feſter:

„Weh mir, wo nehm ich, wenn
Es Winter iſt, die Blumen, und wo
Den Sonnenſchein
Und Schatten der Erde?“

*

Dieſe tiefinnerlich begründete Polarität einer ätheriſchen Natur wird verſtärkt durch den Umſtand, daß das Schickſal den Dichter in eine Zeit wirft, die den Strom des geiſtigen Weltgeſchehens zu einem Strudel verdichtet, ſo daß die mannigfachſten Kulturtendenzen in ſeiner Seele einander begegnen. Und früh bereits nimmt er zu ihnen innerlich Stellung mit lebhaftem Für und Wider.

Schon der Umſtand, daß eine mittelalterliche Inſtitution ihm einen Beruf, der ſeinem Innerſten widerſtrebt, aufzuzwingen ſucht, reizt ihn zum Widerſtand. Und wenn auch das Amt des Seelenhirten an ſich für

den Jüngling ganz gewiß nichts Abſtoßendes hatte, ſo wurden ihm doch die Balancierkünſte, mit denen die Dogmatik des Aufklärungszeitalters verſuchte, ein „vernünftiges Chriſtentum“ zu ſchaffen, ſehr bald in tiefſter Seele verhaßt. Noch hatte ja nicht Schleiermacher ſeine Stimme erhoben, der aus ganz ähnlichen Konflikten heraus einige Jahre ſpäter einer neuen Religioſität den Boden bereiten ſollte. Aber vielleicht hätte Hölderlin einen ganz ähnlichen Rückweg gefunden wie jener, wäre auch er in der Herrnhuteriſchen Brüdergemeinde aufgewachſen ſtatt in dem aufkläreriſchen Tübinger Stift. Denn Religioſität heißt letzten Endes die Löſung der Aufgabe, vor die Hölderlin ſich durch ſeine ganze Veranlagung geſtellt ſah. So aber wollte es ſein Schickſal, daß er zuvor mehr oder weniger den geſamten Kreis der zeitgenöſſiſchen Bildung durchlaufe, um erſt ganz am Ende, als ſeine Kräfte bereits zu verſagen beginnen, – und vielleicht gerade unter dem Einfluſſe Schleiermachers – in einem myſtiſch geſchauten Bilde Chriſti, des „Einzigen“, ſeinen Gott wiederzufinden.

Freilich, was wäre uns Hölderlin, wäre dieſe Religion demütiger Selbſthingabe nicht auf dem ziemlich heterogenen Boden der Griechenbegeiſterung und in Überwindung des kritiziſtiſchen Selbſtgefühls und aller Revolutionsideale erſt neu gewonnen worden? – Alle drei Elemente ſind gleichermaßen wichtig. Sie bedeuten die Bildungsmittel, die ſein unklares Lebensgefühl ſchließlich zu einer geſicherten Lebensweisheit läutern.

Können wir uns Hölderlin ohne Winckelmann denken? – Der Dichter verdankt ihm ſo viel, daß

man ihn geradezu als Erfüllung der Sendung Winckelmanns anzuſehen verſucht iſt. Und doch iſt es gewiſſermaßen nur eine der beiden Seiten der Winckelmannſchen Lehre, die in ihm fruchtbar geworden zu ſein ſcheint. Denn für den großen Hiſtoriker, der den Zeitgenoſſen den Blick ſchärft für die Bodenſtändigkeit aller echten Kunſt und Kultur, hat Hölderlin kaum ein Auge, ſo oft auch gerade dieſer Gedanke von ihm geſtreift wird. Um ſo größer dagegen ſcheint der Einfluß, den der rationaliſtiſch verſtandene Winckelmann auf ihn ausgeübt hat. Mit ihm ſieht Hölderlin fortan in der Kunſt und darüber hinaus in der Kultur der Griechen den für alle Zeiten muſtergültigen Ausdruck höchſten Menſchentums. Und je mehr er ſich in dieſes Vorbild verſenkt, deſto mehr ſcheint ſein eigenes Weſen ſowohl in ſeinem Fühlen und Denken als auch in ſeiner künſtleriſchen Selbſtgeſtaltung ſich dieſem Ideale anzugleichen.

Dieſe Vorſtellung konnte ſich um ſo machtvoller in ſeiner Seele entwickeln, als ſein Ausgangspunkt derſelbe war wie der Winckelmanns. Mit ihm ſieht er in Platos Gedankenwelt den weſentlichſten Niederſchlag der griechiſchen Kultur. Und dieſe Einſtellung bewirkt, daß die Zuſammenhänge zwiſchen Göttlichem und Menſchlichem, die für Plato im Vordergrunde ſtehen, dem Bild der griechiſchen Kultur auch für Hölderlin das Gepräge geben. Zu voller Entfaltung freilich gelangt dieſe Idee erſt dann, als Jacobis Ausdeutung der Lehre Spinozas ihm ein pantheiſtiſch gefärbtes Weltbild vor Augen ſtellt, das er unſchwer auf jenes übertragen kann.

Und doch werden wir diesem idealistischen Streben, sich eine Schönheitswelt zu erbauen, erst dann völlig gerecht, wenn wir zu würdigen vermögen, wie stark es in der kritizistischen Weltanschauung eines Kant verankert ist. Hat Winckelmann auch das ungeheure Verdienst, der Welt das Ideal eines vollendeten Menschentums gezeigt zu haben, so wird es – trotz Wieland – als Bildungsideal doch erst eigentlich fruchtbar durch Kants Nachweis, daß die Freiheit des sittlichen Willens dies Ideal auch für den Nachgeborenen erreichbar oder doch zum wenigsten erstrebbar macht. Mit begeisterter Inbrunst versenkt sich Hölderlin in diese Lehre. Kaum hat Schiller dieses Bild seelischer Totalität schärfer umrissen, als der vierundzwanzigjährige Hölderlin sich daran macht, ihm die künstlerische Ausgestaltung zu geben. Nur zu bald freilich geht ihm selber das seelische Gleichgewicht wieder verloren. In dem Maße, als er vorübergehend unter den Einfluß Fichtes gerät, verschiebt sich auch das zu gestaltende Bildungsideal in der Richtung eines nur allzu willensstolzen Subjektivismus. Und erst als der absolute Idealismus eines Schelling den nur subjektiven eines Fichte in des Dichters Seele verdrängt hat, wächst es in scheinbar entgegengesetzter Richtung sich aus.

Gleichwohl wäre der Same dieses Kritizismus in der Seele des Jünglings vielleicht nicht so machtvoll aufgegangen, hätte nicht zuvor ein drittes Element den Boden gelockert. So aber mischen sich die Einflüsse des Neu-Humanismus und Kritizismus mit der tiefwühlenden Wirkung der Französischen Revolution.

Hatten Kant, Schiller und Fichte den ſehnenden Blick des Griechenſchwärmers von der Vergangenheit auf die Zukunft gelenkt, ſo verweiſt ihn die Franzöſiſche Revolution auf die unmittelbare Gegenwart. Alle ethiſchen Poſtulate werden damit zu Forderungen des Tages. Und das heroiſche Streben, das bis dahin ins Weite ging, ſieht ganz plötzlich ein nahes Ziel vor Augen. Auch iſt es tief und ſtark genug, um ſich nicht in einem weſenloſen Verneinen des Gegenwärtigen zu erſchöpfen. Der Dichter iſt auch dann noch feſt entſchloſſen, mit Hand anzulegen an den Aufbau der neuen Welt, als die Pariſer Errungenſchaften längſt ihren Glanz verloren haben und der Kampf für die franzöſiſchen Ideale zum Vernichtungskampf für die deutſche Volksgemeinſchaft zu werden droht.

Freilich, über Träume, im beſten Falle Ermunterungen kommt ſeine Künſtlerſeele in Wirklichkeit nicht hinaus. Aber den politiſchen Hintergrund ſeiner vaterländiſchen Geſänge erkennen wir deutlich, ſeitdem die tatenfrohe Geſtalt ſeines politiſchen Freundes Iſaak von Sinclair für uns im rechten Lichte ſteht. Sie bilden die Reſonanz deſſen, was jener in ſeinem politiſchen Wirken tatkräftig erſtrebt. So innig fühlt der ſanfte Sänger ſich ſeinem „Eduard“ verbunden, daß erſt die hereinbrechende Nacht die Widerſtandskraft gebrochen haben muß, ehe der Furchtſame, den „die Flamme des Zeitengottes“ gleichfalls zu vernichten droht, ſeinen „Achill“ verleugnet.

*

Den Ausſchlag aber gibt allein das Erleben.

Liegt es an ſich ſchon in der Natur des Menſchen, ſich mit den Jahren dem Lauf der Dinge williger hinzugeben, ſo noch ganz beſonders in einer ſolchen, die den Widerſtand der Welt ſtärker empfindet als andre und jeden heroiſchen Anlauf hinterher mit einem Leiden bezahlen muß. Entſcheidend iſt nur, wie die Seele ihr Schickſal erlebt, ob es das Lebensgefühl aufwärts oder abwärts führt. Hölderlins Erleben aber heißt Diotima. Und mochte die Welt an ſich auch noch ſo ſtark an ihm zehren, ſie allein ſchon offenbart ihm einen unermeßlichen Reichtum. Tief erſchüttert empfindet er ihn als Geſchenk der Natur. Ihr dankt er „die Bräutigamstage, wo der Stolze die Demut lernt“. Denn mochte dieſe Liebe ſeinem Selbſtgefühl anfänglich auch gewiß neuen Auftrieb verleihen, nur zu bald macht gerade ſie ihn beſcheiden.

Wieviel er dabei aus Eigenſtem hinzugibt, deſſen wird er ſich nicht bewußt. Denn mag auch Frau Suſette Gontard äußerlich wie innerlich dem Ideal der Vollkommenheit wirklich äußerſt nahegekommen ſein, das Bild der Diotima geſtaltet erſt er, und er beginnt es in ſeinem Roman bereits zu geſtalten, als er von ihrem Daſein noch nicht das geringſte weiß. Nichtsdeſtoweniger aber empfindet er gerade dieſe Auslieferung ſeiner ſelbſt an die Welt außer ihm als Befreiung und Erlöſung. Und ſo wird er nicht müde, die Herrlichkeit der Natur immer wieder zu verkünden, ſie in begeiſterten Geſängen ſtets von neuem zu preiſen.

In tiefſte Tiefen aber muß er ſich hinabgeſchleudert fühlen, ſobald dieſer Gewinn in Verluſt umſchlägt,

als ihn die Erkenntnis übermannt, daß das grauſame Schickſal ihm Diotima nicht gönnt, daß er ſie laſſen muß. Je beſeeligender die Erhebung geweſen war, deſto erſchütternder wirkt nunmehr der Fall. Wiederum aber liegt die Entſcheidung im Grunde bei ihm. Das Schickſal vergewaltigt ihn nicht; es verlangt von ihm nur Verzicht. Er muß ſich durchringen zur Reſignation. Aber gerade dieſer Kampf ſtählt die erſchütterten Kräfte ſeiner Seele von neuem. Mit Emphaſe zitiert er ſelbſt kurz vor der Trennung aus ſeinem Roman: „Es bleibt uns überall noch eine Freude. Der echte Schmerz begeiſtert. Wer auf ſein Unglück tritt, ſteht höher. Und das iſt herrlich, daß wir erſt im Leiden recht der Seele Freiheit fühlen.“

*

Alle dieſe Impulſe drängen den jungen Dichter auf den Weg, den er in dem einzigen Jahrzehnt ſeines Ringens um ein eigenlebiges Künſtlertum – zunächſt begeiſtert, dann immer zaudernder und verſonnener – gegangen iſt. Denn ſchließlich iſt es nicht mehr die geiſtige Umwelt, deren Stimmengewirr die Reſonanz ſeines Innern auslöſt – mag ſie ſich vorübergehend auch ſchon zur Harmonie zuſammenfinden –, ſondern nur noch im eigenen Innern ertönen die Stimmen, denen zu lauſchen ihm Genüge tut.

Der Weg bis dahin iſt lang und – kurz. Denn recht bald ſchon dringt in den erlernten Liedern der eigene Ton vernehmbar durch. Aber ſelbſt als er unter ſeinen Vorbildern bereits Klopſtock, Schubart und Matthiſſon mit Schiller vertauſcht hat, gibt das Übernommene

noch auf lange Zeit hinaus ſeiner Lyrik das beſtimmende Gepräge. Ja gerade dieſer Schillerſche Einfluß geſtaltet ſich nach des Dichters eigenem Geſtändnis ſo unüberwindlich, daß ſelbſt ſeine perſönlichſten Schöpfungen – und das gilt von ſeinem Hyperion und ſeinem Empedokles nicht weniger als von manchem ſeiner reinen Lyrika – deſſen heroiſches Pathos nie völlig überwinden ſollten.

Hölderlin folgt ihm gleich anfangs darin, daß er ſich nicht von dem Einzelerlebnis auf „die heilige Bahn“ treiben läßt, ſondern von der bewußten Vergegenwärtigung des geſamten Weltbildes, das der Geiſt der Zeit in ihm hat werden laſſen. Denn wenn er auch in jenen Jugendhymnen jeweils ein einzelnes Ideal zum Thema nimmt, die Farbe des Bildes gibt doch immer erſt der Hintergrund, auf dem die Weltenharmonie ſich ſpiegelt. So kommt es, daß die lange Reihe dieſer endloſen Geſänge ſich gleichſam von ſelbſt zu einem monumentalen Zyklus zuſammenſchließt.

Allein dieſer Triumphzug über die ſonnenumfluteten Höhen der Menſchheit findet ein jähes Ende, als die drohende Nacht dem Dichter plötzlich den Atem raubt. Das raſche Aufeinander der drei großen Gedichte „An den Genius der Kühnheit“, „Griechenland“ und „Schickſal“ – denn in dieſer Reihenfolge ſind ſie konzipiert – bezeichnet dieſen eiligen Abſtieg. Erſt in der ſo vermittelten Schwermut, die ſich zunächſt in einem gewiſſen heroiſchen Trotz äußert, ſich dann aber immer elegiſcher färbt, findet er den ihm gemäßen verinnerlichten Grundton, der ihm dann niemals mehr verloren geht. Erſt jetzt

wendet er ſich mehr nach außen, wird empfänglicher für die Welt, in der er die Diſſonanzen ſeiner Seele wiederfindet. Zwar läßt er ſich anfänglich, wie namentlich bei Beginn der Liebe zu Diotima, aus dieſer melancholiſchen Stimmung nochmals emporreißen, bald aber beherrſcht ſie ihn ſo völlig, daß all ſeine innere Erhebung, zu der ſeine Künſtlerſehnſucht ihn immer wieder aufpeitſcht, ihm nur noch Lichtblicke beſchert, die das Dunkel nie völlig zu verdrängen vermögen. Der wehmütige Grundton bleibt ſelbſt da gewahrt, wo des Dichters Seele ſich noch einmal in begeiſtertem Hymnus emportragen läßt und ſo jenen geheimnisvollen Dreiklang findet, den man mit den Worten „Form – Chaos – Friede des All“ geiſtvoll zu umſchreiben geſucht hat. Erſt dieſer innere Widerſpruch gibt der Stimmung des Dichters jenes Rembrandtſche Helldunkel, das auf uns wirkt, wie wenn die untergehende Sonne den ſchwarzen Gewitterhimmel durchbricht und die Landſchaft mit einem verſchwenderiſchen Goldſtrom überflutet.

Dieſe Grundſtimmung bleibt dann bis ans Ende dieſelbe. Zunächſt nährt ſie ſich faſt ausſchließlich von den ſüßen Schmerzen, die der Dichter um Diotima leidet. Die Akkorde, die ſich ihm dabei einſtellen, wirken um ſo erhebender, als er den Gegenſtand ſeiner Liebe in eine Sphäre zu rücken weiß, wie ſie vielleicht in gleich „heilig nüchterner“ Reinheit und gleich ſtrahlendem Glanze ſeit Dantes Beatrice kein Frauenbildnis mehr umwoben hat. Was dort Frauendienſt und Madonnenkult in harmoniſchem Ausgleich über die Seele des reſignierenden Träumers vermochten,

das vollbringen hier unter ſo ganz anderen und doch ähnlichen Verhältniſſen humanitäres Sittlichkeitsſtreben und klaſſiziſtiſcher Schönheitsglaube. Kein ſinnliches Begehren naht ſich der „Athenerin“, ſondern der Schmerz über die Unerreichbarkeit der Heiligen erhebt ſie zur Göttin.

Doch bald – ja überraſchend bald – ſchwindet das Bild Diotimas aus des Dichters Geſichtskreis und andere, umfaſſendere Ideale nehmen ſeinen Platz ein: Vaterland – Menſchheit – Dichtertum. Sie erhalten ihr Licht aus demſelben Kontraſt zur trüben Wirklichkeit der Umwelt, der jenen Liebestraum genährt hatte. Und auch die Farben liefert wiederum, in noch ſtärkerem Maße, die antike Welt. Selbſt der Dichterberuf erhält ſein Recht und ſeine Würde vom Thyrſusſtab des Freudengottes. Inhaltlich aber beginnt die Selbſtbeſinnung. Der Dichter wird ſich ſeines Seheramts bewußt, und des Gefühls der Verantwortung voll, beginnt er die Kräfte des deutſchen Volkes zur Sammlung zu rufen. Gerade in dieſer Beſchränkung aber weitet ſich ihm der Blick. Und nicht eher iſt ſeinem Streben Genüge getan, als bis das Bild des eigenen Volkes ſich von neuem zu dem der ganzen Menſchheit erweitert. Aber je ſtärker die Bilder ſich verklären, um ſo mehr nimmt die Finſternis zu, die ſie umſchließt. Aus den Hymnen werden „Nachtgeſänge“, bis ſchließlich „der blinde Sänger“ nur noch im tröſtenden Traume das Bild des rettenden Donnerers feſtzuhalten weiß.

Ebendieſe Sehnſucht nach jenen lichten Höhen, pie hochauf in den Äther ragen, vermittelt dem Dichter

früh bereits jenes Motiv der Wanderung, des Flugs, das wie kaum ein anderes für ihn kennzeichnend und bestimmend werden sollte. Den meisten seiner größeren Gesänge in Langzeilen oder freien Rhythmen gibt es die innere Form und wird so für uns zum Gradmesser seiner Lebensstimmung. Als es sich ihm im Frühjahr 1796 unter dem Einfluß des kurz vorher erschienenen „Spaziergang" Schillers in seinem „Wanderer" zum ersten Male einstellt, da spielt ihm noch das volle Licht der Vaterlandssonne ums Auge, und die Klage, daß „der Eispol ihn gebleicht und das Feuer des Süds ihm die Locken geraubt", wagt sich kaum schüchtern hervor. Aber schon im „Archipelagus", wo die grenzenlose Begeisterung über die mögliche Schönheit der Welt, die einst wirklich gewesen, noch einmal in machtvoller Woge daherströmt, hat er Mühe, „dem schauenden Tag die Trauer zu verbergen". Bald bedarf es schon des messianischen Gedankens an den göttlichen Spender von Brot und Wein, um den Glauben an diese unvergängliche Herrlichkeit herauszuretten aus der Nacht, die ihn mit ihrem magischen Zauber für immer zu bannen droht. Die volle Finsternis aber umhüllt ihn, als er den sehnenden Blick nach dem fernen Osten sendet, um von dort für die geliebte Vaterlandserde einen neuen Lichtstrahl zu erflehen. Selbst der Stern von Bethlehem, der dem Schwebenden über Patmos aufzugehen beginnt, vermag ihm kein Licht mehr zu geben. Denn Apollo, dem er seine ganze Seele geschenkt –, Apollo hat ihn geschlagen. –

*

Auch Hölderlins großer Bildungsroman „Hyperion“ verdankt ſein Werden nicht weniger dieſem heroiſchen Streben als der Lockung zur Weltflucht, der er ſich ſchließlich gefangen gibt. Der Eifer des jungen Dichters, in einer Hymnenreihe die Ideale der Menſchheit zu beſingen, iſt voll entfacht, als das Vorbild von Wielands „Agathon“ ihn reizt, ſeinen Idealmenſchen auch in epiſcher Form der Welt vor Augen zu ſtellen. Aber gerade daraus erklärt ſich, daß die Geſtalt, die er an den Anfang ſtellt, um ſie vor unſern Augen zu jenem Idealbild umzuformen, bis in alle Einzelheiten hinein die krankhaften Züge des überempfindlichen Dichters trägt.

Auch Hölderlin zeichnet das Bild eines Griechenjünglings und gibt ihm – Wieland noch überbietend – den Beinamen des homeriſchen Sonnengottes. Aber den ganzen Reichtum des Schillerſchen Kulturgedankens weiß er ſeinem Thema alsbald dadurch zu vermitteln, daß er ſeinen von antiken Idealen erfüllten Helden in das moderne Griechenland verſetzt, das um 1770 im Befreiungskriege gegen die Türken die einſtige Herrlichkeit wieder heraufzubeſchwören ſtrebt. Schon hatte ja Schiller ſeine Lieblingsidee, daß die entſchwundene Harmonie der Natur wiedererrungen werden müſſe im Fortſchritt der Kultur, in ſeinem Aufſatz „Über Anmut und Würde“ auf das von Winckelmann gezeichnete Bild des alten Griechenlands anzuwenden begonnen. Hölderlin aber folgt ihm nicht nur inſofern, als er dieſes Gegenüber von Vergangenheit und Zukunft übernimmt, ſondern auch das Beſondere des Schillerſchen Bildungsprogrammes

steht ihm deutlich vor Augen, wenn er die Forderung einer gleichwertigen Steigerung männlicher Willenskraft und weiblicher Empfänglichkeit in jeder Menschenseele in dem Motto festzuhalten sucht: „Non coerceri maximo, contineri tamen a minimo.“ Aber gerade dieses völlige Aufgehen in den Intentionen Schillers, das in dem Vorwort zur ersten Fassung sich so unverhohlen ausspricht, muß uns hindern, in dem Bekenntnis zur Hingabe an die Natur, mit dem dieses „Fragment“ abbricht, bereits das Endergebnis des aufzuweisenden Entwicklungsganges sehen zu wollen. Andererseits freilich ist gerade diese emphatische Abgrenzung des Bildausschnittes um so verräterischer für das ästhetische Empfinden des Dichters.

Aber gerade deshalb versucht Hölderlin einen völlig neuen Aufbau, als er unter dem hinreißenden Einfluß Fichtes in der Betonung des sittlichen Willens den Ausgangspunkt des einzig umfassenden Kulturprogramms anerkennen zu müssen glaubt. Es entstehen nacheinander zwei Pläne – zunächst zu einer metrischen, dann zu einer prosaischen Fassung –, die beide diese Neuorientierung anstreben, aber vielleicht gerade deshalb an dem inneren Widerspruch von gedanklicher Aufgabe und künstlerischer Bestimmung scheitern. Mit einer schweren Depression, dem ersten sicheren Vorzeichen der hereinbrechenden Geistesnacht, muß er Herbst 1795 den kühnen Höhenflug büßen.

Erst als um dieselbe Zeit die Bemühungen der zeitgenössischen Philosophie, unter dem bestimmenden Einfluß der erwachenden Naturbetrachtung den sub-

jektiven Idealismus Fichtes zu einem mehr objektiven Idealismus umzubiegen, auch ihm nähertreten, eröffnet sich ihm ein neuer Weg. In welchem Maße hierbei der fünf Jahre jüngere, aber so viel hellsichtigere Schelling für den innerlich reiferen Freund selber wegweisend geworden war, läßt sich nur vermuten und wird wohl dauernd Problem bleiben, wennschon der geniale System-Entwurf Schellings, den ein überaus glücklicher Handschriftenfund uns erst kürzlich geschenkt hat, die Stetigkeit von dessen geistiger Entwicklung und die dadurch bedingte Führerschaft von neuem offenbart hat. Sicher aber ist, daß der 1795/96 erschienene psychologische Roman „William Lovell“ von Ludwig Tieck, der sich hier auf seine Art mit dem aufkommenden Subjektivismus auseinandergesetzt hatte, gleichfalls nicht ohne Einfluß geblieben ist, freilich nur in mehr äußerlicher Weise. Er vermittelt unserm Dichter eine Reihe von Einzelmotiven, die zunächst in einer weiteren Bearbeitung unmittelbar Gestalt gewinnen, dann aber auch, wenigstens zum Teil und in noch stärker verarbeiteter Form, in die Endfassung übergehen.

Freilich darf nie übersehen werden, wie sehr durch die zur gleichen Zeit einsetzende Liebe zu Diotima die Basis zu einer stärkeren Objektivierung des Weltbildes gegeben war, ganz abgesehen davon, daß das Bedürfnis von Hölderlins Natur ihn ganz zweifellos von Anfang an in diese Richtung getrieben hatte. Erst dieses allertiefste Erleben, das ihn zum erstenmal die ganze Tragik des Menschenlebens empfinden läßt, gibt seinem großen Werke die Möglichkeit, gänzlich

auszureifen. Weitab von jenem Wege, auf den das selbstsichere Losungswort „Non coerceri maximo, contineri tamen a minimo“, das nichtsdestoweniger noch immer als Motto auf dem Titel prangt, ihn einst gewiesen hatte, führt der Dichter seinen Helden mit zitternder Hand durch die Wirrsale des Lebens, bis dem Zusammenbrechenden die furchtbare Wahrheit des alten Schicksalsliedes offenbar wird:

„Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse hinab.“

Und doch ist es nicht der Ton tragisch empfundener Resignation, in den der Dichter das Ganze ausklingen läßt. Während er sich einerseits in seinem vielberufenen Verdikt über die Deutschen nochmals emporreißt zur höchsten Höhe der Menschenbeurteilung, um sich noch einmal mit flammender Begeisterung zu Schillers hehrem Kulturprogramm zu bekennen, versenkt er sich andererseits von neuem inbrünstig in die intellektuale Anschauung der Natur, die ihm im Sinne jenes gefühlsmäßigen Spinozismus als das Allesumfassende nunmehr klarer vor Augen steht denn je. Aber mag das Bild der Welt für ihn auch eine noch so feste Form gefunden haben, mag er sich ihm schließlich noch so sehr in Ehrfurcht beugen, er hört darum nicht auf „Kritizist“ zu sein. Mag er die Hingabe

an die Natur noch ſo begeiſtert preiſen, ſo bleibt er ſich doch allzeit bewußt, daß erſt er dieſer Natur die glänzenden Farben gegeben hat. In der großzügigen Idealiſierung dieſer Naturvorſtellung bewährt ſich ſein Künſtlertum.

*

Noch ungleich ſtärker offenbart ſich der ſubjektiviſtiſche Charakter ſolcher Objektivierung in den Fragmenten der „Empedokles"-Tragödie. Nachdem der Dichter zunächſt lediglich den Plan gefaßt hat, das Hyperion-Motiv, wie es ſich ihm in dem Gegenüber von veräußerlichter Ziviliſation und verinnerlichter Naturhingabe ſchließlich darſtellt, in eine dramatiſche Form zu bringen, vertieft ſich ihm die Konzeption alsbald zu einer bewußten Rückſchau auf das ſchmerzliche Nacheinander der inneren Erlebniſſe, die das jahrelange Ringen mit dem Hyperion-Problem ihm gebracht hat. Deſſen Potenzierung wird angeſtrebt, um die endlich geſicherte Lebenserkenntnis in noch helleres Licht zu rücken. In der Selbſtvergötterung des griechiſchen Naturphiloſophen ſpiegelt ſich dem Dichter der eigene „Titanenübermut", dem er anheimfiel, als er im Banne Fichtes die Welt aus dem Ich deduzieren zu dürfen glaubte.

Dieſe Hybris des Empedokles wird zum Ausgangspunkte der Kataſtrophe, die durch den plötzlichen Abfall faſt aller ſeiner Anhänger alsbald in die Erſcheinung tritt. Vom Dichter aber wird dieſer Konflikt dem perſönlichen Empfinden wiederum dadurch zurückerobert, daß er die abtrünnigen Jünger des Empe-

dokles nunmehr ſeinem Feinde zujubeln läßt, dem kaltherzigen Prieſter, „der Göttliches wie ein Gewerbe treibt". Und gerade hier legt die Ausführung des Motivs die Vermutung nahe, daß jener berüchtigte Jenaer „Atheismusſtreit", der in der erſten Hälfte des Jahres 1799 die Gemüter erregte und den kampffreudigen Fichte ſchließlich um ſein Amt brachte, ſeinem ſympathiſierenden Bewunderer die Feder in die Hand gedrückt und ihm die Richtlinien des neuen Planes gezeichnet hat, zumal wenn wir annehmen, daß ſchon jene kühne Sezeſſion Fichtes im Sommer 1795, die Hölderlin unmittelbar vor ſeinem eigenen Abgang aus Jena mit eigenen Augen miterlebt hatte, ſchon damals ganz eigentlich die Konzeption der Dichtung geliefert habe.

Zum Eigenſten aber, völlig unabhängig von dieſer an ſich unweſentlichen Motivvermittlung, geſtaltet Hölderlin die Durchführung der Kataſtrophe. Legte der Geiſt der Zeit ihm eine Betonung des Tragiſch-Heroiſchen auch an ſich ſchon nahe, ſo wirft doch erſt Hölderlin ſein ganzes verinnerlichtes Pathos auf die freigewählte Sühne der tragiſchen Gedankenſchuld. Nicht eher ruht Empedokles, als bis er ſich durch den Sprung in den Ätna der Natur von neuem vermählt hat.

Tritt ſo ſchon das rein Stoffliche hinter die lyriſche Reflexion ſtark zurück, ſo zieht doch erſt die letzte Faſſung, „Empedokles auf dem Ätna", die äußerſte Konſequenz. Unter bewußtem Verzicht auf dramatiſche Spannung wird die eigentliche Handlung noch weiter in die Vorfabel hineingeſchoben, um dem

metaphyſiſchen Problem des Lebens einen noch größeren Spielraum zu ſchaffen. Und um in „ſtolzer Verleugnung alles Akzidentellen“ den dargeſtellten Konflikt von allem mehr perſönlichen Beigeſchmack zu reinigen, tritt als Gegner an die Stelle des neidiſchen Prieſters der eigene Bruder, an die Stelle der jugendlichen Verehrerin die eigene Schweſter. Aber obſchon der Dichter den engſten Kreis, in den das Schickſal den Menſchen hineinzwängt, zum Schauplatz des Lebenskampfes macht, weiß er auf der andern Seite den Ring nicht weit genug zu ziehen. Nicht nur daß er in dem tragiſchen Untergang ſeines Helden das Schickſal der geſamten griechiſchen Kultur ſich ſpiegeln läßt, er weiß auch ſie noch in ein erhabenes Licht zu rücken dadurch, daß er uns an der Hand des greiſen Manes emporſteigen läßt zur höchſten Warte altägyptiſcher Weisheit.

Freilich, Hölderlins an ſich ſo beſcheidenes Geſtaltungsvermögen reicht für die Verwirklichung dieſer Intentionen längſt nicht mehr hin. Über einen kühnen Anlauf bringt er es nicht mehr hinaus. Und ſelbſt dieſem vermöchten wir ſein tiefes Geheimnis kaum noch abzulauſchen, wenn uns der Dichter nicht mit einer überaus großzügigen Selbſtrechtfertigung zu Hilfe käme. Erſt dieſer vielumſtrittene „Grund zum Empedokles“ offenbart uns die ganze Tiefe ſeines Planes und zeigt uns, zu welcher Höhe der Abſtraktion dieſer „naive“ Dichter mit ſeiner Deutung des Tragiſchen als des Widerſtreites zwiſchen dem Organiſchen und dem Aorgiſchen ſich emporzuringen vermochte. Aber er verrät uns auch in ſeiner

Definierung des Unperſönlichen als des Aorgiſchen von neuem, mit welcher Selbſtſicherheit er den Standpunkt des Kritizismus feſthält, indem er auch hier noch das Weltbild aus dem Organiſchen, dem Ich, abzuleiten ſucht.

*

Früh bereits hatte Hölderlin gelernt, ſich durch geordnete Niederſchriften über ſein Denken Rechenſchaft zu geben. Von den Tagen an, wo er im Tübinger Stift ſeine beiden Magiſterarbeiten niederſchreibt, bricht die Reihe nie mehr völlig ab. So läßt ſich denn auch deutlichſt verfolgen, wie er insbeſondere in der Jenenſer und Frankfurter Zeit ſich mit den Anregungen auseinanderſetzt, die er in den Vorleſungen Fichtes und im freundſchaftlichen Geiſtesaustauſch mit Hegel gewonnen hat. Iſt es dort vor allem „die Idee eines unendlichen Progreſſes der Philoſophie", um die ſeine Gedanken kreiſen, ſo tritt hier auch ihm das religiöſe Problem vorübergehend näher.

Aber zu einiger Reife gelangen dieſe Verſuche doch erſt, als er in den ſtillen Homburger Jahren den Plan faßt, ein zu gründendes eigenes Journal unter anderm auch mit ſolchen Aufſätzen zu füllen. Hatte ſich ſein Denken auch bis dahin ſchon mehr und mehr – namentlich die Briefe an den Bruder bekunden es – auf die Frage gerichtet, wo für die Zeitkultur neue Bildungswerte zu gewinnen ſeien, ſo ſtellt ſich ſeine Betrachtung jetzt nur noch bewußter auf ſie ein. Und namentlich das griechiſche Altertum wird jetzt von

diesem höchsten Gesichtspunkte aus in helle Beleuchtung gerückt. Freilich ist diesem Streben von Anfang an die weiteste Grenze gezogen. Und so gleitet das Interesse des Artikelschreibers doch sehr bald hinüber zu den Fragen, die ihm als Dichter am nächsten liegen. Nicht nur sucht er die gegenseitigen Wechselbeziehungen der einzelnen Dichtgattungen zu ergründen, sondern eifrigst bemüht er sich auch um das Grundproblem des dichterischen Schaffens, zumal als die letzte Umgestaltung des Empedoklesstoffes ihn von neuem vor diese Fragen gestellt hat.

Inwieweit wir diese Versuche als vollwertige Ergebnisse anzusprechen haben, ist überaus schwer zu sagen, zumal da auch die Philosophensprache der Zeit den Dichter zu einer überaus schwerfälligen Ausdrucksweise verleitet. Aber mögen auch die Intentionen, die wir mehr erraten als erkennen können, tiefgründig und bedeutsam sein, unzweifelhaft bleibt doch, daß auch hier bald mehrfach das rhythmische Gefühl mit seiner Neigung zu rethorischen Wirkungen die logische Gedankenfolge überwuchert. Und doch reißt auch hier der Faden nicht eher ab, als bis des Dichters müder Geist schließlich in trostlose Stereotypien versinkt.

Ähnlich steht es mit Hölderlins Übersetzungen aus den beiden alten Sprachen. Auch sie reichen zum Teil zurück bis in die Tübinger, ja bis in die Maulbronner Jahre. Früh bereits bringt es der jugendliche Griechenverehrer zu ansehnlicher Gewandtheit. Der künstlerische Wert seiner Bemühungen aber wächst in dem Maße, als er in der eigenen Dichtung den

ſprachlichen Ausdruck den antiken Metren zu vermählen verſteht. Mit welchem Ernſt er dabei allzeit beſtrebt war, dem Geiſte der Vorlage treuzubleiben, das beweiſt vor allem der Verſuch einer Interlinear-Überſetzung der Pindarſchen Oden, die erſt ſpäterer Zeit angehört. Denn nur um eine ſolche Vorarbeit dürfte es ſich hier wohl handeln, nicht aber um das Muſterbeiſpiel einer Übertragung, in dem „die jahrhundertlangen Verſuche des Abendlandes griechiſche Kunſt lebendig ſich anzueignen einen Abſchluß finden“, wie man das allen Ernſtes glaubhaft zu machen verſucht hat.

Ein wirkliches Nachlaſſen der geiſtigen Kräfte aber zeigt ſich in den Überſetzungen von zwei ganzen Sophoklesdramen, die der Dichter noch ſelber zum Druck befördern konnte. Freilich würde ſich ihre Schwäche weniger kundtun, wenn ſich nicht gerade hier verriete, wie ſehr der Nicht-Philologe um das Verſtändnis des griechiſchen Textes zu ringen hatte. Andererſeits aber offenbaren auch hier die beigegebenen, an ſich höchſt problematiſchen „Anmerkungen“, welch tiefgründigen Aufſchlüſſe der Dichter von ſeinen klaſſiſchen Studien auch in dieſer Spätzeit noch erhoffte.

*

Dieſe unheimliche Bewußtheit der künſtleriſchen Intentionen liefert dem Dichter auch die künſtleriſchen Mittel, von den früheſten Zeiten an bis hin zum tragiſchen Zuſammenbruch.

Hellen Auges ſchaut er umher und erſpäht die Vorteile, die die führenden Geiſter aus ihren Formen

zu ziehen wiſſen. Auch hier wird ihm namentlich Schiller – neben Klopſtock – zum nie verleugneten Lehrmeiſter. Wie Schillers Hymnen mit ihrem machtvollen Pathos und ihrem kunſtvollen Aufbau den ſeinen nicht nur die Metrik, ſondern auch die Architektonik liefern, ſo bietet ihm auch Schillers „Spaziergang“ das Vorbild ſeiner Langzeilengedichte. Ja ſelbſt noch für ſeinen „Empedokles“ ſucht er in Schillers Dramatik Vorſchriften und Winke. Und nur da erſcheint ihm Schillers Vorbildlichkeit in Frage geſtellt, wo die antiken Muſter andere Wege zu weiſen ſcheinen.

Die antiken Strophenformen hatte dem Jüngling an ſich ſchon Klopſtock vermittelt. Aber erſt als der Frankfurter Hauslehrer den lateiniſchen Muſtern ſelbſt wieder nähertritt, verliert er ſich an ſie ſo völlig, daß ihr Rhythmus ſeinen lyriſchen Ergüſſen die künſtleriſche Geſtalt auch dann noch zu wahren weiß, als die gedankliche Bindung ſich ſchon zu löſen beginnt. Schließlich freilich wird auch dieſe Form geſprengt, und Hölderlins rhapſodiſches Gefühl ergießt ſich in freien Rhythmen, die ihm gleichfalls einſtmals ſchon durch Klopſtock dargeboten, wohl aber erſt von dem eigenen, durch Goethes Parzenlied angeregten „Schickſalslied“ Hyperions nahegebracht worden waren. Wie ſtark Goethe in dieſer Richtung auch ſonſt von Einfluß war, iſt ſchwer zu ſagen. Zweifellos dagegen ſcheint, daß die Hymnen Pindars, die mit ihren breit ausladenden Formen und ihrer ungezügelten Linienführung der wachſenden Gedankenflucht des Kranken immer ſtärker entgegenkamen, ihn nicht wenig auf dieſem Wege ermuntert haben.

Angeſichts dieſer ſtarken Abhängigkeiten iſt es überaus ſchwer zu würdigen, was Hölderlin als Geſtalter geleiſtet hat. Daß ihm epiſche Geſtaltungskraft abgeht, beweiſt ſein Hyperion auf Schritt und Tritt. Und wenn auch der früheren Faſſung ſeines Empedokles dramatiſche Akzente von überraſchender Wucht durchaus nicht fehlen, ſo verdankt doch auch dieſes Drama, wie der Roman, ſeinen künſtleriſchen Reichtum der lyriſchen Fülle. Denn nur als Lyriker gibt Hölderlin ſein Eigenſtes. Und in den eigentlich lyriſchen Gedichten entfalten ſich daher ſeine künſtleriſchen Fähigkeiten auch am freieſten.

Unbeſtreitbar iſt vor allem ſeine hohe Muſikalität. Sie befähigt ihn, die antiken Metra den Geſetzen der deutſchen Proſodie in einem Maße anzupaſſen, wie es vor ihm und nach ihm kein anderer vermocht hat. Dieſer künſtleriſche Wert kann auch nicht herabgemindert werden durch die Erkenntnis, daß die Wirkungen vielfach in kühl abwägendem Experimentieren mit Akzentverſchiebung und Tonmodulation raffiniert ausgeklügelt ſind, und noch weniger durch die Beobachtung, daß die letzte Rundung ſich dem Künſtler erſt nach mannigfacher Bemühung ergibt. Wenn freilich die erſt kürzlich gemachte feinſinnige Beobachtung von dem dreigliedrigen Aufbau der Hölderlinſchen Ode gleichfalls in dieſe Richtung weiſt, ſo iſt gerade hierbei nicht zu überſehen, wie ſehr dem Dichter ſchon ſeine aus dem Zuſammenſtoß von Nacht und Tag ſich ergebende Lebensſtimmung dieſen Dreiklang nahelegte.

Ohne Zweifel aber iſt in Hölderlins Schaffen der

Rhythmus das Primäre. Aus ihm lösen sich Sprachmelodien los, denen der Dichter in zähem Ringen das Gedankliche gleichsam nur unterlegt. Gesteht er doch gelegentlich selbst, daß er philosophische Studien, die an sich seiner Natur „weniger angemessen zu sein schienen“, vor allem auch darum „mit überwiegender Aufmerksamkeit und Anstrengung betrieben“ habe, weil er sich „fürchtete vor dem Namen eines leeren Poëten“. Nur aus dieser inneren Struktur der Hölderlinschen Dichtung wird erklärlich, daß sich ihm fast dauernd selbst für seine tiefsten Offenbarungen keine eigene Form einstellt, sondern nur immer wieder die antiken Silbenmaße mit dem eigenen Inhalt angefüllt werden. Nur so aber wird auch verständlich, daß dem Dichter später, als er sich endlich dem eigenen Rhythmus anvertraut, auch da noch dichterische Gebilde gelingen, wo ihm jede andere Bindung mißrät, wo nicht nur der Fluß der Gedanken und der Empfindungen aus seinen Ufern tritt, sondern selbst die in Syntax und Diktion einst so meisterlich beherrschten Gefüge der Sprache sich ihm lösen.

Mit welcher Zähigkeit er dagegen ankämpft, das offenbart sich in dem krampfhaften Streben, alle abstrakten Wendungen, die sein müder Geist nicht mehr festzuhalten weiß, durch konkrete Bilder zu ersetzen. Aber vermögen wir auch ein bewußtes Kunststreben hierin kaum zu erkennen, nicht zu bezweifeln ist die Tatsache, daß dieses hemmungslose Häufen von Bildern auch seiner späten Dichtung noch einen zauberhaften Reiz verleiht, dem wir nur schwer widerstehen.

Schließlich freilich ſchwindet auch dies Letzte. Das Singen wird zu einem pathetiſchen Sprechen und das Sprechen ſchließlich zu einem peinigenden Lallen, das mit den unkünſtleriſchſten Parentheſen – „Viel wäre zu ſagen davon“ – die Abgründe zu überbrücken ſucht. Und nur ganz ſelten ergibt ſich dem kranken Dichter noch eine Wortfügung, die uns mit wehmütigem Schmerz daran erinnert, daß hier eine einzigartige Künſtlerſeele ſich aufreibt im grauſamen Kampf gegen ein unergründliches Geſchick.

*

Nicht wenig ſeltſam erſcheint auch das Schickſal, das Hölderlins Dichterruhm bisher erfahren hat.

Vom Autor ſelber keineswegs hoch eingeſchätzt, gelangen bereits die Gedichte des Siebenundzwanzigjährigen vor das Tribunal Schillers und Goethes. Sie werden hier teils wohlwollend anerkannt, teils auf ihre ſubjektiviſtiſchen Schwächen hin ſcharf, aber treffend beurteilt, teils ſtillſchweigend verworfen. Endgültig aber zieht Schiller ſeine fördernde Hand von dem einſtigen Schützling, als er nach dem Erſcheinen des erſten Hyperion-Bandes von neuem den Eindruck gewinnen muß, daß der Dichter „nicht aus ſeiner eigenen Geſellſchaft“ zu bringen iſt. Erſt die Romantiker geben ſich dem Subjektivismus des Lyrikers willig gefangen und begrüßen ihn als einen der Ihren, wennſchon trotz Schelling keiner von den Führern eine perſönliche Beziehung zu ihm gewonnen hat. Hält ſich dabei die Anerkennung, die A. W. Schlegel ſpendet, durchaus in den Grenzen wohlab-

gemeſſener Würdigung, ſo überſteigt bereits der Lobgeſang Bettina Brentanos jedes Maß. Sie ſchlägt den Ton an, der dann erſt mit dem gänzlichen Verfall der Romantik allmählich verklingt, in den Dithyramben der Neu-Romantik aber nur zu vernehmlich nachhallen ſollte.

Dieſer echt romantiſchen Begeiſterung verdanken wir auch die erſte Sammlung der Gedichte, die nach mannigfachen Bemühungen im Jahre 1826 endlich hervortrat. Und wie es Ludwig Uhland und Guſtav Schwab waren, die hier darboten, was ältere Freunde vor ihnen geſammelt hatten, ſo verwertete Chriſtoph Schwab die Arbeiten des Vaters, als er 1846 eine erweiterte Sammlung der Gedichte und wichtigſten Empedokles-Fragmente mit dem ſchon vom Dichter ſelbſt veröffentlichten Hyperion und den zugänglichſten Briefen zu einer zweibändigen höchſtverdienſtlichen Geſamtausgabe zuſammenfaßte. Aber erſt als dann faſt ein volles halb Jahrhundert ſpäter Karl Litzmann den Briefwechſel Hölderlins in möglichſter Vollſtändigkeit geſammelt und ſein Sohn Berthold Litzmann die von jenem noch vorbereitete neue Ausgabe der Werke abgeſchloſſen hatte, war für die Beſchäftigung mit Hölderlin ein Material geboten, das zur Einzelforſchung erfolgreich einlud, dabei aber den alten Wunſch nach einer kritiſchen Geſamtausgabe, die von den verſchiedenſten Seiten immer wieder in Ausſicht geſtellt worden war, nur noch laüter werden ließ. Auch die ein weiteres Jahrzehnt ſpäter von Wilhelm Böhm beſorgte dreibändige Ausgabe der Werke konnte und wollte dieſen Wunſch ebenſo wenig

befriedigen, wie die Ausgabe von Marie Joachimi-Dege, wennſchon insbeſondere Böhms zweite Auflage unſere Kenntnis ganz weſentlich bereichert und – dank der gediegenen Einleitung – vertieft hat.

Und doch wurde die Würdigung des Dichters erſt dann eine umfaſſendere, als 1906 Wilhelm Dilthey in ſeinem vielgerühmten Aufſatz mit ſeiner Einſtellung auf das Erlebnis dem Urteil über Hölderlin eine neue Baſis geſchaffen hatte. Sie iſt inzwiſchen eine allgemeine geworden. Aber gerade ſie iſt nicht mehr das Verdienſt der Wiſſenſchaft. Denn die unbedingteſte Verehrung hat Hölderlin im Kreiſe moderner Äſtheten gefunden. Im Banne der Dichtung Stefan Georges ſtehend, haben ſie geglaubt, den Dichter zu ihrem Ahnherrn erheben zu dürfen, da der kranke Hölderlin in dem Zurückdrängen alles rein Gedanklichen bereits geleiſtet hatte, was die Moderne vielfach bewußt erſtrebt. Und ſo überbieten ſich gerade die Jüngſten nicht nur in Feuilletons und ganzen Büchern, ſondern auch in den mannigfachſten Ausgaben, das Bild des ſtillen Sängers ins ſchier Phantaſtiſche zu ſteigern.

Um ſo mehr ſcheint es endlich an der Zeit, daß eine wirklich kritiſch-hiſtoriſche Geſamtausgabe trotz aller faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten das Lebenswerk des Dichters ſo darbietet, wie es ſich dem beſonnenen Betrachter und dem philologiſch geſchulten Fachmanne darſtellt, ohne verſchönernde Retouchen und ohne verwirrenden Panegyrikus. Erſt ſie vermag zu offenbaren, welche Fülle erhabener Ideen und hehrer Empfindungen jene unvergleichliche Zeit beherrſcht und wie ſie in einer unerhört feinſinnigen Künſtlernatur,

deren Überempfindſamkeit nur mit geiſtigem Tod bezahlt werden konnte, zur Geſtaltung gelangt. Erſt jetzt erkennen und verſtehen wir ganz, wie das vom Klaſſizismus erſchaffene Bildungsideal eines erträumten Griechentums in einer jüngeren Generation eine Gefühlstiefe zeitigen mußte, die ſich vergebens in die Welt der Wirklichkeit flüchtet, um die immerwache Sehnſucht zu begraben. Was in der Romantik auf Jahrzehnte hinaus langſam ſich auswirkt, in Hölderlin erſcheint es wie in einem Brennpunkte geſammelt.

Gedichte



Reimſtrophen



HYMNE AN DIE GÖTTIN DER HARMONIE

Uranie, die glänzende Jungfrau, hält mit ihrem Zaubergürtel das Weltall in tobendem Entzüken zuſammen.

Ardinghello

Froh, als könnt' ich Schöpfungen beglüken,
Kün, als huldigten die Geiſter mir,
Nahet, in dein Heiligtum zu bliken,
Hocherhab'ne! meine Liebe dir;
Schon erglüht der wonnetrunkne Seher
Von den Ahndungen der Herrlichkeit,
Ha! und deinem Götterſchooſe näher
Höhnt des Siegers Fahne Grab und Zeit.

Tauſendfältig, wie der Götter Wille,
Weht Begeiſterung den Sänger an,
Unerſchöpflich iſt der Schönheit Fülle,
Gränzenlos der Hoheit Ozean.
Doch vor Allem hab ich dich erkoren,
Bebend, als ich ferne dich erſah,
Bebend hab ich Liebe dir geſchworen,
Königin der Welt! Urania.

Was der Geiſter ſtolzeſtes Verlangen
In den Tiefen und den Höh'n erzielt,
Hab ich allzumal in dir empfangen,
Sint dich ahndend meine Seele fühlt.
Dir entſproſſen Myriaden Leben,
Als die Stralen deines Angeſichts,
Wendeſt du dein Angeſicht, ſo beben,
Und vergehn ſie, und die Welt iſt Nichts.

Tronend auf des alten Chaos Woogen,
Majeſtätiſch lächelnd winkteſt du,
Und die wilden Elemente flogen
Liebend ſich auf deine Winke zu.
Froh der ſeeligen Vermählungsſtunde
Schlangen Weſen nun um Weſen ſich,
In den Himmeln, auf dem Erdenrunde
Sahſt du, Meiſterin! im Bilde dich. –

Ausgegoſſen iſt des Lebens Schaale,
Bächlein, Sonnen treten in die Bahn,
Liebetrunken ſchmiegen junge Thale
Sich den liebetrunknen Hügeln an:
Schön und ſtolz wie Götterſöhne hangen
Felſen an der mütterlichen Bruſt,
Von der Meere wildem Arm umfangen,
Bebt das Land in niegefühlter Luſt.

Warm und leiſe wehen nun die Lüfte,
Liebend ſinkt der holde Lenz ins Thal:
Haine ſproſſen an dem Felsgeklüfte,
Gras und Blumen zeugt der junge Stral.
Siehe, ſiehe, vom empörten Meere,
Von den Hügeln, von der Thale Schoos,
Winden ſich die ungezählten Heere
Freudetaumelnder Geſchöpfe los.

Aus den Hainen wallt ins Lenzgefilde
Himmliſchſchön der Göttin Sohn hervor,
Den zum königlichen Ebenbilde
Sie im Anbeginne ſich erkor:

Sanftbegrüßt von Paradiesesdüften
Steht er wonniglichen Staunens da,
Und der Liebe großen Bund zu stiften,
Singt entgegen ihm Urania:

„Komm, o Sohn! der süßen Schöpfungsstunde
Auserwählter, komm und liebe mich!
Meine Küsse weihten dich zum Bunde,
Hauchten Geist von meinem Geist in dich. –
Meine Welt ist deiner Seele Spiegel,
Meine Welt, o Sohn! ist Harmonie,
Freue dich! Zum offenbaren Siegel
Meiner Liebe schuff ich dich und sie.

„Trümmer ist der Wesen schöne Hülle,
Knüpft sie meiner Rechte Kraft nicht an.
Mir entströmt der Schönheit ew'ge Fülle,
Mir der Hoheit weiter Ozean.
Danke mir der zauberischen Liebe,
Mir der Freude stärkenden Genuß,
Deine Tränen, deine schönsten Triebe
Schuff, o Sohn! der schöpferische Kuß.

„Herrlicher mein Bild in dir zu finden,
Haucht' ich Kräfte dir und Künheit ein,
Meines Reichs Geseze zu ergründen,
Schöpfer meiner Schöpfungen zu seyn.
Nur im Schatten wirst du mich erspähen,
Aber liebe, liebe mich, o Sohn!
Drüben wirst du meine Klarheit sehen,
Drüben kosten deiner Liebe Lohn.“

Nun, o Geiſter! in der Göttin Nahmen,
Die uns ſchuff im Anbeginn der Zeit,
Uns, die Sprößlinge von ihrem Saamen,
Uns, die Erben ihrer Herrlichkeit,
Kommt zu feierlichen Huldigungen
Mit der Seele ganzer Götterkraft,
Mit der höchſten der Begeiſterungen
Schwört vor ihr, die ſchuff und ewig ſchafft.

Frei und mächtig, wie des Meeres Welle,
Rein wie Bächlein in Elyſium,
Sei der Dienſt an ihres Tempels Schwelle,
Sei der Warheit hohes Prieſtertum.
Nieder, nieder mit verjährtem Wahne!
Stolzer Lüge Fluch und Untergang,
Ruhm der Weisheit unbeflekter Fahne,
Den Gerechten Ruhm und Siegsgeſang!

Ha, der Lüge Quell – wie todt und trübe!
Kräftig iſt der Weisheit Quell und ſüß!
Geiſter! Brüder! dieſer Quell iſt Liebe,
Ihn umgrünt der Freuden Paradies.
Von des Erdelebens Tanz geläutert,
Ahndet Götterluſt der zarte Sinn,
Von der Liebe Labetrunk erheitert,
Naht die Seele ſich der Schöpferin.

Geiſter! Brüder! unſer Bund erglühe
Von der Liebe göttlicher Magie.
Unbegränzte, reine Liebe ziehe
Freundlich uns zur hohen Harmonie.

Sichtbar adle ſie die treuen Söhne,
Schaff' in ihnen Ruhe, Muth und That
Und der heiligen Entzükung Träne,
Wenn Urania der Seele naht.

Siehe, Stolz und Hader iſt vernichtet,
Trug iſt nun und blinde Lüge ſtumm,
Streng' iſt Licht und Finſterniß geſichtet,
Rein der Warheit ſtilles Heiligtum.
Unſrer Wünſche Kampf iſt ausgerungen,
Himmelsruh errang der heiße Streit,
Und die prieſterlichen Huldigungen
Lohnet göttliche Genügſamkeit.

Stark und ſeelig in der Liebe Leben
Staunen wir des Herzens Himmel an.
Schnell, wie Seraphim im Fluge, ſchweben
Wir zur hohen Harmonie hinan.
Das vermag die Saite nicht zu künden,
Was Urania den Sehern iſt,
Wenn von hinnen Nacht und Wolke ſchwinden,
Und in ihr die Seele ſich vergißt.

Kommt, den Jubelſang mit uns zu ſingen,
Denen Liebe gab die Schöpferin!
Millionen, kommt, emporzuringen
Im Triumphe zu der Königin!
Erdengötter, werft die Kronen nieder!
Jubelt, Millionen, fern und nah!
Und ihr, Orione, hallt es wieder:
Heilig, heilig iſt Urania!

HYMNE AN DIE MUSE

Schwach zu königlichem Feierliede,
Schloß ich lang genug geheim und ſtumm
Deine Freuden, hohe Pieride!
In des Herzens ſtilles Heiligtum;
Endlich, endlich ſoll die Saite künden,
Wie von Liebe mir die Seele glüht,
Unzertrennbarer den Bund zu binden,
Soll dir huldigen diß Feierlied!

Auf den Höh'n, am ernſten Felſenhange,
Wo ſo gerne mir die Träne rann,
Säuſelte die frohe Knabenwange
Schon dein zauberiſcher Othem an; –
Bin ich, Himmliſche, der Göttergnaden?
Königin der Geiſter, bin ich werth,
Daß mich oft, des Erdetands entladen,
Dein allmächtiges Umarmen ehrt? –

Ha! vermöcht' ich nun, dir nachzuringen,
Königin! in deiner Götterkraft
Deines Reiches Gränze zu erſchwingen,
Auszuſprechen, was dein Zauber ſchafft! –
Siehe! die geflügelten Aeonen
Hält gebieteriſch dein Othem an,
Deinem Zauber huldigen Dämonen,
Staub und Aether iſt dir unterthan.

Wo der Forſcher Adlersblike beben,
Wo der Hofnung küner Flügel ſinkt,

Keimet aus der Tiefe Luſt und Leben,
Wenn die Schöpferin vom Trone winkt;
Seiner Früchte ſüßeſtes bereitet
Ihr der Warheit gränzenloſes Land;
Und der Liebe ſchöne Quelle leitet
In der Weisheit Hain der Göttin Hand.

Was vergeſſen wallt an Lethes Strande,
Was der Enkel eitle Waare dekt,
Stralt heran im blendenden Gewande,
Freundlich von der Göttin auferwekt;
Was in Hütten und in Heldenſtaaten
In der göttergleichen Väter Zeit
Große Seelen duldeten und thaten,
Lohnt die Muſe mit Unſterblichkeit.

Sieh! am Dornenſtrauche keimt die Roſe,
So des Lenzes holder Stral erglüht; –
In der Pieride Mutterſchooſe
Iſt der Menſchheit Adel aufgeblüht;
Auf des Wilden krausgelokte Wange
Drükt ſie zauberiſch den Götterkuß,
Und im erſten glühenden Geſange
Fühlt er ſtaunend geiſtigen Genuß.

Liebend lächelt nun der Himmel nieder,
Leben athmen alle Schöpfungen,
Und im morgenröthlichen Gefieder
Nahen freundlich die Unſterblichen.
Heilige Begeiſterung erbauet
In dem Haine nun ein Heiligtum,

Und im todesvollen Kampfe ſchauet
Der Heroë nach Elyſium.

Öde ſtehn und dürre die Gefilde,
Wo die Blüthen das Geſez erzwingt;
Aber wo in königlicher Milde
Ihren Zauberſtab die Muſe ſchwingt,
Blühen ſchwelgeriſch und kün die Saaten,
Reifen, wie der Wandelſterne Lauf,
Schnell und herrlich Hofnungen und Thaten
Der Geſchlechter zur Vollendung auf.

Laß der Wonne Zähre dir gefallen!
Laß die Seele des Begeiſterten
In der Liebe Taumel überwallen!
Laß, o Göttin! laß mich huldigen! –
Siehe! die geflügelten Aeonen
Hält gebieteriſch dein Othem an,
Deinem Zauber huldigen Dämonen –
Ewig bin auch ich dir unterthan.

Mag der Pöbel ſeinen Gözen zollen,
Mag, aus deinem Heiligtum verbannt,
Deinen Lieblingen das Laſter grollen,
Mag, in ihrer Schwäche Schmerz entbrannt,
Stolze Lüge deine Würde ſchänden,
Und dein Edelſtes dem Staube weih'n,
Mag ſie Blüthe mir und Kraft verſchwenden,
Meine Liebe! – dieſes Herz iſt dein!

In der Liebe volle Luſt zerfloſſen,
Höhnt das Herz der Zeiten trägen Lauf,

Stark und rein im Innerſten genoſſen,
Wiegt der Augenblik Aeonen auf; –
Wehe! wem des Lebens ſchöner Morgen
Freude nicht und trunkne Liebe ſchafft,
Wem am Sclavenbande blaicher Sorgen
Zum Genuſſe Kraft und Muth erſchlafft.

Deine Prieſter, hohe Pieride!
Schwingen frei und froh den Pilgerſtab,
Mit der allgewaltigen Aegide
Lenkſt du mütterlich die Sorgen ab;
Schäumend beut die zauberiſche Schaale
Die Natur den Auserkornen dar,
Trunken von der Schönheit Göttermahle,
Höhnet Glük und Zeit die frohe Schaar.

Frei und muthig, wie im Siegesliede,
Wallen ſie der edeln Geiſter Bahn,
Dein Umarmen, hohe Pieride!
Flammt zu königlichen Thaten an; –
Laßt die Miethlinge den Preis erſpähen!
Laßt ſie ſeufzend für die Tugenden,
Für den Schweis am Joche Lohn erflehen!
Muth und That iſt Lohn den Edleren!

Ha! von ihr, von ihr emporgehoben,
Blikt dem Ziele zu der trunkne Sinn –
Hör' es, Erd' und Himmel! wir geloben
Ewig Prieſtertum der Königin!
Kommt zu ſüßem brüderlichem Bunde,
Denen ſie den Adel anerſchuff,

Millionen auf dem Erdenrunde!
Kommt zu neuem ſeeligem Beruf!

Ewig ſei ergrauter Wahn vergeſſen!
Was der reinen Geiſter Aug' ermißt,
Hoffe nie die Spanne zu ermeſſen! –
Betet an, was ſchön und herrlich iſt!
Koſtet frei, was die Natur bereitet,
Folgt der Pieride treuen Hand,
Geht, wohin die reine Liebe leitet,
Liebt und ſterbt für Freund und Vaterland!

HYMNE AN DIE FREIHEIT

Wie den Aar im grauen Felſenhange
Wildes Sehnen zu der Sternen-Bahn,
Flammt zu majeſtätiſchem Geſange
Meiner Freuden Ungeſtüm mich an;
Ha! das neue niegenoſſ'ne Leben
Schaffet neuen glühenden Entſchluß!
Über Wahn und Stolz emporzuſchweben,
Süßer unausſprechlicher Genuß!

Sint dem Staube mich ihr Arm entriſſen,
Schlägt das Herz ſo kün und ſeelig ihr;
Angeflammt von ihren Götterküſſen,
Glühet noch die heiße Wange mir;
Jeder Laut von ihrem Zaubermunde
Adelt noch den neugeſchaff'nen Sinn –
Hört, o Geiſter! meiner Göttin Kunde,
Hört! und huldiget der Herrſcherin!

„Als die Liebe noch im Schäferkleide
Mit der Unſchuld unter Blumen gieng,
Und der Erdenſohn in Ruh' und Freude
Der Natur am Mutterbuſen hieng,
Nicht der Übermuth auf Richterſtühlen
Blind und fürchterlich das Band zerriß;
Tauſcht' ich gerne mit der Götter Spielen
Meiner Kinder ſtilles Paradies.

„Liebe rief die jugendlichen Triebe
Schöpferiſch zu hoher ſtiller That,

Jeden Keim entfaltete der Liebe
Wärm' und Licht zu ſchwelgeriſcher Saat;
Deine Flügel, hohe Liebe! trugen
Lächelnd nieder die Olympier;
Jubeltöne klangen — Herzen ſchlugen
An der Götter Buſen göttlicher.

„Freundlich bot der Freuden ſüße Fülle
Meinen Lieblingen die Unſchuld dar;
Unverkennbar in der ſchönen Hülle
Wußte Tugend nicht, wie ſchön ſie war;
Friedlich hauſten in der Blumenhügel
Kühlem Schatten die Genügſamen —
Ach! des Haders und der Sorge Flügel
Rauſchte ferne von den Glüklichen.

„Wehe nun! — mein Paradies erbebte!
Fluch verhieß der Elemente Wuth!
Und der Nächte ſchwarzem Schooſ' entſchwebte
Mit des Geiers Blik der Übermuth;
Wehe! weinend floh ich mit der Liebe,
Mit der Unſchuld in die Himmel hin —
Welke, Blume! rief ich ernſt und trübe,
Welke, nimmer, nimmer aufzublüh'n!

„Kek erhub ſich des Geſezes Ruthe,
Nachzubilden, was die Liebe ſchuff;
Ach! gegeißelt von dem Übermuthe,
Fühlte keiner göttlichen Beruf;
Vor dem Geiſt in ſchwarzen Ungewittern,
Vor dem Racheſchwerdte des Gerichts

Lernte ſo der blinde Sclave zittern,
Fröhnt' und ſtarb im Schreken ſeines Nichts.

„Kehret nun zu Lieb' und Treue wieder –
Ach! es zieht zu langentbehrter Luſt
Unbezwinglich mich die Liebe nieder –
Kinder! kehret an die Mutterbruſt!
Ewig ſei vergeſſen und vernichtet,
Was ich zürnend vor den Göttern ſchwur;
Liebe hat den langen Zwiſt geſchlichtet,
Herrſchet wieder! Herrſcher der Natur!"

Froh und göttlichgroß iſt deine Kunde,
Königin! dich preiſe Kraft und That!
Schon beginnt die neue Schöpfungsſtunde,
Schon entkeimt die ſeegenſchwang're Saat:
Majeſtätiſch, wie die Wandelſterne,
Neuerwacht am off'nen Ozean,
Stralſt du uns in königlicher Ferne,
Freies kommendes Jahrhundert! an.

Staunend kennt der große Stamm ſich wieder,
Millionen knüpft der Liebe Band;
Glühend ſtehn, und ſtolz, die neuen Brüder,
Stehn und dulden für das Vaterland;
Wie der Epheu, treu und ſanft umwunden,
Zu der Eiche ſtolzen Höh'n hinauf,
Schwingen, ewig brüderlich verbunden,
Nun am Helden Tauſende ſich auf.

Nimmer beugt, vom Übermuth belogen,
Sich die freie Seele grauem Wahn;

Von der Muſe zarter Hand erzogen
Schmiegt ſie kün an Göttlichkeit ſich an;
Götter führt in brüderlicher Hülle
Ihr die zauberiſche Muſe zu,
Und, geſtärkt in reiner Freuden Fülle,
Koſtet ſie der Götter ſtolze Ruh!

Froh verhöhnt das königliche Leben
Deine Taumel, niedre feige Luſt!
Der Vollendung Ahndungen erheben
Über Glük und Zeit die ſtolze Bruſt. –
Ha! getilget iſt die alte Schande!
Neuerkauft das angeſtammte Gut!
In dem Staube modern alle Bande,
Und zur Hölle flieht der Übermuth!

Dann am ſüßen heißerrungnen Ziele,
Wenn der Erndte großer Tag beginnt,
Wenn verödet die Tirannenſtühle,
Die Tirannenknechte Moder ſind,
Wenn im Heldenbunde meiner Brüder
Deutſches Blut und deutſche Liebe glüht;
Dann, o Himmelstochter! ſing' ich wieder,
Singe ſterbend dir das lezte Lied.

HYMNE AN DIE MENSCHHEIT

„Les bornes du possible dans les choses morales sont moins étroites, que nous ne pensons. — — — Les âmes basses ne croient point aux grands hommes: de vils esclaves sourient d'un air moqueur à ce mot de liberté."

J. J. Rousseau

Die ernſte Stunde hat geſchlagen;
Mein Herz gebeut; erkoren iſt die Bahn!
Die Wolke fleucht, und neue Sterne tagen,
Und Heſperidenwonne lacht mich an!
Vertroknet iſt der Liebe ſtille Zähre,
Für dich geweint, mein brüderlich Geſchlecht!
Ich opfre dir; bei deiner Väter Ehre!
Beim nahen Heil! das Opfer iſt gerecht.

Schon wölbt zu reinerem Genuſſe
Dem Auge ſich der Schönheit Heiligtum;
Wir koſten oft, von ihrem Mutterkuſſe
Geläutert und geſtärkt, Elyſium;
Des Schaffens ſüße Luſt, wie ſie, zu fühlen,
Belauſcht ſie kün der zartgewebte Sinn,
Und magiſch tönt von unſern Saitenſpielen
Die Melodie der ernſten Meiſterin.

Schon lernen wir das Band der Sterne,
Der Liebe Stimme männlicher verſteh'n,
Wir reichen uns die Bruderrechte gerne,
Mit Heereskraft der Geiſter Bahn zu geh'n;
Schon höhnen wir des Stolzes Ungebärde,
Die Scheidewand, von Flittern aufgebaut,
Und an des Pflügers unentweihtem Heerde
Wird ſich die Menſchheit wieder angetraut.

Schon fühlen an den Freiheit-Fahnen
Sich Jünglinge, wie Götter, gut und gros,
Und, ha! die ſtolzen Wüſtlinge zu mahnen,
Bricht jede Kraft von Bann und Kette los;
Schon ſchwingt er kün und zürnend das Gefieder,
Der Warheit unbeſiegter Genius,
Schon trägt der Aar des Rächers Blize nieder,
Und donnert laut, und kündet Siegsgenuß.

So wahr, von Giften unbetaſtet,
Elyſens Blüthe zur Vollendung eilt,
Der Heldinnen, der Sonnen keine raſtet,
Und Orellana nicht im Sturze weilt!
Was unſre Lieb' und Siegeskraft begonnen,
Gedeiht zu üppiger Vollkommenheit;
Der Enkel Heer geneußt der Erndte Wonnen;
Uns lohnt die Palme der Unſterblichkeit.

Hinunter dann mit deinen Thaten,
Mit deinen Hofnungen, o Gegenwart!
Von Schweis bethaut, entkeimten unſre Saaten!
Hinunter dann, wo Ruh' der Kämpfer harrt!
Schon geht verherrlichter aus unſern Grüften
Die Glorie der Endlichkeit hervor;
Auf Gräbern hier Elyſium zu ſtiften,
Ringt neue Kraft zu Göttlichem empor.

In Melodie den Geiſt zu wiegen,
Ertönet nun der Saite Zauber nur;
Der Tugend winkt zu gleichen Meiſterzügen
Die Grazie der göttlichen Natur;

In Fülle ſchweben lesbiſche Gebilde,
Begeiſterung, vom Seegenshorne dir!
Und in der Schönheit weitem Luſtgefilde
Verhöhnt das Leben knechtiſche Begier.

Geſtärkt von hoher Lieb', ermüden
Im Fluge nun die jungen Aare nie,
Zum Himmel führt die neuen Tyndariden
Der Freundſchaft allgewaltige Magie;
Veredelt ſchmiegt an thatenvoller Greiſe
Begeiſterung des Jünglings Flamme ſich;
Sein Herz bewahrt der lieben Väter Weiſe,
Wird kün, wie ſie, und froh und brüderlich.

Er hat ſein Element gefunden,
Das Götterglük, ſich eig'ner Kraft zu freu'n;
Den Räubern iſt das Vaterland entwunden,
Iſt ewig nun, wie ſeine Seele, ſein!
Kein eitel Ziel entſtellt die Göttertriebe,
Ihm winkt umſonſt der Wolluſt Zauberhand;
Sein höchſter Stolz und ſeine wärmſte Liebe,
Sein Tod, ſein Himmel iſt das Vaterland.

Zum Bruder hat er dich erkoren,
Geheiliget von deiner Lippe Kuß,
Unwandelbare Liebe dir geſchworen,
Der Warheit unbeſiegter Genius!
Emporgereift in deinem Himmelslichte,
Stralt furchtbar herrliche Gerechtigkeit,
Und hohe Ruh' vom Heldenangeſichte —
Zum Herrſcher iſt der Gott in uns geweih't.

So jubelt, Siegsbegeiſterungen,
Die keine Lipp' in keiner Wonne ſang;
Wir ahndeten – und endlich iſt gelungen,
Was in Aeonen keiner Kraft gelang –
Vom Grab' erſteh'n der alten Väter Heere,
Der königlichen Enkel ſich zu freu'n;
Die Himmel kündigen des Staubes Ehre,
Und zur Vollendung geht die Menſchheit ein.

HYMNE AN DIE SCHÖNHEIT

Die Natur in ihren ſchönen Formen ſpricht figürlich zu uns, und die Auslegungsgaabe ihrer Chiffernſchrift iſt uns im moraliſchen Gefühl verliehen.

Kant

Hat vor aller Götter Ohren,
Zauberiſche Muſe! dir
Treue bis zu Orkus Thoren
Meine Seele nicht geſchworen?
Lachte nicht dein Auge mir?
Ha! ſo wall' ich ohne Beben,
Durch die Liebe froh und kün,
Zu den ernſten Höhen hin,
Wo in ewig jungem Leben
Kränze für den Sänger blüh'n.

Waltend über Orionen,
Wo der Pole Klang verhallt,
Lacht, vollendeter Dämonen
Prieſterlichen Dienſt zu lohnen,
Schönheit in der Urgeſtalt;
Dort im Glanze mich zu ſonnen,
Dort der Schöpferin zu nah'n,
Flammet ſtolzer Wunſch mich an,
Denn mit hohen Siegeswonnen
Lohnet ſie die küne Bahn.

Reinere Begeiſterungen
Trinkt die freie Seele ſchon;
Meines Lebens Peinigungen
Hat die neue Luſt verſchlungen,
Nacht und Wolke ſind entfloh'n;

Wenn im ſchrekenden Gerichte
Schnell der Welten Axe bricht –
Hier erblaicht die Freude nicht,
Wo von ihrem Angeſichte
Lieb' und ſtille Größe ſpricht.

Stiegſt du ſo zur Erde nieder,
Königin im Lichtgewand'!
Ha! der Staub erwachte wieder,
Und des Kummers morſch Gefieder
Schwänge ſich ins Jubelland;
Durch der Liebe Blik geneſen,
Freut' und küßte brüderlich
Groll und wilder Haader ſich;
Jubelnd fühlten alle Weſen
Auf erhöhter Stuffe dich.

Schon im grünen Erdenrunde
Schmekt' ich hohen Vorgenuß;
Bebend dir am Göttermunde,
Trank ich früh der Weiheſtunde
Süßen mütterlichen Kuß;
Fremde meinem Kinderſinne
Folgte mir zu Wieſ' und Wald
Die arkadiſche Geſtalt –
Ha! und ſtaunend ward ich inne
Ihres Zaubers Allgewalt.

In den Tiefen und den Höhen
Ihrer Tochter, der Natur,
Fand ich, Wonne zu erſpähen,

Von der Holdin auserſehen,
Rein und trunken ihre Spur;
Wo das Thal den Tannenhügel
Freundlich in die Arme ſchloß,
Wo die Quelle niederfloß
In dem blauen Waſſerſpiegel,
Fühlt' ich ſeelig mich und groß. –

Lächle, Grazie der Wange!
Götterauge, rein und mild!
Leihe, daß er leb' und prange,
Deinen Adel dem Geſange,
Meiner Antiphile Bild. –
Mutter! dich erſpäht der Söhne
Küne Liebe fern und nah;
Schon im holden Schleier ſah,
Schon in Antiphilens Schöne
Kannt' ich dich, Urania!

Siehe! mild, wie du, erlaben
Sinn und Herz dem Endlichen,
Über Preis und Lohn erhaben,
Deiner Prieſter Wundergaaben,
Deiner Söhne Schöpfungen;
Ha! mit tauſend Huldigungen,
Glühend, wie ſich Jacchus freut,
Koſt' ich eurer Göttlichkeit,
Söhne der Begeiſterungen!
Koſt' und jauchze Trunkenheit.

Schaar, zu künem Ziel erkoren!
Still und mächtig Prieſtertum!

Lieblinge! von euch beſchworen,
Blüht im Kreiſe güldner Horen,
Wo ihr wallt, Elyſium; –
O! ſo lindert, ihr Geweihten!
Der gedrükten Brüder Laſt!
Seid der Tyrannei verhaßt!
Koſtet eurer Seeligkeiten!
Darbet, wo der Schmeichler praßt!

Ha! die ſchönſten Keim' entfalten
In der Prieſter Dienſte ſich; –
Freuden, welche nie veralten,
Lächeln, wo die Götter walten –
Dieſe Freuden ahndet' ich!
Hier im Glanze mich zu ſonnen,
Hier der Schöpferin zu nah'n,
Flammte ſtolzer Wunſch mich an,
Und mit hohen Siegeswonnen
Lohnet ſie die küne Bahn.

Feiert, wie an Hochaltären,
Dieſer Geiſter lichte Schaar,
Brüder! bringt der Liebe Zähren,
Bringt, die Göttliche zu ehren,
Muth und That zum Opfer dar!
Huldiget! von dieſem Trone
Donnert ewig kein Gericht,
Ihres Reiches ſüße Pflicht
Kündet ſie im Muttertone –
Hört! die Götterſtimme ſpricht:

„Mahnt im ſeeligen Genieße,
Mahnet nicht, im Innern ſie
Nachzubilden, jede ſüße
Stelle meiner Paradieſe,
Jede Weltenharmonie?
Mein iſt, wem des Bildes Adel
Zauberiſch das Herz verſchönt,
Daß er niedre Gier verhöhnt,
Und im Leben ohne Tadel
Reine Götterluſt erſehnt.

„Was im eiſernen Gebiete
Mühſam das Geſez erzwingt,
Reift, wie Heſperidenblüthe,
Schnell zu wandelloſer Güte,
So mein Stral an's Innre dringt;
Knechte, vom Geſez gedungen,
Heiſchen ihrer Mühe Lohn;
Meiner Gottheit großen Sohn
Lohnt der treuen Huldigungen,
Lohnt der Liebe Wonne ſchon.

„Rein, wie dieſe Sterne klingen,
Wie melodiſch himmelwärts
Auf der künen Freude Schwingen
Süße Preisgeſänge dringen,
Naht ſich mir des Sohnes Herz:
Schöner blüht der Liebe Roſe!
Ewig iſt die Klage ſtumm!
Aus des Geiſtes Heiligtum',
Und, Natur! in deinem Schooſe
Lächelt ihm Elyſium."

HYMNE AN DIE FREIHEIT

Wonne ſang ich an des Orkus Thoren,
Und die Schatten lehrt' ich Trunkenheit,
Denn ich ſah, vor tauſenden erkoren,
Meiner Göttin ganze Göttlichkeit;
Wie nach dumpfer Nacht im Purpurſcheine
Der Pilote ſeinen Ozean,
Wie die Seeligen Elyſens Haine,
Staun' ich dich, geliebtes Wunder! an.

Ehrerbietig ſenkten ihre Flügel,
Ihres Staubs vergeſſen, Falk und Aar,
Und getreu dem diamantnen Zügel
Schritt vor ihr ein trozig Löwenpaar;
Jugendliche wilde Ströme ſtanden,
Wie mein Herz, vor banger Wonne ſtumm;
Selbſt die künen Boreaſſe ſchwanden,
Und die Erde ward zum Heiligtum.

Ha! zum Lohne treuer Huldigungen
Bot die Königin die Rechte mir,
Und von zauberiſcher Kraft durchdrungen
Jauchzte Sinn und Herz verſchönert ihr;
Was ſie ſprach, die Richterin der Kronen,
Ewig tönts in dieſer Seele nach,
Ewig in der Schöpfung Regionen –
Hört, o Geiſter, was die Mutter ſprach!

„Taumelnd in des alten Chaos Woogen,
Froh und wild, wie Evans Prieſterin,

Von der Jugend küner Luſt betrogen,
Nannt' ich mich der Freiheit Königin;
Doch es winkte der Vernichtungsſtunde
Zügelloſer Elemente Streit;
Da berief zu brüderlichem Bunde
Mein Geſez die Unermeßlichkeit.

„Mein Geſez, es tödtet zartes Leben,
Künen Muth, und bunte Freude nicht,
Jedem ward der Liebe Recht gegeben,
Jedes übt der Liebe ſüße Pflicht;
Froh und ſtolz im ungeſtörten Gange
Wandelt Rieſenkraft die weite Bahn,
Sicher ſchmiegt in ſüßem Liebesdrange
Schwächeres der großen Welt ſich an.

„Kann ein Rieſe meinen Aar entmannen?
Hält ein Gott die ſtolzen Donner auf?
Kann Tyrannenſpruch die Meere bannen?
Hemmt Tyrannenſpruch der Sterne Lauf? –
Unentweiht von ſelbſterwählten Gözen,
Unverbrüchlich ihrem Bunde treu,
Treu der Liebe ſeeligen Geſezen,
Lebt die Welt ihr heilig Leben frei.

„Mit gerechter Herrlichkeit zufrieden,
Flammt Orions helle Rüſtung nie
Auf die brüderlichen Tyndariden,
Selbſt der Löwe grüßt in Liebe ſie;
Froh des Götterlooſes, zu erfreuen,
Lächelt Helios in ſüßer Ruh

Junges Leben, üppiges Gedeihen
Dem geliebten Erdenrunde zu.

„Unentweiht von ſelbſterwählten Gözen,
Unverbrüchlich ihrem Bunde treu,
Treu der Liebe ſeeligen Geſezen,
Lebt die Welt ihr heilig Leben frei;
Einer, Einer nur iſt abgefallen,
Iſt gezeichnet mit der Hölle Schmach;
Stark genug, die ſchönſte Bahn zu wallen,
Kriecht der Menſch am trägen Joche nach.

„Ach! er war das göttlichſte der Weſen,
Zürn' ihm nicht, getreuere Natur!
Wunderbar und herrlich zu geneſen,
Trägt er noch der Heldenſtärke Spur; –
Eil', o eile, neue Schöpfungsſtunde,
Lächle nieder, ſüße güldne Zeit!
Und im ſchöner'n, unverlezten Bunde,
Feire dich die Unermeßlichkeit."

Nun, o Brüder! wird die Stunde ſäumen?
Brüder! um der tauſend Jammernden,
Um der Enkel, die der Schande keimen,
Um der königlichen Hofnungen,
Um der Güter, ſo die Seele füllen,
Um der angeſtammten Göttermacht,
Brüder, ach! um unſrer Liebe willen,
Könige der Endlichkeit, erwacht! – –

Gott der Zeiten! in der Schwüle fächeln
Kühlend deine Tröſtungen uns an;

Süße rosige Gesichte lächeln
Uns so gern auf öder Dornenbahn;
Wenn der Schatten väterlicher Ehre,
Wenn der Freiheit lezter Rest zerfällt,
Weint mein Herz der Trennung bittre Zähre
Und entflieht in seine schön're Welt.

Was zum Raube sich die Zeit erkoren,
Morgen steht's in neuer Blüthe da;
Aus Zerstörung wird der Lenz geboren,
Aus den Fluthen stieg Urania;
Wenn ihr Haupt die blaichen Sterne neigen,
Stralt Hyperion im Heldenlauf –
Modert, Knechte! freie Tage steigen
Lächelnd über euern Gräbern auf.

Lange war zu Minos ernsten Hallen
Weinend die Gerechtigkeit entfloh'n –
Sieh! in mütterlichem Wohlgefallen
Küßt sie nun den treuen Erdensohn;
Ha! der göttlichen Catone Manen
Triumphiren in Elysium,
Zahllos wehn der Jugend stolze Fahnen!
Heere lohnt des Ruhmes Heiligtum.

Aus der guten Götter Schoose regnet
Trägem Stolze nimmermehr Gewinn,
Ceres heilige Gefilde seegnet
Freundlicher die braune Schnitterin,
Lauter tönt am heißen Rebenhügel,
Muthiger des Winzers Jubelruf,

Unentheiligt von der Sorge Flügel,
Blüht und lächelt, was die Freude ſchuff.

Aus den Himmeln ſteigt die Liebe nieder,
Männermuth, und hoher Sinn gedeiht,
Und du bringſt die Göttertage wieder,
Kind der Einfalt! ſüße Trauligkeit!
Treue gilt! und Freundesretter fallen,
Majeſtätiſch, wie die Ceder fällt,
Und des Vaterlandes Rächer wallen
Im Triumphe nach der beſſern Welt.

Lange ſchon vom engen Haus umſchloſſen
Schlummre dann in Frieden mein Gebein! –
Hab' ich doch der Hofnung Kelch genoſſen,
Mich gelabt am holden Dämmerſchein!
Ha! und dort in wolkenloſer Ferne
Winkt auch mir der Freiheit heilig Ziel!
Dort, mit euch, ihr königlichen Sterne,
Klinge feſtlicher mein Saitenſpiel!

HYMNE AN DIE FREUNDSCHAFT

An Neuffer und Magenau

Rings in ſchweſterlicher Stille
Lauſcht die blühende Natur;
Aus des künen Herzens Fülle
Tönt des Bundes Stimme nur;
Leiſe rauſcht's im Eichenhaine,
Nie gefühlte Lüfte weh'n,
Wo in hehrem Sternenſcheine
Wir das ernſte Feſt begeh'n.

Ha! in ſüßem Wohlgefallen
Säuſelt hier der Väter Schaar,
Abgeſchiedne Freunde wallen
Lächelnd um den Moosaltar;
Und der hellen Tyndariden
Brüderliches Auge lacht
Froh wie wir in deinem Frieden,
Schöne feierliche Nacht!

Heiliger und reiner tönte
Dieſer Herzen Jubel nie,
Unter Schwur und Kuß verſchönte,
Freundſchaft! deine Milde ſie;
Zürne nicht der Wonne Zähren!
Laß, o laß uns huldigen,
Schönſte von Olympos' Heeren,
Krone der Unſterblichen!

Als der Geiſter Wunſch gelungen,
Und gereift die Stunde war,

Da, von Ares Arm umſchlungen,
Cytherea dich gebahr;
Als die Heldin ohne Tadel
Nun der Erde Sohn ſo nah',
Staunend in des Vaters Adel,
In der Mutter Gürtel ſah;

Da begann zu Sonnenhöhen
Nie verſuchten Adlerflug,
Was von Göttern auserſehen
Kraft und Lieb' im Buſen trug;
Stolzer hub des Sieges Flügel,
Roſiger der Friede ſich;
Jauchzend um die Blumenhügel
Grüßte Gram und Sorge dich.

Blutend trug die Siegesfahne,
In der Stürme Donner ſchwamm
Durch die wilden Ozeane,
Wer aus deinem Schooſe kam;
Deiner Rieſen Wehre klangen
Bis hinab zur alten Nacht –
Ha! des Orkus Thore ſprangen,
Zitternd deiner Zaubermacht!

Trunken, wie von Hebe's Schaale,
Koſ'ten ſie in ſüßer Raſt
Am erſehnten Opfermahle
Nach der ſchwülen Tage-Laſt;
Göttern glich der Freunde Rächer,
Wenn die ſtolze Zähre ſank

In den vollen Labebecher,
Den er ſeinem Siege trank.

Liebend ſtieg die Muſe nieder,
Als ſie in Arkadia
Dich im göttlichen Gefieder
Schwebend um die Schäfer ſah';
Mutter-Herz und Lippe brannten,
Feierten im Liede dich,
Und am ſüßen Laute kannten
Jubelnd deine Söhne ſich. –

Ha! in deinem Schooſe ſchwindet
Jede Sorg' und fremde Luſt;
Nur in deinem Himmel findet
Sättigung die wilde Bruſt;
Frommen Kinderſinnes wiegen
Sich im Schooſe der Natur –
Über Stolz und Liebe ſiegen
Deine Auserwählten nur. –

Dank, o milde Seegensrechte!
Für die Wonn' und Heiligkeit,
Für der hohen Bundesnächte
Süße küne Trunkenheit;
Für des Troſtes Melodien,
Für der Hofnung Labetrank,
Für die tauſend Liebesmühen
Weinenden entflammten Dank!

Siehe, Frücht' und Äſte fallen,
Felſen ſtürzt der Zeitenfluß;

Freundlich winkt zu Minos Hallen
Bald der ſtille Genius;
Doch es lebe, was hienieden
Schönes, göttliches verblüht,
Hier, o Brüder! Tyndariden!
Wo die reine Flamme glüht! –

Ha! die frohen Geiſter ringen
Zur Unendlichkeit hinan,
Tiefer, ahndungsvoller dringen
Wir in dieſen Ozean!
Hin zu deiner Wonne ſchweben
Wir aus Sturm und Dämmerung,
Du, der Myriaden Leben
Heilig Ziel! Vereinigung!

Wo in ſeiner Siegesfeier
Götterluſt der Geiſt genießt,
Süßer, heiliger und freier
Seel' in Seele ſich ergießt,
Wo in's Meer die Ströme rinnen,
Singen bei der Pole Klang
Wir der Geiſterköniginnen
Schönſter einſt Triumphgeſang.

HYMNE AN DIE LIEBE

Froh der ſüßen Augenwaide
Wallen wir auf grüner Flur;
Unſer Prieſtertum iſt Freude,
Unſer Tempel die Natur; –
Heute ſoll kein Auge trübe,
Sorge nicht hienieden ſeyn!
Jedes Weſen ſoll der Liebe
Frei und froh, wie wir, ſich freu'n!

Höhnt im Stolze, Schweſtern, Brüder!
Höhnt der ſcheuen Knechte Tand!
Jubelt kün das Lied der Lieder,
Veſtgeſchlungen Hand in Hand!
Steigt hinauf am Rebenhügel,
Blikt hinab ins weite Thal!
Überall der Liebe Flügel,
Hold und herrlich überall!

Liebe bringt zu jungen Roſen
Morgenthau von hoher Luft,
Lehrt die warmen Lüfte koſen
In der Maienblume Duft;
Um die Orione leitet
Sie die treuen Erden her,
Folgſam ihrem Winke, gleitet
Jeder Strom in's weite Meer;

An die wilden Berge reihet
Sie die ſanften Thäler an,

Die entbranndte Sonn' erfreuet
Sie im ſtillen Ozean;
Siehe! mit der Erde gattet
Sich des Himmels heil'ge Luſt,
Von den Wettern überſchattet
Bebt entzükt der Mutter Bruſt.

Liebe wallt durch Ozeane,
Höhnt der dürren Wüſte Sand,
Blutet an der Siegesfahne
Jauchzend für das Vaterland;
Liebe trümmert Felſen nieder,
Zaubert Paradieſe hin –
Lächelnd kehrt die Unſchuld wieder,
Göttlichere Lenze blüh'n.

Mächtig durch die Liebe, winden
Von der Feſſel wir uns los,
Und die trunknen Geiſter ſchwinden
Zu den Sternen, frei und groß!
Unter Schwur und Kuß vergeſſen
Wir die träge Fluth der Zeit,
Und die Seele naht vermeſſen
Deiner Luſt, Unendlichkeit!

HYMNE AN DEN GENIUS DER JUGEND

Heil! das ſchlummernde Gefieder
Iſt zu neuem Flug' erwacht,
Triumphirend fühl' ich wieder
Lieb' und ſtolze Geiſtesmacht;
Siehe! deiner Himmelsflamme,
Deiner Freud' und Stärke voll,
Herrſcher in der Götter Stamme!
Sei der künen Liebe Zoll.

Ha! der brüderlichen Milde,
So von deiner Stirne ſpricht!
Solch' harmoniſches Gebilde
Waidete kein Auge nicht;
Wie um ihn die Aare ſchweben,
Wie die Lok' im Fluge weht! –
Wo im ungemeſſnen Leben
Lebt ſo ſüße Majeſtät?

Lächelnd ſah der Holde nieder
Auf die winterliche Flur,
Und ſie lebt und liebet wieder
Die entſchlummerte Natur;
Um die Hügel und die Thale
Jauchz' ich nun im Vollgenuß,
Über deinem Freudenmahle,
Königlicher Genius!

Ha! wie dieſe Götteraue
Wieder lächelt und gedeiht!

Alles, was ich fühl' und ſchaue,
Eine Lieb' und Seeligkeit!
Felſen hat der Falk' erſchwungen,
Sich, wie dieſes Herz, zu freu'n,
Und, von gleicher Kraft durchdrungen,
Strebt und rauſcht der Eichenhain.

Unter liebendem Gekoſe
Schmieget Well' an Welle ſich;
Liebend fühlt die ſüße Roſe,
Fühlt die heil'ge Myrthe dich;
Tauſend frohe Leben winden
Schüchtern ſich um Tellus' Bruſt,
Und dem blauen Aether künden
Tauſend Jubel deine Luſt.

Doch des Herzens ſchöne Flamme,
Die mir deine Huld verlieh,
Herrſcher in der Götter Stamme!
Süßer, ſtolzer fühl' ich ſie;
Deine Frülinge verblühten,
Manch' Geliebtes welkte dir; —
Wie vor Jahren ſie erglühten,
Glühen Herz und Stirne mir.

O! du lohnſt die ſtille Bitte
Noch mit innigem Genuß,
Leiteſt noch des Pilgers Tritte
Zu der Freude Götterkuß;
Mit der Balſamtropfe kühlen
Hofnungen die Wunde doch,

Süße Täuſchungen umſpielen
Doch die dürren Pfade noch.

Jedem Adel hingegeben,
Jeder lesbiſchen Geſtalt,
Huldiget das trunkne Leben
Noch der Schönheit Allgewalt;
Thörig hab' ich oft gerungen,
Dennoch herrſcht zu höchſter Luſt,
Herrſcht zu ſüßen Peinigungen
Liebe noch in dieſer Bruſt.

An der alten Thaten Heere
Waidet noch das Auge ſich.
Ha! der großen Väter Ehre
Spornet noch zum Ziele mich;
Raſtlos, bis in Plutons Hallen
Meiner Sorgen ſchönſte ruht,
Die erkorne Bahn zu wallen,
Fühl' ich Stärke noch und Muth.

Wo die Nektarkelche glühen,
Seiner Siege Zeus genießt,
Und ſein Aar, von Melodien
Süß berauſcht, das Auge ſchließt,
Wo, mit heil'gem Laub' umwunden,
Der Heroën Schaar ſich freut,
Fühlt noch oft, von dir entbunden,
Meine Seele Göttlichkeit.

Preis, o Schönſter der Dämonen!
Preis dir, Herrſcher der Natur!
Auch der Götter Regionen

Blüh'n durch deine Milde nur;
Trübte ſich in heil'gem Zorne
Je dein ſtralend Angeſicht –
Ha! ſie tränken aus dem Borne
Ew'ger Luſt und Schöne nicht!

Eos, glühend vom Genuſſe,
Durch die Liebe ſchön und groß,
Wände ſich von Tithons Kuſſe
Alternd und verkümmert los;
Der in königlicher Eile
Lächelnd durch den Aether wallt,
Phöbus trauert' um die Pfeile,
Um die Künheit und Geſtalt.

Träg, zu lieben und zu haſſen,
Ganz von ihrer Siegesluſt,
Ihrer wilden Kraft verlaſſen,
Schlummert' Ares' ſtolze Bruſt;
Ha! den Todesbecher tränke
Selbſt des Donnergottes Macht! –
Erd' und Firmament verſänke
Wimmernd in des Chaos Nacht.

Doch in nahmenloſen Wonnen
Feiern ewig Welten dich,
In der Jugend Stralen ſonnen
Ewig alle Geiſter ſich; –
Mag des Herzens Gluth erkalten,
Mag im langen Kampfe mir
Jede ſüße Kraft veralten,
Neuverſchönt erwacht ſie dir!

DAS SCHIKSAAL

Προσκυνουντες την ειμαρμενην, σοφοι.
Aeſchylus

Als von des Friedens heil'gen Thalen,
Wo ſich die Liebe Kränze wand,
Hinüber zu den Göttermahlen
Des goldnen Alters Zauber ſchwand,
Als nun des Schikſaals eh'rne Rechte,
Die große Meiſterin, die Noth,
Dem übermächtigen Geſchlechte
Den langen, bittern Kampf gebot;

Da ſprang er aus der Mutter Wiege,
Da fand er ſie, die ſchöne Spur
Zu ſeiner Tugend ſchwerem Siege,
Der Sohn der heiligen Natur;
Der hohen Geiſter höchſte Gaabe,
Der Tugend Löwenkraft begann
Im Siege, den ein Götterknabe
Den Ungeheuern abgewann.

Es kann die Luſt der goldnen Erndte
Im Sonnenbrande nur gedeih'n;
Und nur in ſeinem Blute lernte
Der Kämpfer, frei und ſtolz zu ſeyn;
Triumph! Die Paradieſe ſchwanden,
Wie Flammen aus der Wolke Schoos,
Wie Sonnen aus dem Chaos, wanden
Aus Stürmen ſich Heroën loß.

Der Noth ist jede Lust entsprossen,
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebste, was mein Herz genossen,
Der holde Reiz der Menschlichkeit;
So stieg, in tiefer Fluth erzogen,
Wohin kein sterblich Auge sah,
Stillläachelnd aus den schwarzen Woogen
In stolzer Blüthe Cypria.

Durch Noth vereiniget, beschwuren,
Vom Jugendtraume süß berauscht,
Den Todesbund die Dioskuren,
Und Schwerdt und Lanze ward getauscht;
In ihres Herzens Jubel eilten
Sie, wie ein Adlerpaar, zum Streit,
Wie Löwen ihre Beute, theilten
Die Liebenden Unsterblichkeit. –

Die Klagen lehrt die Noth verachten,
Beschämt und ruhmlos läßt sie nicht
Die Kraft der Jünglinge verschmachten,
Giebt Muth der Brust, dem Geiste Licht;
Der Greise Faust verjüngt sie wieder;
Sie kömmt, wie Gottes Bliz, heran,
Und trümmert Felsenberge nieder,
Und wallt auf Riesen ihre Bahn.

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an Einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;

Und wenn in ihren Ungewittern
Selbst ein Elysium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern –
Was groß und göttlich ist, besteht. –

O du, Gespielin der Kolossen,
O weise, zürnende Natur,
Was je ein Riesenherz beschlossen,
Es keimt' in deiner Schule nur.
Wohl ist Arkadien entflohen;
Des Lebens beßre Frucht gedeiht
Durch sie, die Mutter der Heroën,
Die eherne Nothwendigkeit. –

Für meines Lebens goldnen Morgen
Sei Dank, o Pepromene, dir!
Ein Saitenspiel und süße Sorgen
Und Träum' und Thränen gabst du mir;
Die Flammen und die Stürme schonten
Mein jugendlich Elysium,
Und Ruh' und stille Liebe thronten
In meines Herzens Heiligtum.

Es reife von des Mittags Flamme,
Es reife nun vom Kampf und Schmerz
Die Blüth' am gränzenlosen Stamme,
Wie Sprosse Gottes, dieses Herz!
Beflügelt von dem Sturm, erschwinge
Mein Geist des Lebens höchste Lust,
Der Tugend Siegeslust verjünge
Bei kargem Glüke mir die Brust!

Im heiligſten der Stürme falle
Zuſammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freier walle
Mein Geiſt in's unbekannte Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge;
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen lezte ringe,
Genährt vom Siege, dieſes Herz!

GRIECHENLAND

An St.

Hätt' ich dich im Schatten der Platanen,
Wo durch Blumen der Cephiſſus rann,
Wo die Jünglinge ſich Ruhm erſannen,
Wo die Herzen Sokrates gewann,
Wo Aſpaſia durch Myrthen wallte,
Wo der brüderlichen Freude Ruf
Aus der lärmenden Agora ſchallte,
Wo mein Plato Paradieſe ſchuff,

Wo den Früling Feſtgeſänge würzten,
Wo die Ströme der Begeiſterung
Von Minervens heil'gem Berge ſtürzten —
Der Beſchüzerin zur Huldigung —
Wo in tauſend ſüßen Dichterſtunden,
Wie ein Göttertraum, das Alter ſchwand,
Hätt' ich da, Geliebter! dich gefunden,
Wie vor Jahren dieſes Herz dich fand;

Ach! wie anders hätt' ich dich umſchlungen! —
Marathons Heroën ſängſt du mir,
Und die ſchönſte der Begeiſterungen
Lächelte vom trunknen Auge dir,
Deine Bruſt verjüngten Siegsgefühle,
Deinen Geiſt, vom Lorbeerzweig umſpielt,
Drükte nicht des Lebens dumpfe Schwüle,
Die ſo karg der Hauch der Freude kühlt.

Iſt der Stern der Liebe dir verſchwunden?
Und der Jugend holdes Roſenlicht?
Ach! umtanzt von Hellas goldnen Stunden,
Fühlteſt du die Flucht der Jahre nicht,
Ewig, wie der Veſta Flamme, glühte
Muth und Liebe dort in jeder Bruſt,
Wie die Frucht der Heſperiden, blühte
Ewig dort der Jugend ſtolze Luſt.

Ach! es hätt' in jenen beſſern Tagen
Nicht umſonſt ſo brüderlich und gros
Für das Volk dein liebend Herz geſchlagen,
Dem ſo gern der Freude Zähre floß! –
Harre nur! ſie kömmt gewiß, die Stunde,
Die das Göttliche vom Kerker trennt –
Stirb! du ſuchſt auf dieſem Erdenrunde,
Edler Geiſt! umſonſt dein Element.

Attika, die Heldin, iſt gefallen;
Wo die alten Götterſöhne ruhn,
Im Ruin der ſchönen Marmorhallen
Steht der Kranich einſam trauernd nun;
Lächelnd kehrt der holde Früling wieder,
Doch er findet ſeine Brüder nie
In Iliſſus heilgem Thale wieder –
Unter Schutt und Dornen ſchlummern ſie.

Mich verlangt ins ferne Land hinüber,
Nach Alcäus und Anakreon,
Und ich ſchlief' im engen Hauße lieber
Bei den Heiligen in Marathon;

Ach! es ſei die lezte meiner Thränen,
Die dem lieben Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an!

DEM GENIUS DER KÜNHEIT

Eine Hymne

Wer biſt du? wie zur Beute, breitet
Das Unermeßliche vor dir ſich aus,
Du Herrlicher! mein Saitenſpiel geleitet
Dich auch hinab in Plutons dunkles Haus;
So flogen auf Ortygias Geſtaden,
Indeß der Lieder Sturm die Wolken brach,
Dem Rebengott die taumelnden Mänaden
In wilder Luſt durch Hain und Klüfte nach.

Einſt war, wie mir, der ſtille Funken
Zu freier heitrer Flamme dir erwacht,
Du brauſteſt ſo, von junger Freude trunken,
Voll Übermuths durch deiner Wälder Nacht,
Als von der Meiſterin, der Noth, geleitet,
Dein ungewohnter Arm die Keule ſchwang,
Und drohend ſich, vom erſten Feind erbeutet,
Die Löwenhaut um deine Schulter ſchlang. –

Wie nun in jugendlichem Kriege
Heroënkraft mit der Natur ſich maß!
Ach! wie der Geiſt, vom wunderbaren Siege
Berauſcht, der armen Sterblichkeit vergaß!
Die ſtolzen Jünglinge! die künen!
Sie legten froh dem Tyger Feſſeln an,
Sie bändigten, von ſtaunenden Delphinen
Umtanzt, den königlichen Ozean.

Oft hör' ich deine Wehre rauſchen,
Du Genius der Künen! und die Luſt,

Den Wundern deines Heldenvolks zu lauſchen,
Sie ſtärkt mir oft die lebensmüde Bruſt;
Doch weilſt du freundlicher um ſtille Laren,
Wo eine Welt der Künſtler kün belebt,
Wo um die Majeſtät des Unſichtbaren
Ein edler Geiſt der Dichtung Schleier webt.

Den Geiſt des Alls und ſeine Fülle
Begrüßte Mäons Sohn auf heil'ger Spur,
Sie ſtand vor ihm, mit abgelegter Hülle,
Voll Ernſtes da, die ewige Natur;
Er rief ſie kün vom dunklen Geiſterlande,
Und lächelnd trat, in aller Freuden Chor,
Entzükender im menſchlichen Gewande
Die nahmenloſe Königin hervor.

Er ſah die dämmernden Gebiete,
Wohin das Herz in banger Luſt begehrt,
Er ſtreuete der Hofnung ſüße Blüthe
Ins Labyrinth, wo keiner wiederkehrt,
Dort glänzte nun in mildem Roſenlichte
Der Lieb' und Ruh' ein lächelnd Heiligtum,
Er pflanzte dort der Heſperiden Früchte,
Dort ſtillt die Sorgen nun Elyſium.

Doch ſchreklich war, du Gott der Künen!
Dein heilig Wort, wenn unter Nacht und Schlaf
Verkündiger des ew'gen Lichts erſchienen,
Und den Betrug der Warheit Flamme traf;
Wie ſeinen Bliz aus hohen Wetternächten
Der Donnerer auf bange Thale ſtreut,

So zeigteſt du entarteten Geſchlechten
Der Rieſen Sturz, der Völker Sterblichkeit.

Du wogſt mit ſtrenggerechter Schaale,
Wenn mit der Toge du das Schwerdt vertauſcht,
Du ſprachſt, ſie wankten, die Sardanapale,
Vom Taumelkelche deines Zorns berauſcht;
Es ſchrökt' umſonſt mit ihrem Tygergrimme
Dein Tribunal die alte Finſterniß,
Du hörteſt ernſt der Unſchuld leiſe Stimme,
Und opferteſt der heil'gen Nemeſis.

Verlaß mit deinem Götterſchilde,
Verlaß, o du der Künen Genius!
Die Unſchuld nie. Gewinne dir und bilde
Das Herz der Jünglinge mit Siegsgenuß!
O ſäume nicht! ermahne, ſtrafe, ſiege!
Und ſichre ſtets der Warheit Majeſtät,
Bis aus der Zeit geheimnißvoller Wiege
Des Himmels Kind, der ew'ge Friede geht!

DER GOTT DER JUGEND

Gehn dir im Dämmerlichte,
Wenn in der Sommernacht
Für ſeelige Geſichte
Dein liebend Auge wacht,
Noch oft der Freunde Manen
Und, wie der Sterne Chor,
Die Geiſter der Titanen
Des Altertums empor;

Wird da, wo ſich im Schönen
Das Göttliche verhüllt,
Noch oft das tiefe Sehnen
Der Liebe dir geſtillt;
Belohnt des Herzens Mühen
Der Ruhe Vorgefühl,
Und tönt von Melodien
Der Seele Saitenſpiel;

So ſuch' im ſtillſten Thale
Den blüthenreichſten Hain,
Und gieß' aus goldner Schaale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Des Herzens Früling dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir.

Wie unter Tiburs Bäumen,
Wenn da der Dichter ſaß,
Und unter Götterträumen

Der Jahre Flucht vergaß,
Wenn ihn die Ulme kühlte,
Und wenn ſie ſtolz und froh
Um Silberblüthen ſpielte,
Die Fluth des Anio;

Und wie um Platons Hallen,
Wenn durch der Haine Grün,
Begrüßt von Nachtigallen,
Der Stern der Liebe ſchien,
Wenn alle Lüfte ſchliefen,
Und, ſanft bewegt vom Schwan,
Cephiſſus durch Oliven
Und Myrthenſträuche rann;

So ſchön iſt's noch hienieden!
Auch unſer Herz erfuhr
Das Leben und den Frieden
Der freundlichen Natur;
Noch blüht des Himmels Schöne,
Noch miſchen brüderlich
In unſers Herzens Töne
Des Frülings Laute ſich.

Drum ſuch' im ſtillſten Thale
Den düftereichſten Hain,
Und gieß' aus goldner Schaale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Das Bild der Erde dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir.

AN EINE ROSE

Ewig trägt im Mutterſchooſe,
Süße Königin der Flur,
Dich und mich die ſtille, große,
Allbelebende Natur!
Röschen, unſer Schmuk veraltet,
Stürm' entblättern dich und mich,
Doch der ew'ge Keim entfaltet
Stets zu neuer Blüthe ſich!

EINER ABWESENDEN FREUNDIN

Wenn vom Früling rund umſchlungen,
Von des Morgens Hauch umweht,
Trunken nach Erinnerungen
Meine wache Seele ſpäht;
Wenn, wie einſt am fernen Heerde,
Mir ſo ſüß die Sonne blinkt,
Und ihr Stral ins Herz der Erde
Und der Erdenkinder dringt;

Wenn, umdämmert von der Weide,
Wo der Bach vorüber rinnt,
Tief bewegt von Laid und Freude,
Meine Seele träumt und ſinnt;
Wenn im Haine Geiſter ſäuſeln,
Wenn im Mondenſchimmer ſich
Kaum die ſtillen Teiche kräuſeln,
Schau ich oft und grüße dich.

Edles Herz, du biſt der Sterne
Und der ſchönen Erde werth,
Biſt es werth, ſo viel die ferne,
Nahe Mutter uns beſcheert;
Denn mit deiner Liebe lieben
Schönes Auserwählte nur,
Denn du biſt ihr treu geblieben,
Deiner Mutter, der Natur. –

Der Geſang der Haine ſchalle
Froh, wie du, um deinen Pfad;
Sanft bewegt vom Weſte, walle,
Wie dein friedlich Herz, die Saat!

Deine liebſte Blüthe reegne,
Wo du wandelſt, auf die Flur;
Wo dein Auge weilt, begegne
Dir das Lächeln der Natur!

Oft im ſtillen Tannenhaine
Webe dir ums Angeſicht
Seine zauberiſche, reine
Glorie das Abendlicht!
Deines Herzens Sorgen wiege
Drauf die Nacht in ſüße Ruh,
Und die freie Seele fliege
Liebend den Geſtirnen zu!

TROST

An Neuffer

Noch kehrt in mich der ſchöne Früling wieder,
Noch altert nicht mein kindlich frohes Herz,
Noch rinnt vom Auge mir der Wehmuth Balſam nieder,
Noch lebt in mir der Hofnung Luſt und Schmerz.

Noch labt mich oft mit ſüßer Augenwaide
Ein holder Blik, noch lächelt mir die Flur,
Noch reicht die Freundſchaft mir den Kelch der
reinſten Freude,
Noch lieg' ich froh am Buſen der Natur.

Getroſt! Es iſt der Thränen werth, diß Leben,
So lang uns Pilgern Gottes Sonne ſcheint,
Und Bilder beſſrer Zeit um unſre Seele ſchweben,
Und ach! mit uns ein freundlich Auge weint.

AN DIE NATUR

Da ich noch um deinen Schleier ſpielte,
Noch an dir wie eine Blüthe hieng,
Noch dein Herz in jedem Laute fühlte,
Der mein zärtlichbebend Herz umfieng,
Da ich noch mit Glauben und mit Sehnen
Reich, wie du, vor deinem Bilde ſtand,
Eine Stelle noch für meine Thränen,
Eine Welt für meine Liebe fand,

Da zur Sonne noch mein Herz ſich wandte,
Als vernähme ſeine Töne ſie,
Und die Sterne ſeine Brüder nannte
Und den Frühling Gottes Melodie,
Da im Hauche, der den Hain bewegte,
Noch dein Geiſt, dein Geiſt der Freude ſich
In des Herzens ſtiller Welle regte,
Da umfiengen goldne Tage mich.

Wenn im Thale, wo der Quell mich kühlte,
Wo der jugendlichen Sträuche Grün
Um die ſtillen Felſenwände ſpielte
Und der Aether durch die Zweige ſchien,
Wenn ich da, von Blüthen übergoſſen,
Still und trunken ihren Othem trank
Und zu mir, von Licht und Glanz umfloſſen,
Aus den Höhn die goldne Wolke ſank –

Wenn ich fern auf nakter Haide wallte,
Wo aus dämmernder Geklüfte Schoos

Der Titanenſang der Ströme ſchallte
Und die Nacht der Wolken mich umſchloß,
Wenn der Sturm mit ſeinen Wetterwoogen
Mir vorüber durch die Berge fuhr
Und des Himmels Flammen mich umflogen,
Da erſchienſt du, Seele der Natur!

Oft verlor ich da mit trunknen Thränen
Liebend, wie nach langer Irre ſich
In den Ozean die Ströme ſehnen,
Schöne Welt! in deiner Fülle mich;
Ach! da ſtürzt' ich mit den Weſen allen
Freudig aus der Einſamkeit der Zeit,
Wie ein Pilger in des Vaters Hallen,
In die Arme der Unendlichkeit. –

Seid geſeegnet, goldne Kinderträume,
Ihr verbargt des Lebens Armuth mir,
Ihr erzogt des Herzens gute Keime,
Was ich nie erringe, ſchenktet ihr!
O Natur! an deiner Schönheit Lichte,
Ohne Müh' und Zwang, entfalteten
Sich der Liebe königliche Früchte,
Wie die Erndten in Arkadien.

Todt iſt nun, die mich erzog und ſtillte,
Todt iſt nun die jugendliche Welt,
Dieſe Bruſt, die einſt ein Himmel füllte,
Todt und dürftig wie ein Stoppelfeld;
Ach! es ſingt der Frühling meinen Sorgen
Noch, wie einſt, ein freundlich tröſtend Lied,

Aber hin ist meines Lebens Morgen,
Meines Herzens Frühling ist verblüht.

Ewig muß die liebste Liebe darben,
Was wir lieben, ist ein Schatten nur,
Da der Jugend goldne Träume starben,
Starb für mich die freundliche Natur;
Das erfuhrst du nicht in frohen Tagen,
Daß so ferne dir die Heimath liegt,
Armes Herz, du wirst sie nie erfragen,
Wenn dir nicht ein Traum von ihr genügt.

AN DIE UNERKANNTE

Kennſt du ſie, die ſeelig, wie die Sterne,
Und des Lebens dunkler Wooge ferne
Wandellos in ſtiller Schöne lebt,
Die des Herzens löwenkühne Siege,
Des Gedankens feſſelfreie Flüge,
Wie der Tag den Adler, überſchwebt?

Die uns trift mit ihren Mittagsſtrahlen,
Uns entflammt mit ihren Idealen,
Wie vom Himmel, uns Gebote ſchikt,
Die die Weiſen nach dem Wege fragen,
Stumm und ernſt, wie von dem Sturm verſchlagen
Nach dem Orient der Schiffer blikt.

Die das Beſte giebt aus ſchöner Fülle,
Wenn aus ihr die Rieſenkraft der Wille
Und der Geiſt ſein ſtilles Urtheil nimmt,
Die dem Lebensliede ſeine Weiſe,
Die das Maas der Ruhe wie dem Fleiße
Durch den Mittler, unſern Geiſt beſtimmt.

Die, wenn uns des Lebens Leere tödtet,
Magiſch uns die welken Schläfe röthet,
Uns mit Hofnungen das Herz verjüngt,
Die den Dulder, den der Sturm zertrümmert,
Den ſein fernes Ithaka bekümmert,
In Alkinous Gefilde bringt.

Kennſt du ſie, die uns mit Lorbeerkronen,
Mit der Freude beſſrer Regionen,

Ehe wir zu Grabe gehn, vergilt,
Die der Liebe göttlichſtes Verlangen,
Die das ſchönſte, was wir angefangen,
Mühelos im Augenblik erfüllt?

Die der Kindheit Wiederkehr beſchleunigt,
Die den Halbgott, unſern Geiſt, vereinigt
Mit den Göttern, die er kühn verſtößt,
Die des Schikſaals eh'rne Schlüſſe mildert,
Und im Kampfe, wenn das Herz verwildert,
Uns beſänftigend den Harniſch löſt.

Die das Eine, das im Raum der Sterne,
Das du ſuchſt in aller Zeiten Ferne
Unter Stürmen, auf verwegner Fahrt,
Das kein ſterblicher Verſtand erſonnen,
Keine, keine Tugend noch gewonnen,
Die des Friedens goldne Frucht bewahrt.

[AN HERKULES]

In der Kindheit Schlaf begraben,
Lag ich, wie das Erz im Schacht;
Dank, mein Herkules! den Knaben
Haſt zum Manne du gemacht.
Reif bin ich zum Königsſize
Und mir brechen ſtark und groß
Thaten, wie Kronions Blize,
Aus der Jugend Wolke los.

Wie der Adler ſeine Jungen,
Wenn der Funk' im Auge glimmt,
Auf die kühnen Wanderungen
In den frohen Aether nimmt,
Nimmſt du aus der Kinderwiege,
Von der Mutter Tiſch und Haus
In die Flamme deiner Kriege,
Hoher Halbgott, mich hinaus.

Wähnteſt du, dein Kämpferwagen
Rolle mir umſonſt ins Ohr?
Jede Laſt, die du getragen,
Hub die Seele mir empor.
Zwar der Schüler mußte zahlen;
Schmerzlich brannten, ſtolzes Licht,
Mir im Buſen deine Stralen,
Aber ſie verzehrten nicht.

Was du, glüklicher geſchaffen,
Als der Götterſohn vollbracht,

Führ' ich aus mit eignen Waffen,
Mit des Herzens Luſt und Macht.

. . . .

Wenn für deines Schikſaals Woogen
Hohe Götterkräfte dich,
Kühner Schwimmer! auferzogen,
Was erzog dem Siege mich?
Was berief den Vaterloſen,
Der in dunkler Halle ſaß,
Zu dem Göttlichen und Großen,
Daß er kühn an dir ſich maß?

Was ergriff und zog vom Schwarme
Der Geſpielen mich hervor?
Was bewog des Bäumchens Arme
Nach des Aethers Tag empor?
Freundlich nahm des jungen Lebens
Keines Gärtners Hand ſich an,
Aber kraft des eignen Strebens
Blikt' und wuchs ich himmelan.

Sohn Kronions! an die Seite
Tret' ich nun erröthend dir.
Der Olymp iſt deine Beute;
Komm und theile ſie mit mir!
Sterblich bin ich zwar geboren,
Dennoch hat Unſterblichkeit
Meine Seele ſich geſchworen,
Und ſie hält, was ſie gebeut!

DIOTIMA

[Erſte Faſſung]

Lange todt und tiefverſchloſſen,
Grüßt mein Herz die ſchöne Welt,
Seine Zweige blühn und ſproſſen,
Neu von Lebenskraft geſchwellt,
O! ich kehre noch in's Leben,
Wie heraus in Luft und Licht,
Meiner Blumen ſeelig Streben
Aus der dürren Hülſe bricht.

Die ihr meine Klage kanntet,
Die ihr liebezürnend oft
Meines Sinnes Fehle nanntet
Und geduldet und gehoft,
Eure Noth iſt aus, ihr Lieben!
Und das Dornenbett iſt leer,
Und ihr kennt den immertrüben
Kranken Weinenden nicht mehr.

Wie ſo anders iſt's geworden!
Alles, was ich haßt' und mied,
Stimmt in freundlichen Akkorden
Nun in meines Lebens Lied,
Und mit jedem Stundenſchlage
Ward ich wunderbar gemahnt
An der Kindheit goldne Tage,
Seit ich dieſes Eine fand.

Diotima! ſeelig Weſen!
Herrliche, durch die mein Geiſt

Von des Lebens Angſt geneſen
Götterjugend ſich verheißt!
Unſer Himmel wird beſtehen,
Unergründlich ſich verwandt
Hat, noch eh' wir uns geſehen,
Unſer Weſen ſich gekannt.

Da ich noch in Kinderträumen
Friedlich, wie der blaue Tag,
Unter meines Gartens Bäumen
Auf der warmen Erde lag,
Da mein erſt Gefühl ſich regte,
Da zum erſtenmale ſich
Göttliches in mir bewegte,
Säuſelte dein Geiſt um mich.

Ach! und da mein ſchöner Friede
Wie ein Saitenſpiel zerriß,
Da von Haß und Liebe müde
Mich mein guter Geiſt verließ,
Kamſt du, wie vom Himmel nieder,
Und es gab mein einzig Glük,
Meines Sinnes Wohllaut wieder
Mir ein Traum von dir zurük.

Da ich flehend mich vergebens
An der Weſen Kleinſtes hieng,
Durch den Sonnenſchein des Lebens
Einſam, wie ein Blinder, gieng,
Oft vor treuem Angeſichte
Stand und keine Deutung fand,

Darbend vor des Himmels Lichte,
Vor der Mutter Erde ſtand;

Lieblich Bild, mit deinem Strale
Drangſt du da in meine Nacht!
Neu an meinem Ideale,
Neu und ſtark war ich erwacht;
Dich zu finden, warf ich wieder,
Warf ich meinen trägen Kahn
Von dem todten Porte wieder
In den blauen Ozean. –

Nun, ich habe dich gefunden!
Schöner, als ich ahndend ſah
In der Liebe Feierſtunden,
Hohe Gute! biſt du da;
O der armen Phantaſien!
Dieſes Eine bildeſt nur
Du in deinen Harmonien,
Frohvollendete Natur!

Wie auf ſchwanker Halme Bogen
Sich die trunkne Biene wiegt,
Hin und wieder angezogen,
Taumelnd hin und wieder fliegt,
Wankt und weilt vor dieſem Bilde
. . . .
. . . .

DIOTIMA

[Zweite Faſſung]

Lange todt und tiefverſchloſſen,
Grüßt mein Herz die ſchöne Welt,
Seine Zweige blüh'n und ſproſſen,
Neu von Lebenskraft geſchwellt.
O, ich kehre noch ins Leben,
Wie heraus in Luft und Licht
Meiner Blumen ſeelig Streben
Aus der dürren Hülſe bricht.

Wie ſo anders iſt's geworden!
Alles, was ich haßt' und mied,
Stimmt in freundlichen Akkorden
Nun in meines Lebens Lied;
Und mit jedem Stundenſchlage
Werd' ich wunderbar gemahnt
An der Kindheit goldne Tage,
Seit ich dieſes Eine fand.

Diotima, ſeelig Weſen!
Herrliche! durch die mein Geiſt,
Von des Lebens Angſt geneſen,
Götterjugend ſich verheißt!
Unſer Himmel wird beſtehen!
Unergründlich ſich verwandt,
Hat ſich, eh' wir uns geſehen,
Unſer Innerſtes gekannt.

Da ich noch in Kinderträumen
Friedlich, wie der blaue Tag,

Unter meines Gartens Bäumen
Auf der warmen Erde lag,
Und in leiſer Luſt und Schöne
Meines Herzens Mai begann,
Säuſelte wie Zephyrstöne
Diotimas Geiſt mich an.

Ach! und da, wie eine Sage,
Mir des Lebens Schöne ſchwand,
Da ich vor des Himmels Tage
Darbend, wie ein Blinder, ſtand,
Da die Laſt der Zeit mich beugte,
Und mein Leben kalt und blaich,
Sehnend ſchon hinab ſich neigte
In der Schatten ſtummes Reich:

Da, da kam vom Ideale,
Wie vom Himmel, Muth und Macht,
Du erſchienſt mit deinem Strale,
Götterbild, in meiner Nacht!
Dich zu finden, warf ich wieder,
Warf ich den entſchlafnen Kahn
Von dem ſtummen Porte nieder
In den blauen Ocean. —

Nun, ich habe dich gefunden,
Schöner, als ich ahnend ſah,
In der Liebe Feierſtunden —
Hohe, Gute! biſt du da.
O, der armen Phantaſien!
Dieſes Eine bildeſt nur

Du in ew'gen Harmonien,
Frohvollendete Natur!

Wie die Seeligen dort oben,
Wo hinauf die Freude flieht,
Wo, des Daſeyns überhoben,
Wandelloſe Schöne blüht,
Wie melodiſch bei des alten
Chaos Zwiſt Urania,
Steht ſie, göttlichrein erhalten,
Im Ruin der Zeiten da.

Unter tauſend Huldigungen
Hat mein Geiſt, beſchämt, beſiegt,
Sie zu faſſen ſchon gerungen,
Die ſein Kühnſtes überfliegt.
Sonnengluth und Frühlingsmilde,
Streit und Frieden wechſelt hier
Vor dem ſchönen Engelsbilde
In des Buſens Tiefe mir.

Viel der heil'gen Herzensthränen
Hab' ich ſchon vor ihr geweint,
Hab' in allen Lebenstönen
Mit der Holden mich vereint,
Hab', ins tiefſte Herz getroffen,
Oft um Schonung ſie gefleht,
Wenn ſo klar und heilig offen
Mir ihr eig'ner Himmel ſteht;

Habe, wenn in reicher Stille,
Wenn in einem Blik und Laut

Seine Ruhe, ſeine Fülle
Mir ihr Genius vertraut,
Wenn der Gott, der mich begeiſtert,
Mir an ihrer Stirne tagt,
Von Bewundrung übermeiſtert,
Zürnend ihr mein Nichts geklagt;

Dann umfängt ihr himmliſch Weſen
Süß im Kinderſpiele mich,
Und in ihrem Zauber löſen
Freudig meine Bande ſich;
Hin iſt dann mein dürftig Streben,
Hin des Kampfes lezte Spur,
Und ins volle Götterleben
Tritt die ſterbliche Natur.

Da, wo keine Macht auf Erden,
Keines Gottes Wink uns trennt,
Wo wir Eins und Alles werden,
Da iſt nun mein Element;
Wo wir Noth und Zeit vergeſſen,
Und den kärglichen Gewinn
Nimmer mit der Spanne meſſen,
Da, da weiß ich, daß ich bin.

Wie der Stern der Tyndariden,
Der in lichter Majeſtät
Seine Bahn, wie wir, zufrieden
Dort in dunkler Höhe geht,
Wie er in die Meereswoogen,
Wo die ſchöne Ruhe winkt,

Von des Himmels ſteilem Bogen
Klar und groß hinunterſinkt:

O Begeiſterung, ſo finden
Wir in dir ein ſeelig Grab,
Tief in deine Woogen ſchwinden,
Still frohlokend, wir hinab,
Bis der Hore Ruf wir hören
Und, mit neuem Stolz erwacht,
Wie die Sterne, wiederkehren
In des Lebens kurze Nacht.

DIOTIMA

[Dritte Faſſung]

Leuchteſt du wie vormals nieder,
Goldner Tag! und ſproſſen mir
Des Geſanges Blumen wieder
Lebenathmend auf zu dir?
Wie ſo anders iſts geworden!
Manches, was ich trauernd mied,
Stimmt in freundlichen Akkorden
Nun in meiner Freude Lied;
Und mit jedem Stundenſchlage
Werd' ich wunderbar gemahnt
An der Kindheit ſtille Tage,
Seit ich Sie, die Eine, fand.

Diotima! edles Leben!
Schweſter, heilig mir verwandt!

Eh ich dir die Hand gegeben,
Hab' ich ferne dich gekannt.
Damals ſchon, da ich in Träumen,
Mir entlokt vom heitern Tag',
Unter meines Gartens Bäumen,
Ein zufriedner Knabe, lag,
Da in leiſer Luſt und Schöne
Meiner Seele Mai begann,
Säuſelte, wie Zephyrstöne,
Göttliche! dein Geiſt mich an.

Ach! und da, wie eine Sage,
Jeder frohe Gott mir ſchwand,
Da ich vor des Himmels Tage
Darbend, wie ein Blinder, ſtand,
Da die Laſt der Zeit mich beugte
Und mein Leben, kalt und blaich,
Sehnend ſchon hinab ſich neigte
In der Todten ſtummes Reich:
Wünſcht' ich öfters noch, dem blinden
Wanderer, diß Eine mir,
Meines Herzens Bild zu finden
Bei den Schatten oder hier.

Nun! ich habe dich gefunden!
Schöner, als ich ahnend ſah,
Hoffend in den Feierſtunden,
Holde Muſe! biſt du da;
Von den Himmliſchen dort oben,
Wo hinauf die Freude flieht,
Wo, des Alterns überhoben,

Immerheitre Schöne blüht,
Scheinſt du mir herabgeſtiegen,
Götterbotin! Weilteſt du
Nun in gütigem Genügen
Bei dem Sänger immerzu.

Sommergluth und Frühlingsmilde,
Streit und Frieden wechſelt hier
Vor dem ſtillen Götterbilde
Wunderbar im Buſen mir;
Zürnend unter Huldigungen
Hab' ich oft, beſchämt, beſiegt,
Sie zu faſſen, ſchon gerungen,
Die mein Kühnſtes überfliegt;
Unzufrieden im Gewinne,
Hab' ich ſtolz darob geweint,
Daß zu herrlich meinem Sinne
Und zu mächtig ſie erſcheint.

Ach! an deine ſtille Schöne,
Seeligholdes Angeſicht!
Herz! an deine Himmelstöne
Iſt gewohnt das meine nicht;
Aber deine Melodien
Heitern mälig mir den Sinn,
Daß die trüben Träume fliehen,
Und ich ſelbſt ein andrer bin;
Bin ich dazu denn erkoren?
Ich, zu deiner hohen Ruh,
So zu Licht und Luſt geboren,
Göttlichglükliche! wie du? –

Wie dein Vater und der meine,
Der in heitrer Majeſtät
Über ſeinem Eichenhaine
Dort in lichter Höhe geht,
Wie er in die Meereswoogen,
Wo die kühle Tiefe blaut,
Steigend an des Himmels Bogen,
Klar und ſtill herunterſchaut:
So will ich aus Götterhöhen,
Neugeweiht in ſchön'rem Glük,
Froh zu ſingen und zu ſehen,
Nun zu Sterblichen zurük.

AN DIE KLUGEN RATHGEBER

[Erſte Faſſung]

Ich ſollte nicht im Lebensfelde ringen,
So lang mein Herz nach höchſter Schöne ſtrebt,
Ich ſoll mein Schwanenlied am Grabe ſingen,
Wo ihr ſo gern lebendig uns begräbt?
O! ſchonet mein und laßt das rege Streben,
Bis ſeine Fluth in's fernſte Meer ſich ſtürzt,
Laßt immerhin, ihr Ärzte, laßt mich leben,
So lang die Parze nicht die Bahn verkürzt.

Des Weins Gewächs verſchmäht die kühlen Thale,
Heſperiens beglükter Garten bringt
Die goldnen Früchte nur im heißen Strahle,
Der, wie ein Pfeil, in's Herz der Erde dringt;
Was warnt ihr dann, wenn ſtolz und ungeſchändet
Des Menſchen Herz von kühnem Zorn entbrennt,
Was nimmt ihr ihm, der nur im Kampf vollendet,
Ihr Weichlinge, ſein glühend Element?

Er hat das Schwerdt zum Spiele nicht genommen,
Der Richter, der die alte Nacht verdammt,
Er iſt zu'm Schlafe nicht herabgekommen,
Der reine Geiſt, der aus dem Aether ſtammt;
Er ſtrahlt heran, er ſchrökt, wie Meteore,
Befreit und bändigt, ohne Ruh' und Sold,
Bis, wiederkehrend durch des Himmels Thore,
Sein Kämpferwagen im Triumphe rollt.

Und ihr, ihr wollt des Rächers Arme lähmen,
Dem Geiſte, der mit Götterrecht gebeut,

Bedeutet ihr, ſich knechtiſch zu bequemen,
Nach eures Pöbels Unerbittlichkeit?
Das Irrhaus wählt ihr euch zum Tribunale,
Dem ſoll der Herrliche ſich unterzieh'n,
Den Gott in uns, den macht ihr zu'm Scandale,
Und ſezt den Wurm zu'm König über ihn. –

Sonſt ward der Schwärmer doch an's Kreuz
geſchlagen,
Und oft in edlem Löwengrimme rang
Der Menſch an donnernden Entſcheidungstagen,
Bis Glük und Wuth das kühne Recht bezwang;
Ach! wie die Sonne, ſank zu'r Ruhe nieder,
Wer unter Kampf ein herrlich Werk begann,
Er ſank und morgenrötlich hub er wieder
In ſeinen Lieblingen zu leuchten an.

Jezt blüht die neue Kunſt, das Herz zu morden,
Zu'm Todesdolch in meuchleriſcher Hand
Iſt nun der Rath des klugen Manns geworden,
Und furchtbar, wie ein Scherge, der Verſtand;
Bekehrt von euch zu feiger Ruhe, findet
Der Geiſt der Jünglinge ſein ſchmählich Grab,
Ach! ruhmlos in die Nebelnächte ſchwindet
Aus heitrer Luft manch ſchöner Stern hinab.

Umſonſt, wenn auch der Geiſter Erſte fallen,
Die ſtarken Tugenden, wie Wachs, vergehn,
Das Schöne muß aus dieſen Kämpfen allen,
Aus dieſer Nacht der Tage Tag entſtehn;
Begräbt ſie nur, ihr Todten, eure Todten!

Indeß ihr noch die Leichenfakel hält,
Geſchiehet ſchon, wie unſer Herz geboten,
Bricht ſchon herein die neue beſſre Welt.

DER JÜNGLING AN DIE KLUGEN RATHGEBER

[Zweite Faſſuug]

Ich ſollte ruhn? Ich ſoll die Liebe zwingen,
Die feurigfroh nach hoher Schöne ſtrebt?
Ich ſoll mein Schwanenlied am Grabe ſingen,
Wo ihr ſo gern lebendig uns begräbt?
O ſchonet mein! Allmächtig fortgezogen,
Muß immerhin des Lebens friſche Fluth
Mit Ungedult im engen Bette woogen,
Bis ſie im heimatlichen Meere ruht.

Des Weins Gewächs verſchmäht die kühlen Thale,
Heſperiens beglükter Garten bringt
Die goldnen Früchte nur im heißen Strale,
Der, wie ein Pfeil, ins Herz der Erde dringt;
Was ſänftiget ihr dann, wenn in den Ketten
Der ehrnen Zeit die Seele mir entbrennt,
Was nimmt ihr mir, den nur die Kämpfe retten,
Ihr Weichlinge! mein glühend Element?

Das Leben iſt zum Tode nicht erkoren,
Zum Schlafe nicht der Gott, der uns entflammt,
Zum Joch' iſt nicht der Herrliche geboren,
Der Genius, der aus dem Aether ſtammt;

Er kommt herab; er taucht ſich, wie zum Bade,
In des Jahrhunderts Strom und glüklich raubt
Auf eine Zeit den Schwimmer die Najade,
Doch hebt er heitrer bald ſein leuchtend Haupt.

Drum laßt die Luſt, das Große zu verderben,
Und geht und ſprecht von eurem Glüke nicht!
Pflanzt keinen Cedernbaum in eure Scherben!
Nimmt keinen Geiſt in eure Söldnerspflicht!
Verſucht es nicht, das Sonnenroß zu lähmen!
Laßt immerhin den Sternen ihre Bahn!
Und mir, mir rathet nicht, mich zu bequemen,
Und macht mich nicht den Knechten unterthan.

Und könnt' ihr ja das Schöne nicht ertragen,
So führt den Krieg mit offner Kraft und That!
Sonſt ward der Schwärmer doch ans Kreuz geſchlagen,
Jezt mordet ihn der ſanfte kluge Rath;
Wie manchen habt ihr herrlich zubereitet
Fürs Reich der Noth! wie oft auf euern Sand
Den hoffnungsfrohen Steuermann verleitet
Auf kühner Fahrt in's warme Morgenland!

Umſonſt! mich hält die dürre Zeit vergebens,
Und mein Jahrhundert iſt mir Züchtigung;
Ich ſehne mich ins grüne Feld des Lebens
Und in den Himmel der Begeiſterung;
Begrabt ſie nur, ihr Todten, eure Todten,
Und preiſt das Menſchenwerk und ſcheltet nur!
Doch reift in mir, ſo wie mein Herz geboten,
Die ſchöne, die lebendige Natur.

AN LANDAUER

Sei froh! Du haſt das gute Loos erkoren,
Denn tief und treu ward eine Seele dir;
Der Freunde Freund zu ſeyn, biſt du geboren,
Diß zeugen dir am Feſte wir.

Und ſeelig, wer im eignen Hauße Frieden,
Wie du, und Lieb' und Fülle ſieht und Ruh;
Manch Leben iſt, wie Licht und Nacht, verſchieden,
In goldner Mitte wohneſt du.

Dir glänzt die Sonn' in wohlgebauter Halle,
Am Berge reift die Sonne dir den Wein,
Und immer glüklich führt die Güter alle
Der kluge Gott dir aus und ein.

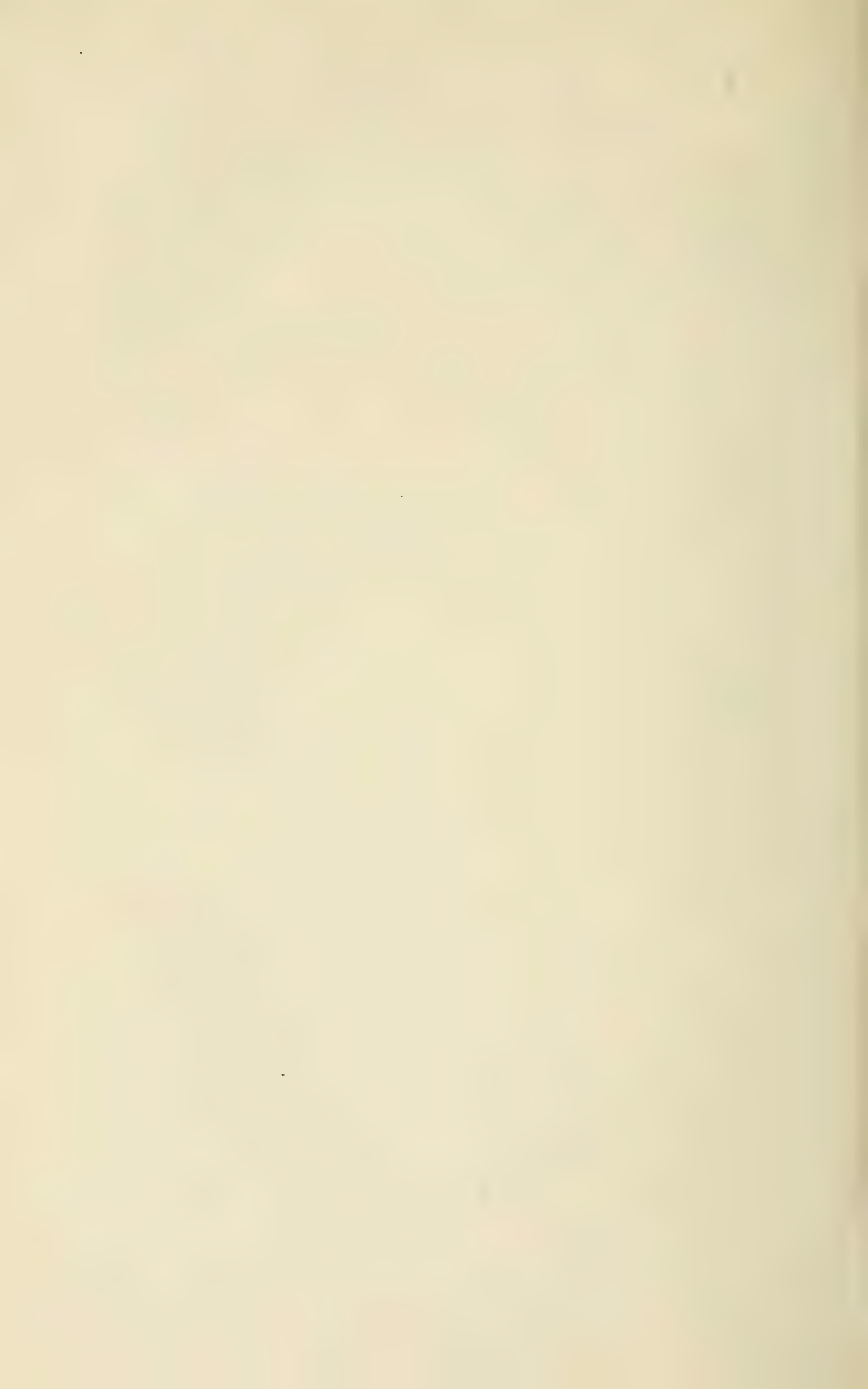
Und Kind gedeiht und Mutter um den Gatten,
Und wie den Wald die goldne Wolke krönt,
So ſeid auch ihr um ihn, geliebte Schatten!
Ihr Seeligen, an ihn gewöhnt!

O ſeid mit ihm! Denn Wolk' und Winde ziehen
Unruhig öfters über Land und Haus,
Doch ruht das Herz von allen Lebensmühen
Im heil'gen Angedenken aus.

Und ſieh! aus Freude ſagen wir von Sorgen;
Wie dunkler Wein, erfreut auch ernſter Sang;
Das Feſt verhallt, und jedes gehet morgen
Auf ſchmaler Erde ſeinen Gang.



Blankverſe



AN HILLER

Du lebteſt, Freund! – Wer nicht die
köſtliche
Reliquie des Paradieſes, nicht
Der Liebe goldne königliche Frucht,
Wie du, auf ſeinem Lebenswege brach,
Wem nie im Kreiſe freier Jünglinge
In ſüßem Ernſt der Freundſchaft trunkne Zähre
Hinab ins Blut der heil'gen Rebe rann,
Wer nicht, wie du, aus dem begeiſternden,
Dem ewigvollen Becher der Natur
Sich Muth und Kraft, und Lieb' und Freude trank,
Der lebte nie, und wenn ſich ein Jahrhundert,
Wie eine Laſt, auf ſeiner Schulter häuft. –
Du lebteſt, Freund! es blüht nur wenigen
Des Lebens Morgen, wie er dir geblüht;
Du fandeſt Herzen, dir an Einfalt, dir
An edelm Stolze gleich; es ſproßten dir
Viel ſchöne Blüthen der Geſelligkeit;
Auch adelte die innigere Luſt,
Die Tochter weiſer Einſamkeit, dein Herz;
Für jeden Reiz der Hügel und der Thale,
Für jede Grazien des Frülings ward
Ein offnes unumwölktes Auge dir.

Dich, Glüklicher, umfieng die Rieſentochter
Der ſchaffenden Natur, Helvetia;
Wo frei und ſtark der alte, ſtolze Rhein
Vom Fels hinunter donnert, ſtandeſt du,
Und jubelteſt ins herrliche Getümmel.

Wo Fels und Wald ein holdes zauberiſches
Arkadien umſchließt, wo himmelhoch Gebirg,
Deß tauſendjähr'gen Scheitel ew'ger Schnee,
Wie Silberhaar des Greiſen Stirne, kränzt,
Umſchwebt von Wetterwolken und von Adlern,
Sich unabſehbar in die Ferne dehnt,
Wo Tells und Walthers heiliges Gebein
Der unentweihten freundlichen Natur
Im Schooſe ſchläft, und manches Helden Staub,
Vom leiſen Abendwind emporgeweht,
Des Sennen ſorgenfreies Dach umwallt,
Dort fühlteſt du, was groß und göttlich iſt,
Von ſeeligen Entwürfen glühte dir,
Von tauſend goldnen Träumen deine Bruſt;
Und als du nun vom lieben heilgen Lande
Der Einfalt und der freien Künſte ſchiedſt,
Da wölkte freilich ſich die Stirne dir,
Doch ſchuff dir bald mit ihrem Zauberſtabe
Manch ſeelig Stündchen die Erinnerung.

Wohl ernſter ſchlägt ſie nun, die Scheideſtunde;
Denn ach! ſie mahnt, die unerbittliche,
Daß unſer liebſtes welkt, daß ew'ge Jugend
Nur drüben im Elyſium gedeiht;
Sie wirft uns auseinander, Herzensfreund!
Wie Maſt und Seegel vom zerriſſ'nen Schiffe
Im wilden Ozean der Sturm zerſtreut.
Vieleicht, indeß uns andre nah und ferne
Der unerforſchten Pepromene Wink
Durch Steppen oder Paradieſe führt,
Fliegſt du der jungen ſeeligeren Welt

Auf deiner Philadelphier Geſtaden
Voll frohen Muths im fernen Meere zu;
Vieleicht, daß auch ein ſüßes Zauberband
Ans abgelebte feſte Land dich feſſelt!
Denn traun! ein Räthſel iſt des Menſchen Herz!
Oft flammt der Wunſch, unendlich fortzuwandern,
Unwiderſtehlich herrlich in uns auf;
Oft däucht uns auch im engbeſchränkten Kreiſe
Ein Freund, ein Hüttchen, und ein liebes Weib
Zu aller Wünſche Sättigung genug. –
Doch werfe, wie ſie will, die Scheideſtunde
Die Herzen, die ſich lieben, auseinander!
Es ſcheuet ja der Freundſchaft heil'ger Fels
Die träge Zeit und auch die Ferne nicht.
Wir kennen uns, du Theurer! – Lebe wohl!

[EINLADUNG AN NEUFFER]

[Erſte Faſſung]

Dein Morgen, Bruder, gieng ſo ſchön hervor,
So herrlich ſchimmerte dein Morgenrot –
Und doch – und doch beſiegt ein ſchwarzer Sturm
Das hehre Licht und wälzet ſchrekenvoll
Den grimmen Donner auf dein ſichres Haupt!
O Bruder! Bruder! daß dein Bild ſo wahr,
So ſchreklich wahr des Lebens Wechſel deutet!
Daß Diſteln hinter Blumengängen lauern –!
Und Jammer auf die Roſenwange ſchielt!
Und blaicher Tod in Jünglingsadern ſchleicht,
Und bange Trennung treuer Freunde Loos,
Und edler Seelen Schiksal Druk und Kummer iſt!
Da baun wir Plane, träumen ſo entzükt
Vom nahen Ziel – und plözlich, plözlich zukt
Ein Bliz herab, und öfnet uns die Augen!
Du frägſt, warum diß all'? – aus heller Laune.
Ich ſah' im Geiſt ſich deine Stirne wölken,
In deiner Eingezogenheit – da gieng
Ich trüben Bliks hinab zu meinem Nekar
Und ſah in ſeine Woogen, bis mir ſchwindelte –
Und kehrte ſtill und voll der dunklen Zukunft
Und voll des Schikſaals, welches unſrer wartet,
Zurük – und ſezte mich, und alſo ward
Die – freilich nicht erbauliche – Tirade
Vom ungewiſſen Wechſel unſers Lebens.
Doch – komme du – und ſcherze mir Tiraden
Und Ahndungen der Zukunft von der Stirne weg,
O komm – es harret dein ein eigen Dekelglas –

Stiefmütterlich ſoll warlich nicht mein Fäßgen ſein.
Und findſt du ſchon kein Städtermahl, ſo würzet es
Doch meine Freundſchaft, und der Meinen guter
Wille.

EINLADUNG

Seinem Freunde Neuffer

[Zweite Faſſung]

Dein Morgen, Bruder, gieng ſo ſchön hervor,
Ein heitres Frühroth glänzte dir entgegen,
Den wonnevollſten Lebenstag verheißend.
Die Muſen weihten dich zu ihrem Prieſter,
Die Liebe kränzte dir das Haupt mit Roſen
Und goß die reinſten Freuden in dein Herz.
Wer war, wie du, beglükt? Das Schikſaal hat
Es anders nun gemacht. Ein ſchwarzer Sturm
Verſchlang des Tages Licht, der Donner rollte
Und traf dein ſichres Haupt; im Grabe liegt,
Was du geliebt, dein Eden iſt vernichtet.

O Bruder, Bruder, daß dein Schikſaal mir
So ſchreklich wahr des Lebens Wechſel deutet!
Daß Diſteln hinter Blumengängen lauern,
Daß gift'ger Tod in Jugendadern ſchleicht,
Daß bitt're Trennung ſelbſt den Freunden oft
Den armen Troſt verſagt, den Schmerz zu theilen!
Da bau'n wir Plane, träumen ſo entzükt
Vom nahen Ziel, und plözlich, plözlich zukt

Ein Bliz herab und öffnet uns das Grab.
Ich ſah im Geiſt dein Leiden all. Da gieng
Ich trüben Bliks hinab am Maingeſtade,
Sah in die Woogen, bis mir ſchwindelte,
Und kehrte ſtill und voll der dunklen Zukunft
Und voll des Schikſaals, welches unſer wartet,
Beim Untergang der Sonn' in meine Klauſe.

O Bruder, komm' nach jahrelanger Trennung
An meine Bruſt! Vieleicht gelingt es uns,
Noch einen jener ſchönen Abende,
Die wir ſo oft am Herzen der Natur
Mit reinem Sinn und mit Geſang gefeiert,
Zurükzuzaubern und noch einmal froh
Hineinzuſchauen in das Leben! Komm',
Es wartet dein ein eigen Dekelglas,
Stiefmütterlich ſoll nicht mein Fäßchen fließen;
Es wartet dein ein freundliches Gemach,
Wo unſre Herzen liebend ſich ergießen!
Komm', eh' der Herbſt der Gärten Schmuk
verderbt,
Bevor die ſchönen Tage von uns eilen,
Und laß durch Freundſchaft uns des Herzens
Wunden heilen.

EMILIE VOR IHREM BRAUTTAG

Emilie an Klara

Ich bin im Walde mit dem Vater draus
Gewesen, diesen Abend, auf dem Pfade,
Du kennest ihn, vom vor'gen Frühlinge.
Es blühten wilde Rosen nebenan,
Und von der Felswand überschattet' uns
Der Eichenbüsche sonnenhelles Grün;
Und oben durch der Buchen Dunkel quillt
Das klare flüchtige Gewässer nieder.
Wie oft, du Liebe! stand ich dort und sah
Ihm nach aus seiner Bäume Dämmerung
Hinunter in die Ferne, wo zum Bach'
Es wird, zum Strome, sehnte mich mit ihm
Hinaus – wer weiß, wohin?

Das hast du oft
Mir vorgeworfen, daß ich immerhin
Abwesend bin mit meinem Sinne, hast
Mirs oft gesagt, ich habe bei den Menschen
Kein friedlich Bleiben nicht, verschwende
Die Seele an die Lüfte, lieblos sei
Ich öfters bei den Meinen. Gott! ich lieblos?

Wohl mag es freudig seyn und schön, zu bleiben,
Zu ruhn in einer lieben Gegenwart,
Wenn eine große Seele, die wir kennen,
Vertraulich nahe waltet über uns,
Sich um uns schließt, daß wir, die Heimathlosen,
Doch wissen, wo wir wohnen.

Gute! Treue!
Doch haſt du recht. Biſt du denn nicht mir eigen?
Und hab' ich ihn, den theuern Vater nicht,
Den Heiligjugendlichen, Vielerfahrnen,
Der, wie ein ſtiller Gott auf dunkler Wolke,
Verborgenwirkend über ſeiner Welt
Mit freiem Auge ruht? und wenn er ſchon
Ein Höhers weiß, und ich des Mannes Geiſt
Nur ahnen kann, doch ehrt er liebend mich,
Und nennt mich ſeine Freude, ja! und oft
Giebt eine neue Seele mir ſein Wort.

Dann möcht' ich wohl den Seegen, den er gab,
Mit einem, das ich liebte, gerne theilen,
Und bin allein – ach! ehmals war ichs nicht!

Mein Eduard! mein Bruder! – Denkſt du ſein
Und denkſt du noch der frommen Abende,
Wenn wir im Garten oft zuſammenſaßen
Nach ſchönem Sommertage, wenn die Luft
Um unſre Stille freundlich athmete,
Und über uns des Aethers Blumen glänzten;
Wenn von den Alten er, den Hohen, uns
Erzählte, wie in Freude ſie und Freiheit
Aufſtrebten, ſeine Meiſter? Tönender
Hub dann aus ſeiner Bruſt die Stimme ſich,
Und zürnend war und liebend oft voll Thränen
Das Auge meinem Stolzen; ach! den lezten
Der Abende, wie nun, da Großes ihm
Bevorſtand, ruhiger der Jüngling war,
Noch mit Geſängen, die wir gerne hörten,

Und mit der Zithar uns, die Trauernden,
Vergnügt'!

Ich ſeh ihn immer, wie er gieng.
Nie war er ſchöner, kühn die Seele glänzt'
Ihm auf der Stirne, dann voll Andacht trat
Er vor den alten Vater. „Kann ich Glük
Von dir empfangen," ſprach er, „heil'ger Mann!
So wünſche lieber mir das gröſte, denn
Ein anders!" und betroffen ſchien der Vater.
„Wenns ſeyn ſoll, wünſch' ich dirs" antwortet' er.
Ich ſtand beiſeit, und wehemüthig ſah
Der Scheidende mich an und rief mich laut;
Mir bebt' es durch die Glieder, und er hielt
Mich zärtlich veſt, in ſeinen Armen ſtärkte
Der Starke mir das Herz, und da ich aufſah
Nach meinem Lieben, war er fortgeeilt.

„Ein edel Volk iſt hier auf Korſika;"
Schrieb freudig er im lezten Briefe mir,
„Wie wenn ein zahmer Hirſch zum Walde kehrt
Und ſeine Brüder trift, ſo bin ich hier,
Und mir bewegt im Männerkriege ſich
Die Bruſt, daß ich von allem Weh geneſe.

„Wie lebſt du, theure Seele! und der Vater?
Hier unter frohem Himmel, wo zu ſchnell
Die Frühlinge nicht altern, und der Herbſt
Aus lauer Luft dir goldne Früchte ſtreut,
Auf dieſer guten Inſel werden wir
Uns wiederſehen; diß iſt meine Hoffnung.

„Ich lobe mir den Feldherrn. Oft im Traum'
Hab' ich ihn faſt geſehen, wie er iſt,
Mein Paoli, noch eh' er freundlich mich
Empfieng und zärtlich vorzog, wie der Vater
Den Jüngſtgebornen, der es mehr bedarf.

„Und ſchämen muß ich vor den andern mich,
Den furchtbarſtillen, ernſten Jünglingen.
Sie dünken traurig dir bei Ruh und Spiel;
Unſcheinbar ſind ſie, wie die Nachtigall,
Wenn von Geſang ſie ruht; am Ehrentag'
Erkennſt du ſie. Ein eigen Leben iſts! –
Wenn mit der Sonne wir, mit heil'gem Lied'
Heraufgehn übern Hügel, und die Fahnen
Ins Thal hinab im Morgenwinde wehn,
Und drunten auf der Ebne fernher ſich,
Ein gährend Element, entgegen uns
Die Menge regt und treibt, da fühlen wir
Frohlokender, wie wir uns herrlich lieben;
Denn unter unſern Zelten und auf Woogen
Der Schlacht begegnet uns der Gott, der uns
Zuſammenhält.

„Wir thun, was ſich gebührt,
Und führen wohl das edle Werk hinaus.
Dann küßt ihr noch den heimatlichen Boden,
Den trauernden, und kommt und lebt mit uns,
Emilie! – Wie wirds dem alten Vater
Gefallen, bei den Lebenden noch Einmal
Zum Jüngling aufzuleben und zu ruhn
In unentweihter Erde, wenn er ſtirbt.

„Denkſt du des tröſtenden Geſanges noch,
Emilie, den ſeiner theuern Stadt
In ihrem Fall der ſtille Römer ſang,
Noch hab' ich einiges davon im Sinne.

„Klagt nicht mehr! kommt in neues Land! ſo
ſagt' er.
Der Ocean, der die Gefild' umſchweift,
Erwartet uns. Wir ſuchen ſeelige
Gefilde, reiche Inſeln, wo der Boden
Noch ungepflügt die Früchte jährlich giebt,
Und unbeſchnitten noch der Weinſtok blüht,
Wo der Olivenzweig nach Wunſche wächſt,
Und ihren Baum die Feige keimend ſchmükt,
Wo Honig rinnt aus hohler Eich' und leicht
Gewäſſer rauſcht von Bergeshöhn. – Noch manches
Bewundern werden wir, die Glüklichen. –
Es ſparte für ein frommes Volk Saturnus Sohn
Diß Ufer auf, da er die goldne Zeit
Mit Erze miſchte. – Lebe wohl, du Liebe!"

Der Edle fiel des Tags darauf im Treffen
Mit ſeiner Liebſten Einem, ruht mit ihm
In Einem Grab'.

In deinem Schooſe ruht
Er, ſchönes Korſika! und deine Wälder
Umſchatten ihn, und deine Lüfte wehn
Am milden Herbſttag freundlich über ihm,
Dein Adendlicht vergoldet ſeinen Hügel.

Ach! dorthin möcht' ich wohl, doch hälf es nicht.

Ich ſucht' ihn, ſo wie hier. Ich würde faſt
Dort weniger, wie hier, mich ſein entwöhnen.
So wuchs ich auf mit ihm, und weinen muß ich
Und lächeln, denk' ich, wie mirs ehmals oft
Beſchwerlich ward, dem Wilden nachzukommen,
Wenn nirgend er beim Spiele bleiben wollte.
Nun biſt du dennoch fort und läſſeſt mich
Allein, du Lieber! und ich habe nun
Kein Bleiben auch, und meine Augen ſehn
Das Gegenwärtige nicht mehr, o Gott!
Und mit Phantomen peiniget und tröſtet
Nun meine Seele ſich, die einſame.
Das weißt du, gutes Mädchen! nicht, wie ſehr
Ich unvernünftig bin. Ich will dirs all'
Erzählen. Morgen! Mich beſucht doch immer
Der ſüße Schlaf, und wie die Kinder bin ich,
Die beſſer ſchlummern, wenn ſie ausgeweint.

Emilie an Klara

Der Vater ſchwieg im Laide tagelang,
Da ers erfuhr; und ſcheuen mußt' ich mich,
Mein Weh ihn ſehn zu laſſen; lieber gieng
Ich dann hinaus zum Hügel und das Herz
Gewöhnte mir zum freien Himmel ſich.
Ich tadelt' oft ein wenig mich darüber,
Daß nirgend mehr im Hauße mirs gefiel.
Vergnügt mit allem war ich ehmals da,
Und leicht war alles mir. Nun ängſtigt' es
Mich oft; noch trieb ich mein Geſchäfft, doch leblos,
Bis in die Seele ſtumm in meiner Trauer.

Es war, wie in der Schattenwelt, im Hauße.
Der ſtille Vater und das ſtumme Kind!

„Wir wollen fort auf eine Reiſe, Tochter!“
Sagt' eines Tags mein Vater, und wir giengen,
Und kamen dann zu dir. In dieſem Land',
An deines Nekars friedlichſchönen Ufern,
Da dämmert' eine ſtille Freude mir
Zum erſtenmale wieder auf. Wie oft
Im Abendlichte ſtand ich auf dem Hügel
Mit dir, und ſah das grüne Thal hinauf,
Wo zwiſchen Bergen, da die Rebe wächſt,
An manchem Dorf vorüber, durch die Wieſen
Zu uns herab, von luft'ger Weid' umkränzt,
Das goldne ruhige Gewäſſer wallte!
Mir bleibt die Stelle lieb, wo ich gelebt.

Ihr heiterfreien Ebenen des Mains,
Ihr reichen, blühenden! wo nahe bald
Der frohe Strom, des ſtolzen Vaters Liebling,
Mit offnem Arm' ihn grüßt, der alte Rhein!

Auch ihr! Sie ſind wie Freunde mir geworden,
Und aus der Seele mir vergehen ſoll
Kein frommer Dank, und trag' ich Laid im Buſen,
So ſoll mir auch die Freude lebend bleiben.

Erzählen wollt' ich dir, doch hell iſt nie
Das Auge mir, wenn deſſen ich gedenke.
Vor ſeinen kindiſchen, geliebten Träumen
Bebt immer mir das Herz.

Wir reiſten dann
Hinein in andre Gegenden, ins Land
Des Varusthals, dort bei den dunkeln Schatten
Der wilden heil'gen Berge lebten wir,
Die Sommertage durch, und ſprachen gern
Von Helden, die daſelbſt gewohnt, und Göttern.

Noch giengen wir des Tages, ehe wir
Vom Orte ſchieden, in den Eichenwald
Des herrlichen Gebirgs hinaus, und ſtanden
In kühler Luft auf hoher Haide nun.

„Hier unten in dem Thale ſchlafen ſie
Zuſammen," ſprach mein Vater, „lange ſchon,
Die Römer mit den Deutſchen, und es haben
Die Freigebornen ſich, die ſtolzen, ſtillen,
Im Tode mit den Welteroberern
Verſöhnt, und Großes iſt und Größeres
Zuſammen in der Erde Schoos gefallen.
Wo ſeid ihr, meine Todten all? Es lebt
Der Menſchengenius, der Sprache Gott,
Der alte Braga noch, und Hertha grünt
Noch immer ihren Kindern, und Walhalla
Blaut über uns, der heimatliche Himmel;
Doch euch, ihr Heldenbilder, find' ich nicht."

Ich ſah hinab und leiſe ſchauerte
Mein Herz, und bei den Starken war mein
Sinn,
Den Guten, die hier unten vormals lebten.

Izt ſtand ein Jüngling, der, uns ungeſehn,
Am einſamen Gebüſch beiſeit geſeſſen,
Nicht ferne von mir auf. „O Vater!“ mußt'
Ich rufen, „das iſt Eduard!“ – „Du biſt
Nicht klug, mein Kind!“ erwiedert' er und ſah
Den Jüngling an; es mocht' ihn wohl auch treffen,
Er faßte ſchnell mich bei der Hand und zog
Mich weiter. Einmal mußt' ich noch mich umſehn.
Derſelbe wars und nicht derſelbe! Stolz und groß,
Voll Macht war die Geſtalt, wie des Verlornen,
Und Aug' und Stirn' und Loke; ſchärfer blikt'
Er nur, und um die ſeelenvolle Miene
War, wie ein Schleier, ihm ein ſtiller Ernſt
Gebreitet. Und er ſah mich an. Es war,
Als ſagt' er, gehe nur auch du, ſo geht
Mir alles hin, doch duld' ich aus und bleibe.

Wir reiſten noch desſelben Abends ab,
Und langſamtraurig fuhr der Wagen weiter
Und weiter durchs unwegſame Gebirg.
Es wechſelten in Nebel und in Reegen
Der Bäum' und des Gebüſches dunkle Bilder
Im Walde nebenan. Der Vater ſchlief,
In dumpfem Schmerze träumt' ich hin, und kaum
Nur eben noch, die lange Zeit zu zählen,
War mir die Seele wach.

Ein ſchöner Strom
Erwekt' ein wenig mir das Aug; es ſtanden
Im breiten Boot die Schiffer am Geſtad;
Die Pferde traten folgſam in die Fähre,

Und ruhig ſchifften wir. Erheitert war
Die Nacht, und auf die Wellen leuchtet'
Und Hütten, wo der fromme Landmann ſchlief,
Aus blauer Luft das ſtille Mondlicht nieder;
Und alles dünkte friedlich mir und ſorglos,
In Schlaf geſungen von des Himmels Sternen.

Und ich ſollt' ohne Ruhe ſeyn von nun an,
Verloren ohne Hoffnung mir an Fremdes
Die Seele meiner Jugend! Ach! ich fühlt'
Es izt, wie es geworden war mit mir.
Dem Adler gleich, der in der Wolke fliegt,
Erſchien und ſchwand mir aus dem Auge wieder
Und wieder mir des hohen Fremdlings Bild,
Daß mir das Herz erbebt' und ich umſonſt
Mich faſſen wollte. „Schliefſt du gut, mein Kind?"
Begrüßte nun der gute Vater mich,
Und gerne wollt' ich auch ein Wort ihm ſagen.
Die Thränen doch erſtikten mir die Stimme,
Und in den Strom hinunter mußt' ich ſehn,
Und wußte nicht, wo ich mein Angeſicht
Verbergen ſollte.

Glükliche! die du
Diß nie erfahren, überhebe mein
Dich nicht. Auch du, und wer von allen mag
Sein eigen bleiben unter dieſer Sonne?
Oft meint' ich ſchon, wir leben nur, zu ſterben,
Uns opfernd hinzugeben für ein Anders.
O ſchön zu ſterben, edel ſich zu opfern,
Und nicht ſo fruchtlos, ſo vergebens, Liebe!

Das mag die Ruhe der Unſterblichen
Dem Menſchen ſeyn.

Bedaure du mich nur!
Doch tadeln, Gute, ſollſt du mir es nicht!
Nennſt du ſie Schatten, jene, die ich liebe?
Da ich kein Kind mehr war, da ich ins Leben
Erwachte, da aufs neu mein Auge ſich
Dem Himmel öffnet' und dem Licht, da ſchlug
Mein Herz dem Schönen; und ich fand es nah;
Wie ſoll ich's nennen, nun es nicht mehr iſt
Für mich? O laßt! Ich kann die Todten lieben,
Die Fernen; und die Zeit bezwingt mich nicht.
Mein oder nicht! du biſt doch ſchön, ich diene
Nicht Eitlem, was der Stunde nur gefällt,
Dem Täglichen gehör ich nicht; es iſt
Ein anders, was ich lieb'; unſterblich
Iſt, was du biſt, und du bedarfſt nicht meiner,
Damit du groß und gut und liebenswürdig
Und herrlich ſeiſt, du edler Genius!

Laßt nur mich ſtolz in meinem Laide ſeyn,
Und zürnen, wenn ich ihn verläugnen ſoll;
Bin ich doch ſonſt geduldig, und nicht oft
Aus meinem Munde kömmt ein Männerwort.
Demüthigt michs doch ſchon genug, daß ich,
Was ich dir lang verborgen, nun geſagt.

Emilie an Klara

Wie dank' ich dir, du Liebe, daß du mir
Vertrauen abgewonnen, daß ich dir
Mein ſtill Geheimniß endlich ausgeſprochen.

Ich bin nun ruhiger — wie nenn' ichs dir?
Und an die ſchönen Tage denk ich, wenn ich oft
Hinausgieng mit dem Bruder, und wir oben
Auf unſerm Hügel beieinander ſaßen,
Und ich den Lieben bei den Händen hielt,
Und mirs gefallen ließ am offnen Feld'
Und an der Straß', und ins Gewölb' hinauf
Des grünen Ahorns ſtaunt', an dem wir lagen.
Ein Sehnen war in mir, doch war ich ſtill.
Es blühten uns der erſten Hoffnung Tage,
Die Tage des Erwachens.

Holde Dämmerung!
So ſchön iſts, wenn die gütige Natur
Ins Leben lokt ihr Kind. Es ſingen nur
Den Schlummerſang am Abend unſre Mütter,
Sie brauchen nie das Morgenlied zu ſingen.
Diß ſingt die andre Mutter uns, die gute,
Die wunderbare, die uns Lebensluſt
In unſern Buſen athmet, uns mit ſüßen
Verheißungen erwekt.

Wie iſt mir, Liebe!
Ich kann an Jugend heute nur, und nur
An Jugend denken.

Sieh! ein heitrer Tag
Ists eben auch. Seit frühem Morgen ſiz' ich
Am lieben Fenſter, und es wehn die Lüfte,
Die zärtlichen, herein, mir blikt das Licht
Durch meine Bäume, die zu nahe mir
Gewachſen ſind, und mählig mit den Blüthen

Das ferne Land verhüllen, daß ich mich
Befcheiden muß, und hie und da noch kaum
Hinaus mich find' aus diefem freundlichen
Gefängniß; und es fliegen über ihnen
Die Schwalben und die Lerchen, und es fingen
Die Stunde durch genug die Nachtigallen,
Und wie fie heißen all, die Lieblinge
Der fchönen Jahrszeit; eigne Nahmen möcht'
Ich ihnen geben, und den Blumen auch,
Den ftillen, die aus dunklem Beete duften,
Zu mir herauf wie junge Sterne glänzend.

Und wie es lebt und glüklich ift im Wachstum,
Und feiner Reife fich entgegen freut!

Es findet jedes feine Stelle doch,
Sein Haus, die Speife, die das Herz ihm fättigt,
Und jedes feegneft du mit eignem Seegen,
Natur! und giebft dich ihnen zum Gefchäfft,
Und trägft und nährft zu ihrer Blüthenfreud'
Und ihrer Frucht fie fort, du gütige!

Und klagteft du doch öfters, trauernd Herz!
Vergaßeft mir den Glauben, dankteft nicht,
Und dachteft nicht, wenn dir dein Thun zu wenig
Bedeuten wollt', es fei ein frommes Opfer,
Das du, wie andre, vor das Leben bringeft,
Wohlmeinend, wie der Lerche Lied, das fie
Den Lüften fingt, den freudegebenden —

Nun geh' ich noch hinaus und hohle Blumen
Dem Vater aus dem Feld', und bind' ihm fie

In Einen Straus, die drunten in dem Garten,
Und die der Bach erzog; ich will's ſchon richten,
Daß ihm's gefallen ſoll. Und dir? dir bring' ich
Genug des Neuen. Da iſt's immer anders.
Izt blühn die Weiden; izt vergolden ſich
Die Wieſen; izt beginnt der Buche Grün,
Und izt der Eiche – nun! leb wohl indeſſen!

Emilie an Klara

Ihr Himmliſchen! das war er. Kannſt du mir
Es glauben? – Beſte! – wärſt du bei mir! – Er!
Der Hohe, der Gefürchtete, Geliebte! –
Mein bebend Herz, haſt du ſo viel gewollt?

Da gieng ich ſo zurük mit meinen Blumen,
Sah auf den Pfad, den abendröthlichen,
In meiner Stille nieder, und es ſchlief
Mir ſanft im Buſen das Vergangene,
Ein kindlich Hoffen athmete mir auf;
Wie wenn uns zwiſchen ſüßem Schlaf und Wachen
Die Augen halb geöffnet ſind, ſo war
Ich Blinde. Sieh! da ſtand er vor mir, mein
Heroë, und ich Arme war, wie todt,
Und ihm, dem Brüderlichen, überglänzte
Das Angeſicht, wie einem Gott, die Freude.

„Emilie!“ – das war ſein frommer Gruß.
Ach! alles Sehnen wekte mir und all
Das liebe Leiden, ſo ich eingewiegt,
Der goldne Ton des Jünglings wieder auf!

Nicht auffehn durft' ich! keine Sylbe durft'
Ich fagen! O, was hätt' ich ihm gefagt!

Was wein' ich denn, du Gute? – laß mich nur!
Nun darf ich ja, nun ifts fo thöricht nimmer,
Und fchön ifts, wenn der Schmerz mit feiner
Schwefter,
Der Wonne fich verföhnt, noch eh' er weggeht.

O Wiederfehn! das ift noch mehr, du Liebe!
Als wenn die Bäume wieder blühn, und Quellen
Von neuem fröhlich raufchen –

Ja! ich hab'
Ihn oft gefucht und ernftlich oft es mir
Verfagt, doch wollt' ich fein Gedächtniß ehren.

Die Bilder der Gefpielen, die mit mir
Auf grüner Erd' in ftummer Kindheit faßen,
Sie dämmern ja um meine Seele mir,
Und diefer edle Schatte, follt' er nicht?
Das Herz im Bufen, das unfterbliche,
Kann nicht vergeffen, fieh! und öfters bringt
Ein guter Genius die Liebenden
Zufammen, daß ein neuer Tag beginnt,
Und ihren Mai die Seele wieder feiert.

O wunderbar ift mir! auch er! – daß du
Hinunter mußteft, Lieber! ehe dir
Das Deine ward, und dich die frohe Braut
Zum Männerruhme feegnete! Doch ftarbft
Du fchön, und oft hab' ich gehört, es fallen

Die Lieblinge des Himmels früh, damit
Sie ſterblich Glük und Laid und Alter nicht
Erfahren. Nimmermehr vergeß ich dich,
Und ehren ſoll er dich. Dein Bild will ich
Ihm zeigen, wenn er kömmt; und wenn der Stolze
Sich dann verwundert, daß er ſich bei mir
Gefunden, ſag' ich ihm, es ſei ein Andrer,
Und den er lieben müſſe. O, er wirds!

Emilie an Klara

Da ſchrieb er mir. Ja! theures Herz! er iſts,
Den ich geſucht. Wie dieſer Jüngling mich
Demüthiget und hebt! Nun! lies es nur!
„So biſt du's wieder, und ich habe dich
Gegrüßt, gefunden, habe dich noch Einmal
In deiner frommen Ruh geſtört, du Kind
Des Himmels! – Nein, Emilie! du kannteſt
Mich ja. Ich kann nicht fragen. Wir ſind es,
Die Längſtverwandten, die der Gott getraut,
Und bleiben wird es, wie die Sonne droben.
Ich bin voll Freude, ſchöne Seele! bin
Der neuen Melodien ungewohnt.
Es iſt ein anders Lied, als jenes, ſo
Dem Jünglinge die Parze lehrend ſingt,
Bis ihm, wie Wohllaut, ihre Weiſe tönt;
Dann gönnt ſie ihm, du Friedliche! von dir
Den ſüßern Ton, den liebſten, einzigen,
Zu hören. Mein? o ſieh! du wirſt in Luſt
Die Mühe mir und was mein Herz gebeut,
Du wirſt es all in heil'ge Liebe wandeln.

Und hab' ich mit Unmöglichem gerungen,
Und mir die Bruſt zu Treu und Ruh gehärtet,
Du wärmeſt ſie mit frommer Hoffnung mir,
Daß ſie vertrauter mit dem Siege ſchlägt.
Und wenn das Urbild, das, wie Morgenlicht,
Mir aus des Lebens dunkler Wolke ſtieg,
Das himmliſche, mir ſchwindet, ſeh' ich dich,
Und, eine ſchöne Götterbotin, mahnſt
Du lächelnd mich an meinen Phöbus wieder;
Und wenn ich zürne, ſänftigeſt du mich.
Dein Schüler bin ich dann, und lauſch' und lerne.
Von deinem Munde nehm' ich, Zauberin,
Des Überredens ſüße Gaabe mir,
Daß ſie die Geiſter freundlich mir bezwingt,
Und wenn ich ferne war von dir, und wund
Und müd dir wiederkehre, heilſt du mich
Und ſingſt in Ruhe mich, du holde Muſe!

„Emilie! daß wir uns wiederſahn!
Daß wir uns einſt gefunden, und du nun
Mich nimmer fliehſt und nahe biſt! Zu gern,
Zu gern entwich dein ſtolzes Bild dem Wandrer,
Das zarte, reine, da du ferne warſt,
Du Heiligſchönes; Doch ich ſah dich oft,
Wenn ich des Tags allein die Pfade gieng,
Und Abends in der fremden Hütte ſchwieg.

„O heute! grüße, wenn du willſt, den Vater!
Ich kenn' ihn wohl; auch meinen Nahmen kennt er;
Und ſeiner Freunde Freund bin ich. Ich wußte
nicht,

Daß er es war, da wir zuerſt einander
Begegneten, und lang erfuhr ichs nicht.
Bald grüß ich ſchöner dich. – Armenion."

Emilie an Klara

Er woll' ihn morgen ſprechen, ſagte mir
Mein Vater, morgen! und er ſchien nicht freundlich.
Nun ſiz ich hier und meine Augen ruhn
Und ſchlummern nicht – ach! ſchämen muß ich
mich,
Es dir zu klagen – will ich ſtille werden,
So regt ein Laut mich auf; ich ſinn und bitte,
Und weiß nicht, was? und ſagen möcht' ich viel,
Doch iſt die Seele ſtumm – o fragen möcht' ich
Die ſorgenfreien Bäume hier, die Strahlen
Der Nacht und ihre Schatten, wie es nun
Mir endlich werden wird.

Zu ſtill iſts mir
In dieſer ſchönen Nacht, und ihre Lüfte
Sind mir nicht hold, wie ſonſt. Die Thörin!
So lang er ferne war, ſo liebt' ich ihn;
Nun bin ich kalt, und zag' und zürne mir
Und andern. – Auch die Worte, ſo ich dir
In dieſer böſen Stunde ſchreibe, lieb'
Ich nicht, und was ich ſonſt von ihm geſchrieben,
Unleidlich iſt es mir. Was iſt es denn?
Ich wünſche faſt, ich hätt' ihn nie geſehn.
Mein Friede war doch ſchöner. Theures Herz!

Ich bin betrübt, und anders, denn ichs war,
Da ich um den Verlornen trauerte.
Ich bin es nimmer, nein! ich bin es nicht.
Ich bin nicht gut, und ſeellos bin ich auch.
Mich läßt die Furcht, die häßliche, nicht ruhn.

O daß der goldne Tag die Ruhe mir,
Mein eigen Leben wiederbrächt'! –

Ich will
Geduldig ſeyn, und wenn der Vater ihn
Nicht ehrt, mir ihn verſagt, den Theuren,
So ſchweig' ich lieber, und es ſoll mir nicht
Zu ſehr die Seele kränken; kann ich ſtill
Ihn ehren doch, und bleiben, wie ich bin.

Emilie an Klara

Nun muß ich lächeln über alles Schlimme,
Was ich die vor'ge Nacht geträumt; und hab'
Ich dir es gar geſchrieben? Anders bin
Ich izt geſinnt.

Er kam und mir frohlokte
Das Herz, wie er herab die Straße gieng,
Und mir das Volk den fremden Herrlichen
Beſtaunt'! und lobend über ihn geheim
Die Nachbarn ſich beſprachen, und er izt
Den Knaben, der an ihm vorübergieng,
Nach meinem Hauße fragt'; ich ſahe nicht
Hinaus, ich konnt', an meinem Tiſche ſizend,

Ihn ohne Scheue ſehn – wie red' ich viel?
Und da er nun herauf die Treppe kam,
Und ich die Tritte hört' und ſeine Thüre
Mein Vater öffnete, ſie draußen ſich
Stillſchweigend grüßten, daß ich nicht
Ein Wort vernehmen konnt', ich Unvernünft'ge,
Wie ward mir bange wieder? Und ſie blieben
Nicht kurze Zeit allein im andern Zimmer,
Daß ich es länger nicht erdulden konnt',
Und dacht': ich könnte wohl den Vater fragen
Um diß und jenes, was ich wiſſen mußte.
Dann hätt' ichs wohl geſehn in ihren Augen,
Wie mir es werden ſollte. Doch ich kam
Bis an die Schwelle nur, gieng lieber doch
In meinen Garten, wo die Pflanzen ſonſt,
In andrer Zeit, die Stunde mir gekürzt.

Und fröhlich glänzten, von des Morgens Thau
Geſättiget, im friſchen Lichte ſie
Ins Auge mir, wie liebend ſich das Kind
An die betrübte Mutter drängt, ſo waren
Die Blumen und die Blüthen um mich rings,
Und ſchöne Pforten wölbten über mir
Die Bäume.

Doch ich konnt' es izt nicht achten,
Nur ernſter ward und ſchwerer nur, und bänger
Das Herz mir Armen immer, und ich ſollte
Wie eine Dienerin von ferne lauſchen,
Ob ſie vieleicht mich riefen, dieſe Männer.

Ich wollte nun auch nimmer um mich ſehn,
Und barg in meiner Laube mich und weinte,
Und hielt die Hände vor das Auge mir.

Da hört' ich ſanft des Vaters Stimme nah,
Und lächelnd traten, da ich noch die Thränen
Mir troknete, die beiden in die Laube:
„Haſt du dich ſo geängſtiget, mein Kind!
Und zürnſt du," ſprach der Vater, „daß ich erſt
Vor mich den edlen Gaſt behalten wollt'?
Ihn haſt du nun. Er mag die Zürnende
Mit mir verſöhnen, wenn ich Unrecht that."

So ſprach er; und wir reichten alle drei
Die Händ' einander, und der Vater ſah
Mit ſtiller Freud' uns an —

„Ein Treflicher
Iſt dein geworden, Tochter!" ſprach er izt,
„Und dein, o Sohn! diß heiligliebend Weib.
Ein freudig Wunder, daß die alten Augen
Mir übergehen, ſeid ihr mir, und blüht,
Wie eine ſeltne Blume mir, ihr Beiden!

„Denn nicht gelingt es immerhin den Menſchen,
Das Ihrige zu finden. Großes Glük
Zu tragen und zu opfern giebt der Gott
Den Einen, weniger gegeben iſt
Den Andern; aber hoffend leben ſie.

„Zwei Genien geleiten auf und ab
Uns Lebende, die Hoffnung und der Dank.

Mit Einſamen und Armen wandelt jene,
Die Immerwache; dieſer führt aus Wonne
Die Glüklichen des Weges freundlich weiter,
Vor böſem Schikſaal ſie bewahrend. Oft,
Wenn er entfloh, erhuben ſich zu ſehr
Die Freudigen, und rächend traf ſie bald
Das ungebetne Weh.

„Doch gerne theilt
Das freie Herz von ſeinen Freuden aus,
Der Sonne gleich, die liebend ihre Strahlen
An ihrem Tag' aus goldner Fülle giebt;
Und um die Guten dämmert oft und glänzt
Ein Kreis voll Licht und Luſt, ſo lang ſie leben.

„O Frühling meiner Kinder, blühe nun,
Und altre nicht zu bald, und reife ſchön!"

So ſprach der gute Vater. Vieles wollt'
Er wohl noch ſagen, denn die Seele war
Ihm aufgegangen; aber Worte fehlten ihm.

Er gab ihn mir und ſeegnet' uns und gieng
Hinweg.

Ihr Himmelslüfte, die ihr oft
Mich tröſtend angeweht, nun athmetet
Ihr heiligend um unſer goldnes Glük!

Wie anders wars, wie anders, da mit ihm,
Dem Liebenden, dem Freudigen ich izt,
Ich Freudige zu unſrer Mutter auf,

Zur ſchönen Sonne ſah! nun dämmert' es
Im Auge nicht, wie ſonſt im ſehnenden,
Nun grüßt' ich helle dich, du ſtolzes Licht!
Und lächelnd weilteſt du, und kamſt und ſchmükteſt
Den Lieben mir, und kränzteſt ihm mit Roſen
Die Schläfe, Freundliches!

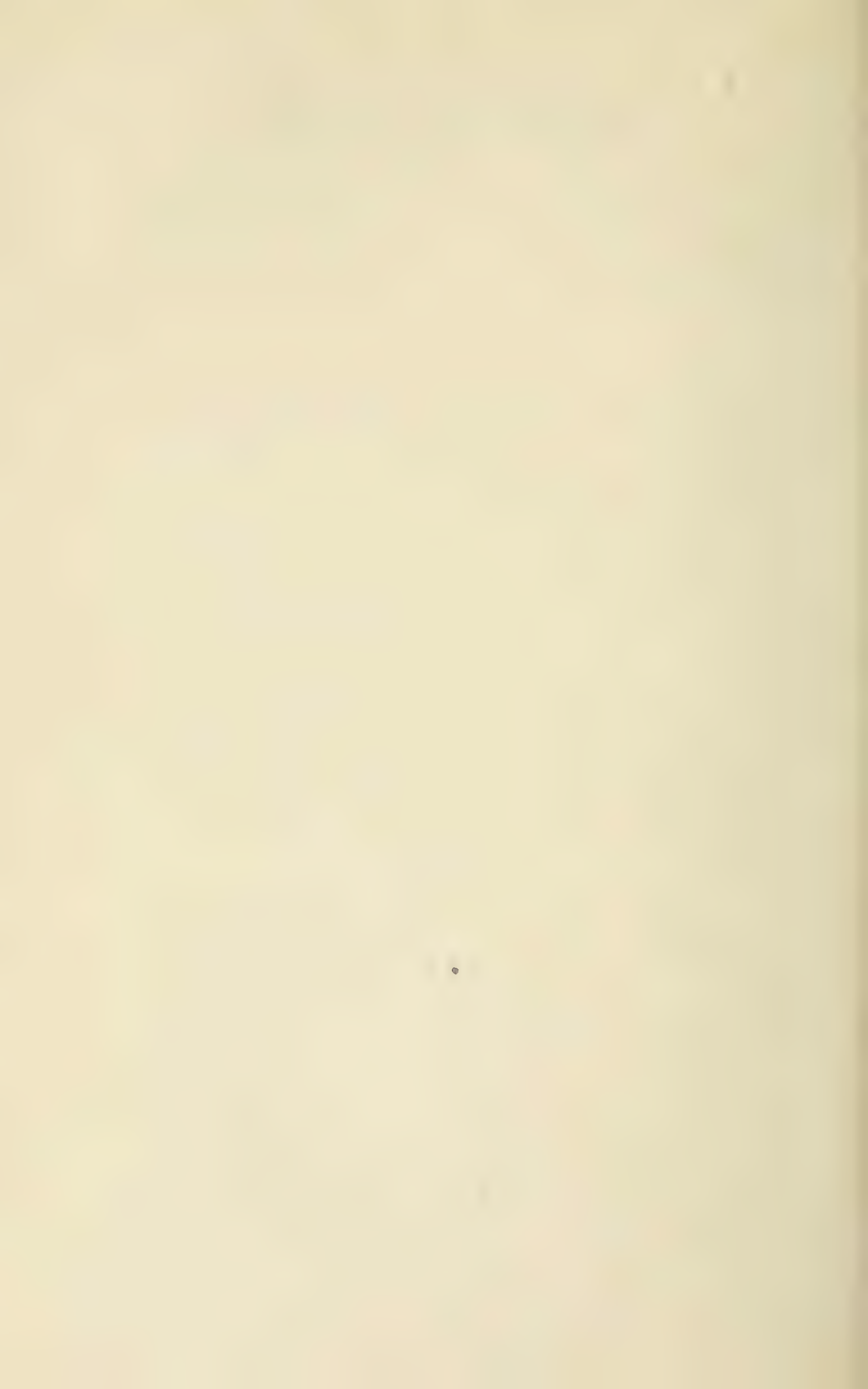
Und meine Bäume,
Sie ſtreuten auch ein hold Geſchenk herab,
Zu meinem Feſt, vom Überfluß der Blüthen!

Da gieng ich ſonſt; ach! zu den Pflanzen flüchtet'
Ich oft mein Herz, bei ihnen weilt' ich oft
Und hieng an ihnen; dennoch ruht' ich nie,
Und meine Seele war nicht gegenwärtig.

Wie eine Quelle, wenn die jugendliche
Dem heimatlichen Berge nun entwich,
Die Pfade bebend ſucht, und flieht und zögert,
Und durch die Wieſen irrt und bleiben möcht',
Und ſehnend, hoffend immer doch enteilt:
So war ich; aber liebend hat der ſtolze,
Der ſchöne Strom die flüchtige genommen,
Und ruhig wall' ich nun, wohin der ſichre
Mich bringen will, hinab am heitern Ufer.



Antike Strophen



DER MENSCH

Kaum ſproßten aus den Waſſern, o Erde, dir
Der jungen Berge Gipfel und dufteten
Luſtathmend, immergrüner Haine
Voll, in des Oceans grauer Wildniß

Die erſten holden Inſeln; und freudig ſah
Des Sonnengottes Auge die Neulinge,
Die Pflanzen, ſeiner ew'gen Jugend
Lächelnde Kinder, aus dir geboren.

Da auf der Inſeln ſchönſter, wo immerhin
Den Hain in zarter Ruhe die Luft umfloß,
Lag unter Trauben einſt, nach lauer
Nacht, in der dämmernden Morgenſtunde

Geboren, Mutter Erde! dein ſchönſtes Kind; –
Und auf zum Vater Helios ſieht bekannt
Der Knab', und wacht und wählt, die ſüßen
Beere verſuchend, die heil'ge Rebe

Zur Amme ſich; und bald iſt er groß; ihn ſcheun
Die Thiere, denn ein anderer iſt, wie ſie,
Der Menſch; nicht dir und nicht dem Vater
Gleicht er, denn kühn iſt in ihm und einzig

Des Vaters hohe Seele mit deiner Luſt,
O Erd'! und deiner Trauer von je vereint;
Der Göttermutter, der Natur, der
Allesumfaſſenden möcht' er gleichen!

Ach! darum treibt ihn, Erde! vom Herzen dir
Sein Übermuth, und deine Geſchenke ſind
Umſonſt, und deine zarten Bande;
Sucht er ein Beſſeres doch, der Wilde!

Von ſeines Ufers duftender Wieſe muß
Ins blüthenloſe Waſſer hinaus der Menſch,
Und glänzt auch, wie die Sternenacht, von
Goldenen Früchten ſein Hain, doch gräbt er

Sich Höhlen in den Bergen und ſpäht im Schacht
Von ſeines Vaters heiterem Lichte fern,
Dem Sonnengott auch ungetreu, der
Knechte nicht liebt und der Sorge ſpottet.

Denn freier athmen Vögel des Walds, wenn ſchon
Des Menſchen Bruſt ſich herrlicher hebt, und der
Die dunkle Zukunft ſieht, er muß auch
Sehen den Tod und allein ihn fürchten.

Und Waffen wider alle, die athmen, trägt
In ewigbangem Stolze der Menſch; im Zwiſt
Verzehrt er ſich, und ſeines Friedens
Blume, die zärtliche, blüht nicht lange.

Iſt er von allen Lebensgenoſſen nicht
Der ſeeligſte? Doch tiefer und reißender
Ergreift das Schikſaal, allausgleichend,
Auch die entzündbare Bruſt dem Starken.

SOKRATES UND ALCIBIADES

„Warum huldigeſt du, heiliger Sokrates,
Dieſem Jünglinge ſtets? kenneſt du Größers nicht?
Warum ſiehet mit Liebe,
Wie auf Götter, dein Aug' auf ihn?“

Wer das Tiefſte gedacht, liebt das Lebendigſte,
Hohe Tugend verſteht, wer in die Welt geblikt,
Und es neigen die Weiſen
Oft am Ende zu Schönem ſich.

VANINI

Den Gottverächter ſchalten ſie dich? mit Fluch
  Beſchwerten ſie dein Herz dir und banden dich
    Und übergaben dich den Flammen,
      Heiliger Mann! o warum nicht kamſt du

Vom Himmel her in Flammen zurük, das Haupt
  Der Läſterer zu treffen, und riefſt den Sturm;
    Daß er die Aſche der Barbaren
      Fort aus der Erd', aus der Heimath werfe!

Doch die du lebend liebteſt, die dich empfieng,
  Den Sterbenden, die heil'ge Natur vergißt
    Der Menſchen Thun und deine Feinde
      Kehrten, wie du, in den alten Frieden.

EHMALS UND JEZT

In jüngren Tagen war ich des Morgens froh,
Des Abends weint' ich; jezt, da ich älter bin,
Beginn' ich zweifelnd meinen Tag, doch
Heilig und heiter ist mir sein Ende.

AN DIE JUNGEN DICHTER

Lieben Brüder! es reift unſere Kunſt vieleicht,
Da, dem Jünglinge gleich, lange ſie ſchon gegährt,
Bald zur Stille der Schönheit;
Seid nur fromm, wie der Grieche war!

Liebt die Götter und denkt freundlich der Sterblichen!
Haßt den Rauſch wie den Froſt! Lehrt und beſchreibet nicht!
Wenn der Meiſter euch ängſtigt,
Fragt die große Natur um Rath!

DIE KÜRZE

„Warum biſt du ſo kurz? liebſt du, wie vormals, denn
Nun nicht mehr den Geſang? fandſt du, als
Jüngling, doch
In den Tagen der Hoffnung,
Wenn du ſangeſt, das Ende nie?“

Wie meinGlük, iſt mein Lied.—Willſt du imAbendroth
Froh dich baden? Hinweg iſt's, und die Erd' iſt kalt,
Und der Vogel der Nacht ſchwirrt
Unbequem vor das Auge dir.

AN DIE PARZEN

Nur Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!
Und einen Herbſt zu reifem Geſange mir,
Daß williger mein Herz, vom ſüßen
Spiele geſättiget, dann mir ſterbe.

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, ſie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch iſt mir einſt das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen,

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenſpiel
Mich nicht hinabgeleitet; Einmal
Lebt' ich, wie Götter, und mehr bedarf's nicht.

ABBITTE

Heilig Wefen! geftört hab' ich die goldene
Götterruhe dir oft, und der geheimeren,
Tiefern Schmerzen des Lebens
Haft du manche gelernt von mir.

O vergiß es, vergieb! gleich dem Gewölke dort
Vor dem friedlichen Mond, geh' ich dahin und du
Ruhft und glänzeft in deiner
Schöne wieder, du füßes Licht!

DER GUTE GLAUBE

Schönes Leben! Du liegſt krank und das Herz iſt mir
Müd' vom Weinen, und ſchon dämmert die Furcht
in mir;
Doch, doch kann ich nicht glauben,
Daß du ſterbeſt, ſo lang du liebſt.

[ABSCHIEDSWORTE]

An Diotima

Wenn ich ſterbe mit Schmach, wenn an den Frechen nicht
Meine Seele ſich rächt, wenn ich hinunter bin,
Von des Genius Feinden
Überwunden, ins feige Grab,

Dann vergiß mich, o dann rette vom Untergang
Meinen Nahmen auch du, gütiges Herz! nicht mehr,
Dann erröthe, die du mir
Hold geweſen, doch eher nicht!

Aber weiß ich es nicht? Wehe! du liebender
Schuzgeiſt! ferne von dir ſpielen zerreißend bald
Auf den Saiten des Herzens
Alle Geiſter des Todes mir.

O ſo blaiche dich denn, Loke der muthigen
Jugend! heute noch du lieber, als morgen, mir.
. . . .
. . . .

. . . .
. . . . hier, wo am einſamen
Scheidewege der Schmerz mich,
Mich der Tödtende niederwirft.

MENSCHENBEIFALL

Iſt nicht heilig mein Herz, ſchöneren Lebens voll,
Seit ich liebe? Warum achtetet ihr mich mehr,
Da ich ſtolzer und wilder,
Wortereicher und leerer war?

Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplaz taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltſamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es ſelber ſind.

DIE LAUNISCHEN

Hör' ich ferne nur her, wenn ich für mich geklagt,
Saitenſpiel und Geſang, ſchweigt mir das Herz doch gleich;
Bald auch bin ich verwandelt,
Blinkſt du, purpurner Wein! mich an

Unter Schatten des Walds, wo die gewaltige
Mittagsſonne mir ſanft über dem Laube glänzt;
Ruhig ſiz' ich daſelbſt, wenn
Zürnend ſchwerer Belaidigung

Ich im Felde geirrt – Zürnen zu gerne doch
Deine Dichter, Natur! trauern und weinen leicht,
Die Beglükten; wie Kinder,
Die zu zärtlich die Mutter hält,

Sind ſie mürriſch und voll herriſchen Eigenſinns;
Wandeln ſtill ſie des Wegs, irret Geringes doch
Bald ſie wieder; ſie reißen
Aus dem Gleiſe ſich ſträubend dir.

Doch du rühreſt ſie kaum, Liebende! freundlich an,
Sind ſie friedlich und fromm; fröhlich gehorchen ſie;
Du lenkſt, Meiſterin! ſie mit
Weichem Zügel, wohin du willſt.

DER TOD FÜR'S VATERLAND

Du kömmſt, o Schlacht! ſchon woogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab in's Thal,
Wo kek herauf die Würger dringen,
Sicher der Kunſt und des Arms, doch ſichrer

Kömmt über ſie die Seele der Jünglinge,
Denn die Gerechten ſchlagen, wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgeſänge
Lähmen die Knie der Ehreloſen.

O nimmt mich, nimmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einſt nicht ſterbe gemeinen Tods!
Umſonſt zu ſterben, lieb' ich nicht, doch
Lieb' ich, zu fallen am Opferhügel

Für's Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
Für's Vaterland – und bald iſt's geſcheh'n! Zu euch,
Ihr Theuern! komm' ich, die mich leben
Lehrten und ſterben, zu euch hinunter!

Wie oft im Lichte dürſtet' ich euch zu ſeh'n,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
Nun grüßt ihr freundlich den geringen
Fremdling und brüderlich iſt's hier unten;

Und Siegesboten kommen herab: Die Schlacht
Iſt unſer! Lebe droben, o Vaterland,
Und zähle nicht die Todten! Dir iſt,
Liebes! nicht Einer zu viel gefallen.

DEM SONNENGOTT

[Erſte Faſſung]

Wo biſt du? trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben iſts,
Daß ich geſehn, wie, müde ſeiner
Fahrt, der entzükende Götterjüngling

Die jungen Loken badet' im Goldgewölk;
Und jezt noch blikt mein Auge von ſelbſt nach ihm;
Doch fern iſt er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

Dich lieb' ich, Erde! trauerſt du doch mit mir!
Und unſre Trauer wandelt, wie Kinderſchmerz,
In Schlummer ſich, und wie die Winde
Flattern und flüſtern im Saitenſpiele,

Bis ihm des Meiſters Finger den ſchönern Ton
Entlokt, ſo ſpielen Nebel und Träum' um uns,
Bis der Geliebte wiederkömt und
Leben und Geiſt ſich in uns entzündet.

SONNENUNTERGANG

[Zweite Faſſung]

Wo biſt du? trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben iſt's,
Daß ich gelauſcht, wie, goldner Töne
Voll, der entzükende Sonnenjüngling

Sein Abendlied auf himmlischer Leyer spielt';
Es tönten rings die Wälder und Hügel nach.
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

DER ZEITGEIST

Zu lang ſchon walteſt über dem Haupt mir
Du in der dunkeln Wolke, du Gott der Zeit!
Zu wild, zu bang iſt's ringsum, und es
Trümmert und wankt ja, wohin ich blike.

Ach! wie ein Knabe, ſeh' ich zu Boden oft,
Such' in der Höhle Rettung vor dir, und möcht',
Ich Blöder, eine Stelle finden,
Alleserſchütt'rer! wo du nicht wäreſt.

Laß endlich, Vater! offenen Aug's mich dir
Begegnen! haſt denn du nicht zuerſt den Geiſt
Mit deinem Stral aus mir gewekt? mich
Herrlich an's Leben gebracht, o Vater! –

Wohl keimt aus jungen Reben uns heil'ge Kraft;
In milder Luft begegnet den Sterblichen,
Und wenn ſie ſtill im Haine wandeln,
Heiternd ein Gott; doch allmächt'ger wekſt du

Die reine Seele Jünglingen auf, und lehrſt
Die Alten weiſe Künſte; der Schlimme nur
Wird ſchlimmer, daß er bälder ende,
Wenn du, Erſchütterer! ihn ergreiffeſt.

DIE SCHEINHEILIGEN DICHTER

Ihr kalten Heuchler, ſprecht von den Göttern nicht!
Ihr habt Verſtand! ihr glaubt nicht an Helios,
Noch an den Donnerer und Meergott;
Todt iſt die Erde, wer mag ihr danken? –

Getroſt, ihr Götter! zieret ihr doch das Lied,
Wenn ſchon aus euern Nahmen die Seele ſchwand,
Und iſt ein großes Wort vonnöthen,
Mutter Natur! ſo gedenkt man deiner.

DES MORGENS

Vom Thaue glänzt der Rafen; beweglicher
  Eilt fchon die wache Quelle; die Birke neigt
    Ihr fchwankes Haupt und im Geblätter
      Raufcht es und fchimmert; und um die grauen

Gewölke ftreifen röthliche Flammen dort,
  Verkündende, fie wallen geräufchlos auf;
    Wie Fluthen am Geftade, woogen
      Höher und höher die Wandelbaren.

Komm nun, o komm, und eile mir nicht zu fchnell,
  Du goldner Tag, zum Gipfel des Himmels fort!
    Denn offner fliegt, vertrauter dir mein
      Auge, du Freudiger! zu, fo lang du

In deiner Schöne jugendlich blikft und noch
  Zu herrlich nicht, zu ftolz mir geworden bift;
    Du möchteft immer eilen, könnt' ich,
      Göttlicher Wandrer! mit dir: doch lächelft

Des frohen Übermüthigen du, daß er
  Dir gleichen möchte; feegne mir lieber dann
    Mein fterblich Thun und heitre wieder,
      Gütiger! heute den ftillen Pfad mir!

ABENDPHANTASIE

Vor ſeiner Hütte ruhig im Schatten ſizt
Der Pflüger, dem Genügſamen raucht ſein Heerd.
Gaſtfreundlich tönt dem Wanderer im
Friedlichen Dorfe die Abendgloke.

Wohl kehren izt die Schiffer zum Hafen auch,
In fernen Städten fröhlich verrauſcht des Markts
Geſchäfft'ger Lärm; in ſtiller Laube
Glänzt das geſellige Mahl den Freunden.

Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen
Von Lohn und Arbeit; wechſelnd in Müh' und Ruh'
Iſt alles freudig; warum ſchläft denn
Nimmer nur mir in der Bruſt der Stachel?

Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf;
Unzählig blühen die Roſen und ruhig ſcheint
Die goldne Welt; o dorthin nimmt mich,
Purpurne Wolken! und möge droben

In Licht und Luft zerrinnen mir Lieb' und Laid! –
Doch, wie verſcheucht von thöriger Bitte, flieht
Der Zauber; dunkel wird's und einſam
Unter dem Himmel, wie immer, bin ich –

Komm du nun, ſanfter Schlummer! zu viel begehrt
Das Herz; doch endlich, Jugend! verglühſt du ja,
Du ruheloſe, träumeriſche!
Friedlich und heiter iſt dann das Alter.

DER MAIN

Wohl manches Land der lebenden Erde möcht'
Ich ſehn, und öfters über die Berg' enteilt
Das Herz mir, und die Wünſche wandern
Über das Meer, zu den Ufern, die mir

Vor andern, ſo ich kenne, geprieſen ſind;
Doch lieb iſt in der Ferne nicht Eines mir,
Wie jenes, wo die Götterſöhne
Schlafen, das trauernde Land der Griechen.

Ach! einmal dort an Suniums Küſte möcht'
Ich landen, deine Säulen, Olympion!
Erfragen, dort, noch eh der Nordſturm
Hin in den Schutt der Athenertempel

Und ihrer Götterbilder auch dich begräbt;
Denn lang ſchon einſam ſtehſt du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr iſt! – und o ihr ſchönen
Inſeln Ioniens, wo die Lüfte

Vom Meere kühl an warme Geſtade wehn,
Wenn unter kräft'ger Sonne die Traube reift,
Ach! wo ein goldner Herbſt dem armen
Volk in Geſänge die Seufzer wandelt,

Wenn die Betrübten izt ihr Limonenwald
Und ihr Granatbaum, purpurner Äpfel voll,
Und ſüßer Wein und Pauk' und Zithar
Zum labyrintiſchen Tanze ladet. –

Zu euch vieleicht, ihr Inſeln! geräth noch einſt
  Ein heimathloſer Sänger; denn wandern muß
    Von Fremden er zu Fremden, und die
      Erde, die freie, ſie muß ja, leider!

Statt Vaterlands ihm dienen, ſolang er lebt,
  Und wenn er ſtirbt – doch nimmer vergeſſ' ich dich,
    So fern ich wandre, ſchöner Main! und
      Deine Geſtade, die vielbeglükten.

Gaſtfreundlich nahmſt du, Stolzer! bei dir mich auf
  Und heiterteſt das Auge dem Fremdlinge,
    Und ſtillhingleitende Geſänge
      Lehrteſt du mich und geräuſchlos Leben.

O ruhig mit den Sternen, du Glüklicher!
  Wallſt du von deinem Morgen zum Abend fort,
    Dem Bruder zu, dem Rhein; und dann mit
      Ihm in den Ocean freudig nieder!

DIE GÖTTER

Du ſtiller Aether! immer bewahrſt du ſchön
  Die Seele mir im Schmerz, und es adelt ſich
    Zur Tapferkeit vor deinen Stralen,
      Helios! oft die empörte Bruſt mir.

Ihr guten Götter! arm iſt, wer euch nicht kennt,
  Im rohen Buſen ruhet der Zwiſt ihm nie,
    Und Nacht iſt ihm die Welt und keine
      Freude gedeihet und kein Geſang ihm.

Nur ihr, mit eurer ewigen Jugend, nährt
  In Herzen, die euch lieben, den Kinderſinn,
    Und laßt in Sorgen und in Irren
      Nimmer den Genius ſich vertrauern.

HEIDELBERG

Lange lieb ich dich ſchon, möchte dich, mir zur Luſt,
Mutter nennen und dir ſchenken ein kunſtlos Lied,
Du, der Vaterlandsſtädte
Ländlichſchönſte, ſo viel ich ſah.

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt ſich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brüke,
Die von Wagen und Menſchen tönt.

Wie von Göttern geſandt, feſſelt' ein Zauber einſt
Auf der Brüke mich an, da ich vorüber gieng
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne ſchien,

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,
Traurigfroh, wie das Herz, wenn es, ſich ſelbſt zu ſchön,
Liebend unterzugehen,
In die Fluthen der Zeit ſich wirft.

Quellen hatteſt du ihm, hatteſt dem Flüchtigen
Kühle Schatten geſchenkt, und die Geſtade ſahn
All ihm nach, und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber ſchwer in das Thal hieng die gigantiſche,
Schikſaalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern zerriſſen;
Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Bilder
Rauschten über die Burg herab.

Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Thal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruhn.

DER NEKAR

In deinen Thälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, deine Wellen umſpielten mich,
Und all der holden Hügel, die dich,
Wanderer! kennen, iſt keiner fremd mir.

Auf ihren Gipfeln löſte des Himmels Luft
Mir oft der Knechtſchaft Schmerzen; und aus dem
Thal,
Wie Leben aus dem Freudebecher,
Glänzte die bläuliche Silberwelle.

Der Berge Quellen eilten hinab zu dir,
Mit ihnen auch mein Herz, und du nahmſt uns mit
Zum ſtillerhabnen Rhein, zu ſeinen
Städten hinunter und luſtgen Inſeln.

Noch dünkt die Welt mir ſchön, und das Aug entflieht,
Verlangend nach den Reizen der Erde, mir
Zum goldenen Pactol, zu Smirnas
Ufer, zu Ilions Wald. Auch möcht ich

Bei Sunium oft landen, den ſtummen Pfad
Nach deinen Säulen fragen, Olympion!
Noch eh der Sturmwind und das Alter
Hin in den Schutt der Athenertempel

Und ihrer Gottesbilder auch dich begräbt,
Denn lang ſchon einſam ſtehſt du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr iſt. Und o ihr ſchönen
Inſeln Ioniens! wo die Meerluft

Die heißen Ufer kühlt und den Lorbeerwald
Durchſäuſelt, wenn die Sonne den Weinſtok wärmt,
Ach! wo ein goldner Herbſt dem armen
Volk in Geſänge die Seufzer wandelt,

Wenn ſein Granatbaum reift, wenn aus grüner Nacht
Die Pomeranze blinkt und der Maſtyxbaum
Von Harze träuft und Pauk und Cymbel
Zum labyrintiſchen Tanze klingen.

Zu euch, ihr Inſeln! bringt mich vielleicht, zu euch
Mein Schuzgott einſt; doch weicht mir aus treuem Sinn
Auch da mein Nekar nicht mit ſeinen
Lieblichen Wieſen und Uferweiden.

EMPEDOKLES

Das Leben ſuchſt du, ſuchſt, und es quillt und glänzt
Ein göttlich Feuer tief aus der Erde dir,
Und du in ſchauderndem Verlangen
Wirfſt dich hinab in des Aetna Flammen.

So ſchmelzt' im Weine Perlen der Übermuth
Der Königin; und mochte ſie doch! Hättſt du
Nur deinen Reichtum nicht, o Dichter,
Hin in den gährenden Kelch geopfert!

Doch heilig biſt du mir, wie der Erde Macht,
Die dich hinwegnahm, kühner Getödteter!
Und folgen möcht' ich in die Tiefe,
Hielte die Liebe mich nicht, dem Helden.

[AN EINE FÜRSTIN VON DESSAU]

Aus ſtillem Hauße ſenden die Götter oft
Auf kurze Zeit zu Fremden die Lieblinge,
Damit, erinnert, ſich am edlen
Bilde der Sterblichen Herz erfreue.

So kommſt du aus Luiſiums Hainen auch,
Aus heilger Schwelle dort, wo geräuſchlos rings
Die Lüfte ſind und friedlich um dein
Dach die geſelligen Bäume ſpielen,

Aus deines Tempels Freuden, o Prieſterin!
Zu uns, wenn ſchon die Wolke das Haupt uns beugt
Und kalt und wild ein Ungewitter
Längſt überm göttlichen Haupt uns wandelt.

O theuer warſt du, Prieſterin! da du dort
Im Stillen göttlich Feuer behüteteſt;
Doch theurer heute, da du Zeiten
Unter den Zeitlichen ſeegnend feierſt.

Denn wo die Reinen wandeln, vernehmlicher
Iſt da der Geiſt, und offen und heiter blühn
Des Lebens dämmernde Geſtalten
Da, wo ein ſicheres Licht erſcheinet.

Und wie auf dunkler Wolke der ſchweigende,
Der ſchöne Bogen blühet, ein Zeichen iſt
Er künftger Zeit, ein Angedenken
Seeliger Tage, die einſt geweſen,

So ist dein Leben, heilige Fremdlingin!
Wenn du Vergangnes über Italiens
Zerbrochnen Säulen siehest, wenn du
Grünen aus stürmischer Zeit betrachtest.

DER PRINZESSIN AUGUSTE VON HOMBURG

Den 28ſten November 1799

Noch freundlichzögernd ſcheidet vom Auge dir
Das Jahr, und in heſperiſcher Milde glänzt
Der Winterhimmel über deinen
Gärten, den dichtriſchen, immergrünen.

Und da ich deines Feſtes gedacht' und ſann,
Was ich dir dankend reichte, da weilten noch
Am Pfade Blumen, daß ſie dir zur
Blühenden Krone, du Edle, würden.

Doch Andres beut dir, Größeres, hoher Geiſt!
Die feſtlichere Zeit, denn es hallt hinab
Am Berge das Gewitter, ſieh! und
Klar, wie die ruhigen Sterne, gehen

Aus langem Zweifel reine Geſtalten auf;
So dünkt es mir; und einſam, o Fürſtin! iſt
Das Herz der Freigebornen wohl nicht
Länger im eigenen Glük; denn würdig

Geſellt im Lorbeer ihm der Heroë ſich,
Der ſchöngereifte, ächte; die Weiſen auch,
Die Unſern ſind es werth; ſie bliken
Still aus der Höhe des Lebens, die ernſten
Alten.

Geringe dünkt der träumende Sänger ſich,
Und Kindern gleich am müßigen Saitenſpiel,
Wenn ihn der Edeln Glük, wenn ihn die
That und der Ernſt der Gewaltigen aufwekt.

Doch herrlicht mir dein Nahme das Lied; dein Feſt,
Auguſta! durft' ich feiern; Beruf iſt mirs,
Zu rühmen Höhers, darum gab die
Sprache der Gott und den Dank ins Herz mir.

O daß von dieſem freudigen Tage mir
Auch meine Zeit beginne, daß endlich auch
Mir ein Geſang in deinen Hainen,
Edle! gedeihe, der deiner werth ſei.

GESANG DES DEUTSCHEN

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Allduldend, gleich der ſchweigenden Mutter Erd',
Und allverkannt, wenn ſchon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Beſtes haben!

Sie erndten den Gedanken, den Geiſt von dir,
Sie pflüken gern die Traube, doch höhnen ſie
Dich, ungeſtalte Rebe! daß du
Schwankend den Boden und wild umirreſt.

Du Land des hohen, ernſteren Genius!
Du Land der Liebe! bin ich der deine ſchon,
Oft zürnt' ich weinend, daß du immer
Blöde die eigene Seele läugneſt.

Doch magſt du manches Schöne nicht bergen mir;
Oft ſtand ich, überſchauend das ſanfte Grün,
Den weiten Garten, hoch in deinen
Lüften auf hellem Gebirg' und ſah dich.

An deinen Strömen gieng ich und dachte dich,
Indeß die Töne ſchüchtern die Nachtigall
Auf ſchwanker Weide ſang, und ſtill auf
Dämmerndem Grunde die Welle weilte.

Und an den Ufern ſah ich die Städte blühn,
Die Edlen, wo der Fleiß in der Werkſtatt ſchweigt,
Die Wiſſenſchaft, wo deine Sonne
Milde dem Künſtler zum Ernſte leuchtet.

Kennſt du Minervas Kinder? ſie wählten ſich
Den Oelbaum früh zum Lieblinge; kennſt du ſie?
Noch lebt, noch waltet der Athener
Seele, die ſinnende, ſtill bei Menſchen,

Wenn Platons frommer Garten auch ſchon nicht mehr
Am alten Strome grünt, und der dürftge Mann
Die Heldenaſche pflügt, und ſcheu der
Vogel der Nacht auf der Säule trauert.

O heilger Wald! o Attika! traf Er doch
Mit ſeinem furchtbarn Strale dich auch, ſo bald,
Und eilten ſie, die dich belebt, die
Flammen entbunden zum Aether über?

Doch, wie der Frühling, wandelt der Genius
Von Land zu Land. Und wir? iſt denn Einer auch
Von unſern Jünglingen, der nicht ein
Ahnden, ein Räthſel der Bruſt, verſchwiege?

Den deutſchen Frauen danket! ſie haben uns
Der Götterbilder freundlichen Geiſt bewahrt,
Und täglich ſühnt der holde klare
Friede das böſe Gewirre wieder.

Wo ſind jezt Dichter, denen der Gott es gab,
Wie unſern Alten, freudig und fromm zu ſeyn,
Wo Weiſe, wie die unſre ſind? die
Kalten und Kühnen, die Unbeſtechbarn!

Nun! ſei gegrüßt in deinem Adel, mein Vaterland,
Mit neuem Nahmen, reifeſte Frucht der Zeit!
Du lezte und du erſte aller
Muſen, Urania! ſei gegrüßt mir!

Noch ſäumſt und ſchweigſt du, ſinneſt ein freudig Werk,
Das von dir zeuge, ſinneſt ein neu Gebild,
Das einzig, wie du ſelber, das aus
Liebe geboren und gut, wie du, ſei. –

Wo iſt dein Delos, wo dein Olympia,
Daß wir uns alle finden am höchſten Feſt? –
Doch wie erräth der Sohn, was du den
Deinen, Unſterbliche, längſt bereiteſt?

MEIN EIGENTUM

In ſeiner Fülle ruhet der Herbſttag nun,
Geläutert iſt die Traub, und der Hain iſt roth
Von Obſt, wenn ſchon der holden Blüthen
Manche der Erde zum Danke fielen.

Und rings im Felde, wo ich den Pfad hinaus,
Den ſtillen, wandle, iſt den Zufriedenen
Ihr Gut gereift, und viel der frohen
Mühe gewähret der Reichtum ihnen.

Vom Himmel lächelt zu den Geſchäfftigen
Durch ihre Bäume milde das Licht herab,
Die Freude theilend, denn [es] wuchs durch
Hände der Menſchen allein die Frucht nicht.

Und leuchteſt du, o Goldnes, auch mir, und wehſt
Auch du mir wieder, Lüftchen, als ſeegneteſt
Du eine Freude [mir, wie einſt,] und
Irrſt, wie um Glükliche, mir am Buſen?

Einſt war ich's; doch, wie Roſen, vergänglich war
Das fromme Leben, ach! und es mahnen noch,
Die blühend mir geblieben ſind, die
Holden Geſtirne zu oft mich deſſen.

Beglükt, wer, ruhig liebend ein frommes Weib,
Am eignen Heerd in friedlicher Heimath lebt,
Es leuchtet über veſtem Boden
Schöner dem ſicheren Mann ſein Himmel.

Denn, wie die Pflanze, wurzelt auf eignem Grund
Sie nicht, verglüht die Seele des Sterblichen,
Der mit dem Tageslichte nur, ein
Armer, auf heiliger Erde wandelt.

Zu mächtig, ach! ihr himmlischen Höhen, zieht
Ihr mich empor; bei Stürmen, am heitern Tag
Fühl ich verzehrend euch im Busen
Wechseln, ihr wandelnden Götterkräfte.

Doch heute laß mich stille den trauten Pfad
Zum Haine gehn, dem golden die Wipfel schmükt
Sein sterbend Laub, und kränzt auch mir die
Stirne, ihr holden Erinnerungen!

Und daß mir doch zu retten mein sterblich Herz,
Wie andern, eine bleibende Stätte sei,
Und heimathlos die Seele mir nicht
Über das Leben hinweg sich sehne,

Sei du, Gesang, mein freundlich Asyl! sei du,
Beglükender! mit sorgender Liebe mir
Gepflegt, du Garten, wo ich, wandelnd
Unter den Blüthen, den immerjungen,

In sichrer Einfalt wohne, wenn draußen mir
Mit ihren Wellen allen die mächtge Zeit,
Die Wandelbare, fern rauscht, und die
Stillere Sonne mein Wirken fördert.

Ihr ſeegnet gütig über den Sterblichen,
Ihr Himmelskräfte, jedem ſein Eigentum,
O ſeegnet meines auch, und daß zu
Frühe die Parze den Traum nicht ende.

DER FRIEDEN

. . . .

Wie wenn die alten Waſſer, in andern Zorn,
In ſchröklichern, verwandelt, wieder
Kämen, zu reinigen, da es noth war,

So gährt' und wuchs und woogte von Jahr zu Jahr
Raſtlos und überſchwemmte das bange Land
Die unerhörte Schlacht, daß weit hüllt
Dunkel und Bläſſe das Haupt der Menſchen.

Die Heldenkräfte flogen, wie Wellen, auf
Und ſchwanden weg, du kürzteſt, o Rächerin!
Der ſie gedient, die Arbeit ſchnell und
Brachteſt in Ruhe ſie heim, die Streiter.

O du, die unerbittlich und unbeſiegt
Zu ſeiner Zeit den Übergewaltgen trift,
Daß bis ins lezte Glied hinab vom
Schlage ſein armes Geſchlecht erzittert,

Die du geheim den Stachel und Zügel hältſt,
Zu hemmen und zu fördern, o Nemeſis,
Strafſt du die Todten noch? es ſchliefen
Unter Italiens Lorbeergärten

Sonſt ungeſtört die alten Eroberer.
Und ſchonſt du auch des müßigen Hirten nicht?
Und haben endlich wohl genug den
Üppigen Schlummer gebüßt die Völker?

Wer hub es an? wer brachte den Fluch? von heut
Ifts nicht und nicht von geftern, und die zuerft
Das Maas verloren, unfre Väter
Wußten es nicht, und es trieb ihr Geift fie.

Zu lang, zu lang fchon treten die Sterblichen
Sich gern aufs Haupt, und zanken um Herrfchaft fich,
Den Nachbar fürchtend, und es hat auf
Eigenem Boden der Mann nicht Seegen.

Und unftät wehn und irren, dem Chaos gleich,
Dem gährenden Gefchlechte die Wünfche nach,
Und wild ift und verzagt und kalt von
Sorgen das Leben der Armen immer.

Du aber wandelft ruhig die fichre Bahn,
O Mutter Erd! im Lichte. Dein Frühling blüht,
Melodifchwechfelnd gehn dir hin [die]
Wachfenden Zeiten, du Lebensreiche!

Mit deinem ftillen Ruhme, Genügfamer!
Mit deinen ungefchriebnen Gefezen auch,
Mit deiner Liebe komm und gieb ein
Bleiben im Leben, ein Herz uns wieder.

Unfchuldiger! find klüger die Kinder doch
Beinahe, denn wir Alten; es irrt der Zwift
Den Guten nicht den Sinn, und klar und
Freudig ift ihnen ihr Auge blieben.

Und wie mit andern Schauenden lächelnd ernſt
Der Richter auf der Jünglinge Rennbahn ſieht,
Wo glühend [ſich] die Kämpfer und die
Wagen in ſtäubenden Wolken treiben,

So ſteht und lächelt Helios über uns,
Und einſam iſt der Göttliche, Frohe nie,
Denn ewig wohnen ſie, des Aethers
Blühende Sterne, die Heiligfreien.

PALINODIE

Was dämmert um mich, Erde! dein freundlich Grün?
Was wehſt du wieder, Lüftchen, wie einſt, mich an?
In allen Wipfeln rauſchts . . .
. . . .

Was wekt ihr mir die Seele? was regt ihr mir
Vergangnes auf, ihr Guten? o ſchonet mein
Und laßt ſie ruhn, die Aſche meiner
Freuden, ihr ſpottetet nur! o wandelt,

Ihr ſchikſaalloſen Götter, vorbei und blüht
In eurer Jugend über dem Alternden,
Und wollt ihr zu den Sterblichen euch
Gerne geſellen, ſo blühn der Jungfraun

Euch viel, der jungen Helden, und ſchöner ſpielt
Der Morgen um die Wange der Glüklichen,
Und lieblich tönen . . . .
Euch die Geſänge der Müheloſen.

Ach! vormals rauſchte leicht des Geſanges Quell'
Auch mir vom Buſen, da noch die Freude mir,
Die himmliſche, vom Auge glänzte
. . . .

Verſöhnung, o Verſöhnung, ihr gütigen,
Ihr immergleichen Götter! und helft ihr mir,
Weil ihr die reinen Quellen liebt
. . . .

[NACHRUF]

Wohl geh' ich täglich andere Pfade, bald
Ins Grün im Walde, [oder] zur Quelle bald,
Zum Felſen, wo die Roſen blühen,
Blike vom Hügel ins Land; doch nirgend,

Du Holde, nirgend find' ich im Lichte dich,
Und in die Lüfte ſchwinden die Worte mir,
Die frommen, die bei dir ich ehmals
. . . .

Ja! ferne biſt du, ſeeliges Angeſicht!
Und deines Lebens Wohllaut verhallt, von mir
Nicht mehr belauſcht, und ach! wo ſeid ihr,
Zaubergeſänge, die einſt das Herz mir

Beſänftiget mit Ruhe der Himmliſchen?
Wie lang' iſts! o wie lange! der Jüngling iſt
Gealtert, ſelbſt die Erde, die mir
Damals gelächelt, iſt anders worden.

O lebe wohl! es ſcheidet und kehrt zu dir
Die Seele jeden Tag, und es weint um dich
Das Auge, daß es helle wieder
Dort, wo du ſäumeſt, hinüberblike.

[AM ABEND]

Geh unter, ſchöne Sonne, ſie achteten
Nur wenig dein, ſie kannten dich, Heilge, nicht,
Denn mühelos und ſtille biſt du
Über den mühſamen aufgegangen.

Mir gehſt [du] freundlich unter und auf, o Licht!
Und wohl erkennt mein Auge dich, herrliches!
Denn göttlich ſtille ehren lernt' ich,
Da Diotima den Sinn mir heilte.

O du, des Himmels Botin, wie lauſcht' ich dir!
Dir, Diotima! Liebe! wie ſah von dir
Zum goldnen Tage dieſes Auge
Staunend und dankend empor. Da rauſchten

Lebendiger die Quellen, es athmeten
Der dunkeln Erde Blüthen mich liebend an,
Und lächelnd über Silberwolken
Neigte ſich ſeegnend herab der Aether.

DIE HEIMATH

[Erſte Faſſung]

Froh kehrt der Schiffer heim an den ſtillen Strom
Von fernen Inſeln, wo er geerndtet hat.
Wohl möcht' auch ich zur Heimath wieder;
Aber was hab' ich, wie Laid, geerndtet?

Ihr holden Ufer, die ihr mich auferzogt,
Stillt ihr der Liebe Leiden? ach gebt ihr mir,
Ihr Wälder meiner Kindheit! wann ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

DIE HEIMATH

[Zweite Faſſung]

Froh kehrt der Schiffer heim an den ſtillen Strom
Von Inſeln fernher, wenn er geerndtet hat;
So käm' auch ich zur Heimath, hätt' ich
Güter ſo viele, wie Laid, geerndtet.

Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einſt,
Stillt ihr der Liebe Leiden, verſprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe ſah,
Dort bin ich bald; euch traute Berge,
Die mich behüteten einſt, der Heimath

Verehrte ſichre Grenzen, der Mutter Haus
Und liebender Geſchwiſter Umarmungen
Begrüß' ich bald, und ihr umſchließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile,

Ihr treugebliebnen! aber ich weiß, ich weiß,
Der Liebe Laid, diß heilet ſo bald mir nicht,
Diß ſingt kein Wiegenſang, den tröſtend
Sterbliche ſingen, mir aus dem Buſen.

Denn ſie, die uns das himmliſche Feuer leihn,
Die Götter, ſchenken heiliges Laid uns auch.
Drum bleibe diß. Ein Sohn der Erde
Schein' ich: zu lieben gemacht, zu leiden.

DAS UNVERZEIHLICHE

[Erſte Faſſung]

Wenn ihr Freunde vergeßt, wenn ihr den Künſtler
höhnt,
Und den tieferen Geiſt klein und gemein verſteht,
Gott vergiebt es, doch ſtört nur
Nie den Frieden der Liebenden.

DIE LIEBE

[Zweite Faſſung]

Wenn ihr Freunde vergeßt, wenn ihr die Euern all,
O ihr dankbaren, ſie, euere Dichter ſchmäht,
Gott vergeb' es, doch ehret
Nur die Seele der Liebenden.

Denn o ſaget, wo lebt menſchliches Leben ſonſt,
Da die knechtiſche jezt alles, die Sorge, zwingt?
Darum wandelt der Gott auch
Sorglos über dem Haupt uns längſt.

Doch, wie immer das Jahr kalt und geſanglos iſt
Zur beſchiedenen Zeit, aber aus weißem Feld
Grüne Halme doch ſproſſen,
Oft ein einſamer Vogel ſingt,

Wenn ſich mälig der Wald dehnet, der Strom ſich regt,
Schon die mildere Luft leiſe von Mittag weht
Zur erleſenen Stunde,
So ein Zeichen der ſchönern Zeit,

Die wir glauben, erwächſt einziggenügſam noch,
Einzig edel und fromm über dem ehernen,
Wilden Boden die Liebe,
Gottes Tochter, von ihm allein.

Sei geſeegnet, o ſei, himmliſche Pflanze, mir
Mit Geſange gepflegt, wenn des ätheriſchen
Nektars Kräfte dich nähren,
Und der ſchöpfriſche Stral dich reift.

Wachs und werde zum Wald! eine beſeeltere,
Vollentblühende Welt! Sprache der Liebenden
Sei die Sprache des Landes,
Ihre Seele der Laut des Volks!

LEBENSLAUF

[Erſte Faſſung]

Hochauf ſtrebte mein Geiſt, aber die Liebe zog
Bald ihn nieder; das Laid beugt ihn gewaltiger;
So durchlauf' ich des Lebens
Bogen und kehre, woher ich kam.

LEBENSLAUF

[Zweite Faſſung]

Größers wollteſt auch du, aber die Liebe zwingt
All uns nieder, das Laid beuget gewaltiger,
Doch es kehret umſonſt nicht
Unſer Bogen, woher er kommt.

Aufwärts oder hinab! wehet in heil'ger Nacht,
Wo die ſtumme Natur werdende Tage ſinnt,
Weht im nüchternen Orkus
Nicht ein liebender Othem auch?

Diß erfuhr ich. Denn nie, ſterblichen Meiſtern gleich,
Habt ihr Himmliſchen, ihr Alleserhaltenden,
Daß ich wüßte, mit Vorſicht
Mich des ebenen Pfads geführt.

Alles prüfe der Menſch, ſagen die Himmliſchen,
Daß er, kräftig genährt, danken für Alles lern',
Und verſtehe die Freiheit,
Aufzubrechen, wohin er will.

DIE LIEBENDEN

[Erſte Faſſung]

Trennen wollten wir uns, wähnten es gut und klug,
Da wirs thaten, warum ſchrökte, wie Mord, die That?
Ach! wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns.

DER ABSCHIED

[Zweite Faſſung]

Trennen wollten wir uns? wähnten es gut und klug?
Da wirs thaten, warum ſchrökte, wie Mord, die That?
Ach! wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns.

Den verrathen? ach ihn, welcher uns alles erſt,
Sinn und Leben erſchuff, ihn, den beſeelenden
Schuzgott unſerer Liebe,
Diß, diß Eine vermag ich nicht.

Aber anderen Fehl denket der Menſchen Sinn,
Andern ehernen Dienſt übt er und anders Recht,
Und es fodert die Seele
Tag für Tag der Gebrauch uns ab.

Wohl! ich wußt' es zuvor. Seit der gewurzelte
Allentzweiende Haß Götter und Menſchen trennt,
Muß, mit Blut ſie zu ſühnen,
Muß der Liebenden Herz vergehn.

Laß mich ſchweigen! o laß nimmer von nun an mich
Dieſes Tödtliche ſehn, daß ich im Frieden doch
Hin ins Einſame ziehe,
Und noch unſer der Abſchied ſei!

Reich die Schaale mir ſelbſt, daß ich des rettenden
Heilgen Giftes genug, daß ich des Lethetranks
Mit dir trinke, daß alles,
Haß und Liebe, vergeſſen ſei!

Hingehn will ich. Vieleicht ſeh' ich in langer Zeit
Diotima! dich hier. Aber verblutet iſt
Dann das Wünſchen und friedlich
Gleich den Seeligen, fremd ſind wir,

Und ein ruhig Geſpräch führet uns auf und ab,
Sinnend, zögernd, doch izt faßt die Vergeſſenen
Hier die Stelle des Abſchieds,
Es erwarmet ein Herz in uns,

Staunend ſeh' ich dich an, Stimmen und ſüßen Sang,
Wie aus voriger Zeit, hör' ich und Saitenſpiel,
Und befreiet in Lüfte
Fliegt in Flammen der Geiſt uns auf.

DIOTIMA

[Erfte Faffung]

Du fchweigft und duldeft, und fie verftehn dich nicht;
Du, heilig Leben! welkeft hinweg und fchweigft,
Denn ach! vergebens bei Barbaren
Suchft du die Deinen im Sonnenlichte,

Die zärtlichgroßen Seelen, die nimmer find!
Doch eilt die Zeit. Noch fiehet mein fterblich Lied
Den Tag, der, Diotima! nächft den
Göttern mit Helden dich nennt, und dir gleicht.

DIOTIMA

[Zweite Faffung]

Du fchweigft und duldeft, denn fie verftehn dich nicht,
Du edles Leben! fieheft zur Erd' und fchweigft
Am fchönen Tag, denn ach! umfonft nur
Suchft du die Deinen im Sonnenlichte,

Die Königlichen, welche, wie Brüder doch,
Wie eines Hains gefellige Gipfel fonft
Der Lieb' und Heimath fich und ihres
Immerumfangenden Himmels freuten,

Des Urfprungs noch in tönender Bruft gedenk;
Die Dankbarn, fie, fie mein' ich, die einzigtreu
Bis in den Tartarus hinab die Freude
Brachten, die Freien, die Göttermenfchen,

Die zärtlichgroßen Seelen, die nimmer ſind;
Denn ſie beweint, ſo lange das Trauerjahr
Schon dauert, von den vor'gen Sternen
Täglich gemahnet, das Herz noch immer,

Und dieſe Todtenklage, ſie ruht nicht aus.
Die Zeit doch heilt. Die Himmliſchen ſind jezt ſtark,
Sind ſchnell. Nimmt denn nicht ſchon ihr altes
Freudiges Recht die Natur ſich wieder?

Sieh! eh noch unſer Hügel, o Liebe, ſinkt,
Geſchiehts, und ja! noch ſiehet mein ſterblich Lied
Den Tag, der, Diotima! nächſt den
Göttern mit Helden dich nennt, und dir gleicht.

IHRE GENESUNG

[Erſte Faſſung]

Deine Freundin, Natur! leidet und ſchläft, und du
Allbelebende ſäumſt? ach, und ihr heilt ſie nicht,
Mächt'ge Lüfte des Aethers,
Nicht, ihr Quellen des Sonnenlichts?

Alle Blumen der Erd', alle die fröhlichen,
Schönen Früchte des Hains, heitern ſie alle nicht
Dieſes Leben, ihr Götter!
Das ihr ſelber in Lieb' erzogt? –

Ach! ſchon athmet und tönt heilige Lebensluſt
Ihr im reizenden Wort wieder, wie ſonſt, und ſchon
Glänzt das Auge des Lieblings
Freundlichoffen, Natur! dich an.

IHRE GENESUNG

[Zweite Faſſung]

Sieh! dein Liebſtes, Natur, leidet und ſchläft, und du,
Allesheilende, ſäumſt? oder ihr ſeids nicht mehr,
Zarte Lüfte des Aethers,
Und ihr Quellen des Morgenlichts?

Alle Blumen der Erd, alle die goldenen
Frohen Früchte des Hains, alle ſie heilen nicht
Dieſes Leben, ihr Götter,
Das ihr ſelber doch euch erzogt?

Ach! ſchon athmet und tönt heilige Lebensluſt
Ihr im reizenden Wort wieder, wie ſonſt, und ſchon
Glänzt in zärtlicher Jugend
Deine Blume, wie ſonſt, dich an,

Heilge Natur, o du, welche zu oft, zu oft,
Wenn ich trauernd verſank, lächelnd mein zweifelndes
Haupt mit Gaaben umkränzte,
Jugendliche, nun auch, wie ſonſt!

Wenn ich altre dereinſt, ſiehe, ſo geb ich dir,
Die mich täglich verjüngt, Allesverwandelnde,
Deiner Flamme die Schlaken,
Und ein anderer leb ich auf.

[AN EINE VERLOBTE]

Des Wiederſehens Thränen, des Wiederſehns
Umfangen, und dein Auge bei ſeinem Gruß, –
Weisſagend möcht' ich diß und all der
Zaubriſchen Liebe Geſchik dir ſingen.

Zwar jezt auch, junger Genius! biſt du ſchön,
Auch einſam, und es freuet ſich in ſich ſelbſt,
Es blüht von eignem Geiſt und liebem
Herzensgeſange die Muſentochter.

Doch anders iſt's in ſeeliger Gegenwart,
Wenn an des Neugefundenen Blike dein Geiſt ſich kennt,
Wenn friedlich du vor ſeinem Anſchaun
Wieder in goldner Wolke wandelſt.

Indeſſen denk', ihm leuchte das Sonnenlicht,
Ihn tröſt' und mahne, wenn er im Felde ſchläft,
Der Liebe Stern, und heitre Tage
Spare zum Ende das Herz ſich immer.

Und wenn er da iſt und die geflügelten,
Die Liebesſtunden, ſchneller und ſchneller ſind,
Dann ſich dein Brauttag neigt und trunkner
Schon die beglükenden Sterne leuchten:

Nein! ihr Geliebten! nein, ich beneid' euch nicht!
Unſchädlich, wie vom Lichte die Blume lebt,
So leben gern vom ſchönen Bilde
Träumend und ſeelig und arm die Dichter.

RÜKKEHR IN DIE HEIMATH

Ihr milden Lüfte! Boten Italiens!
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr woogenden Gebirg! o all ihr
Sonnigen Gipfel! ſo ſeid ihrs wieder?

Du ſtiller Ort! in Träumen erſchienſt du fern
Nach hoffnungsloſem Tage dem Sehnenden,
Und du mein Haus, und ihr Geſpielen,
Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!

Wie lang iſt's, o wie lange! des Kindes Ruh'
Iſt hin, und hin iſt Jugend, und Lieb' und Luſt,
Doch du, mein Vaterland! du heilig-
Duldendes! ſiehe, du biſt geblieben.

Und darum, daß ſie dulden mit dir, mit dir
Sich freun, erziehſt du, theures! die Deinen auch
Und mahnſt in Träumen, wenn ſie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.

Und wenn im heißen Buſen dem Jünglinge
Die eigenmächt'gen Wünſche beſänftiget
Und ſtille vor dem Schikſaal ſind, dann
Giebt der Geläuterte dir ſich lieber.

Lebt wohl dann, Jugendtage, du Roſenpfad
Der Lieb', und all ihr Pfade des Wanderers,
Lebt wohl! und nimm und ſeegne du mein
Leben, o Himmel der Heimath, wieder!

DAS AHNENBILD

Ne virtus ulla pereat.

Alter Vater! Du blikſt immer, wie ehmals, noch,
Da du gerne gelebt unter den Sterblichen,
Aber ruhiger nur, und,
Wie die Seeligen, heiterer

In die Wohnung, wo dich Vater! das Söhnlein nennt,
Wo es lächelnd vor dir ſpielt und den Muthwill übt,
Wie die Lämmer im Feld', auf
Grünem Teppiche, den zur Luſt

Ihm die Mutter gegönnt. Ferne ſich haltend, ſieht
Ihm die Liebende zu, wundert der Sprache ſich
Und des jungen Verſtandes
Und des blühenden Auges ſchon.

Und an andere Zeit mahnt ſie der Mann, dein Sohn;
An die Lüfte des Mai's, da er geſeufzt um ſie,
An die Bräutigamstage,
Da der Stolze die Demuth lernt.

Doch es wandte ſich bald. Sicherer, denn er war,
Iſt er, herrlicher iſt unter den Seinigen
Nun der Zweifachgeliebte,
Und ihm gehet ſein Tagewerk.

Stiller Vater! auch du lebteſt und liebteſt ſo;
Darum wohneſt du nun, als ein Unſterblicher,
Bei den Kindern, und Leben,
Wie vom ſchweigenden Aether, kommt

Öfters über das Haus, ruhiger Mann! von dir,
Und es mehrt ſich, es reift, edler von Jahr zu Jahr,
In beſcheidenem Glüke,
Was mit Hofnungen du gepflanzt.

Die du liebend erzogſt, ſiehe! ſie grünen dir,
Deine Bäume, wie ſonſt, breiten ums Haus den Arm,
Voll von dankenden Gaaben;
Sichrer ſtehen die Stämme ſchon;

Und am Hügel hinab, wo du den ſonnigen
Boden ihnen gebaut, neigen und ſchwingen ſich
Deine freudigen Reben,
Trunken, purpurner Trauben voll.

Aber unten im Haus ruhet, beſorgt von dir,
Der gekelterte Wein. Theuer iſt der dem Sohn,
Und er ſparet zum Feſt das
Alte, lautere Feuer ſich.

Dann beim nächtlichen Mahl, wenn er, in Luſt und Ernſt,
Von Vergangenem viel, vieles von Künftigem
Mit den Freunden geſprochen,
Und der lezte Geſang noch hallt,

Hält er höher den Kelch, ſiehet dein Bild und ſpricht:
Deiner denken wir nun, dein, und ſo werd' und bleib'
Ihre Ehre des Haußes
Guten Genien, hier und ſonſt!

Und es tönen zum Dank hell die Kryſtalle dir;
Und die Mutter, ſie reicht, heute zum erſtenmal,
Daß es wiſſe vom Feſte,
Auch dem Kinde von deinem Trank.

NATUR UND KUNST

oder

SATURN UND JUPITER

Du walteſt hoch am Tag' und es blühet dein
Geſez, du hältſt die Waage, Saturnus Sohn!
Und theilſt die Looſ' und ruheſt froh im
Ruhm der unſterblichen Herrſcherkünſte.

Doch in den Abgrund, ſagen die Sänger ſich,
Habſt du den alten Vater, den eignen, einſt
Verwieſen und es jammre drunten,
Da, wo die Wilden vor dir mit Recht ſind,

Schuldlos der Gott der goldenen Zeit ſchon längſt;
Einſt mühelos und größer, wie du, wenn ſchon
Er kein Gebot ausſprach und ihn der
Sterblichen keiner mit Nahmen nannte.

Herab denn! oder ſchäme des Danks dich nicht!
Und willſt du bleiben, diene dem Älteren,
Und gönn' es ihm, daß ihn vor Allen,
Göttern und Menſchen, der Sänger nenne!

Denn, wie aus dem Gewölke dein Bliz, ſo kommt
Von ihm, was dein iſt, ſiehe! ſo zeugt von ihm,
Was du gebeutſt, und aus Saturnus
Frieden iſt jegliche Macht erwachſen.

Und hab' ich erſt am Herzen Lebendiges
Gefühlt und dämmert, was du geſtalteteſt,
Und war in ihrer Wiege mir, in
Wonne die wandelnde Zeit entſchlafen,

Dann hör' ich dich, Kronion! und kenne dich,
Den weiſen Meiſter, welcher, wie wir, ein Sohn
Der Zeit, Geſeze giebt und, was die
Heilige Dämmerung birgt, verkündet.

AN EDUARD

[Erſte Faſſung]

Euch alten Freunde droben, unſterbliches
Geſtirn! euch frag' ich, Helden! woher es iſt,
Daß ich ſo unterthan ihm bin, und
So der Gewaltige ſein mich nennet?

Denn wenig kann ich bieten, nur weniges
Kann ich verlieren, aber ein liebes Glük,
Ein einziges, zum Angedenken
Reicherer Tage zurükgeblieben;

Und ſo er mir's geböte, diß Eine noch,
Mein Saitenſpiel, ich wagt' es, wohin er wollt',
Und mit Geſange folgt' ich, ſelbſt in's
Ende der Tapferen ihm hinunter.

„Die Wolke" – ſäng' ich – „tränket mit Reegen dich,
Du Mutterboden! aber mit Blut der Menſch;
So ruht, ſo kühlt die Liebe ſich, die
Droben und drunten nicht Gleiches findet.

„Wo iſt am Tag ihr Zeichen? wo ſpricht das Herz
Sich aus? o wann im Leben, wann iſt es frei,
Was unſer Wort nicht nennt, wann wird, was
Trauert, gebannt in die Nacht, ſein Wunſch
ihm? –

„Jezt, wann die Opfer fallen, ihr Freunde! jezt!
Schon tritt hinzu der feſtliche Zug, ſchon blinkt
Der Stahl, die Wolke dampft, ſie fallen, und es
Hallt in der Luft, und die Erde rühmt es!"

Wenn ich ſo ſingend fiele, dann rächteſt du
Mich, mein Achill! und ſprächeſt: „er lebte doch
Treu bis zulezt!“ das ernſte Wort, das
Spräche mein Feind und der Todtenrichter!

Doch weilen wir in Ruhe, du Lieber, noch;
Uns birgt der Wald, es hält das Gebirge dort,
Das mütterliche, noch die beiden
Brüder in ſicherem Arm gefangen.

Uns iſt die Weisheit Wiegengeſang; ſie webt
Um's Aug' ihr heilig Dunkel; doch öfters kömmt
Aus fernetönendem Gewölk die
Mahnende Flamme des Zeitengottes.

Es regt ſein Sturm die Schwingen dir auf; dich ruft,
Dich nimmt der mächt'ge Vater hinauf; o nimm
Mich du, und trage deine leichte
Beute dem lächelnden Gott entgegen!

AN EDUARD

[Zweite Faſſung]

Euch alten Freunde droben, unſterbliches
Geſtirn, euch frag' ich, Helden! woher es iſt,
Daß ich ſo unterthan ihm bin, und
So der Gewaltige ſein mich nennet?

Nicht vieles kann ich bieten, nur weniges
Kann ich verlieren, aber ein liebes Glük,
Ein einziges, zum Angedenken
Reicherer Tage zurükgeblieben.

Und diß, ſo ers geböte, diß Eine noch,
Mein Saitenſpiel, ich wagt' es, wohin er wollt',
Und mit Geſange folgt' ich, ſelbſt ins
Ende der Tapfern hinab dem Theuern.

Mit Wolken, ſäng' ich, tränkt das Gewitter dich,
Du dunkler Boden, aber mit Blut der Menſch;
So ſchweigt, ſo ruht er, der ſein Gleiches
Droben und drunten umſonſt erfragte.

Wo iſt der Liebe Zeichen am Tag? wo ſpricht
Sich aus das Herz? wo rührt es endlich? wo
Wirds wahr, was uns, bei Nacht und Tag, zu
Lange der glühende Traum verkündet?

Hier, wo die Opfer fallen, ihr Lieben, hier!
Und ſchon tritt hin der feſtliche Zug! ſchon blinkt
Der Stahl! Die Wolke dampft! ſie fallen, und es
Hallt in der Luft und die Erde rühmt es!

Wenn ich ſo ſingend fiele, dann rächteſt du
Mich, mein Achill! und ſprächeſt, er lebte doch
Treu bis zulezt! Das ernſte Wort, das
Richtet mein Feind und der Todtenrichter!

Zwar hab' ich dich in Ruhe noch izt; dich birgt
Der ernſte Wald, es hält das Gebirge dich,
Das mütterliche noch den edlen
Zögling in ſicherem Arm, die Weisheit

Singt dir den alten Wiegengesang, sie webt
Ums Aug' ihr heilig Dunkel, doch sieh! es flammt
Aus fernetönendem Gewölk die
Mahnende Flamme des Zeitengottes.

Es regt sein Sturm die Schwingen dir auf, dich ruft,
Dich nimmt der Herr der Helden hinauf; o nimm
Mich, du! mit dir! und bringe sie dem
Lächelnden Gotte, die leichte Beute!

ERMUNTERUNG

Echo des Himmels! heiliges Herz! warum,
Warum verſtummſt du unter den Lebenden?
Schläfſt, Freies! von den Götterloſen
Ewig hinab in die Nacht verwieſen?

Wacht denn, wie vormals, nimmer des Aethers Licht
Und blüht die alte Mutter, die Erde, nicht?
Und übt der Geiſt nicht da und dort, nicht
Lächelnd die Liebe das Recht noch immer?

Nur du nicht mehr! Doch mahnen die Himmliſchen,
Und ſtillebildend weht, wie ein kahl Gefild,
Der Othem der Natur dich an, der
Alleserheiternde, ſeelenvolle.

O Hoffnung! bald, bald ſingen die Haine nicht
Des Lebens Lob allein, denn es iſt die Zeit,
Daß aus der Menſchen Munde ſie, die
Schönere Seele, ſich neuverkündet,

Dann liebender, im Bunde mit Sterblichen,
Das Element ſich bildet und dann erſt reich,
Bei frommer Kinder Dank, der Erde
Bruſt, die unendliche, ſich entfaltet,

Und unſre Tage wieder, wie Blumen, ſind,
Wo ſie des Himmels Sonne ſich ausgetheilt
Im ſtillen Wechſel ſieht und wieder
Froh in den Frohen das Licht ſich findet,

Und Er, der ſprachlos waltet und unbekannt
Zukünftiges bereitet, der Gott, der Geiſt
Im Menſchenwort, am ſchönen Tage
Kommenden Jahren, wie einſt, ſich ausſpricht.

UNTER DEN ALPEN GESUNGEN

Heilige Unſchuld, du der Menſchen und der
Götter liebſte Vertrauteſte! du magſt im
Hauße oder draußen ihnen zu Füßen
Sizen, den Alten,

Immerzufriedner Weisheit voll; denn manches
Gute kennet der Mann, doch ſtaunet er, dem
Wild gleich, oft zum Himmel, aber wie rein iſt,
Reine, dir alles!

Siehe! das rauhe Thier des Feldes, gerne
Dient und trauet es dir, der ſtumme Wald ſpricht,
Wie vor Alters, ſeine Sprüche zu dir, es
Lehren die Berge

Heil'ge Geſeze dich, und was noch jezt uns
Vielerfahrenen offenbar der große
Vater werden heißt, du darfſt es allein uns
Helle verkünden.

So mit den Himmliſchen allein zu ſeyn, und,
Geht vorüber das Licht und Strom und Wind und
Zeit eilt hin zum Ort, vor ihnen ein ſtetes
Auge zu haben,

Seeliger weiß und wünſch' ich nichts, ſo lange
Nicht auch mich, wie die Weide, fort die Fluth
nimmt,
Daß wohlaufgehoben, ſchlafend dahin ich
Muß in den Woogen;

Aber es bleibt daheim gern, wer in treuem
Bufen Göttliches hält, und frei will ich, fo
Lang ich darf, euch all, ihr Sprachen des Himmels!
Deuten und fingen.

AN DIE DEUTSCHEN

[Erſte Faſſung]

Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitſch' und Sporn
Auf dem Roſſe von Holz muthig und groß ſich dünkt,
Denn, ihr Deutſchen, auch ihr ſeid
Thatenarm und gedankenvoll.

Oder kömmt, wie der Stral aus dem Gewölke kömmt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?
O, ihr Lieben! ſo nimmt mich,
Daß ich büße die Läſterung!

AN DIE DEUTSCHEN

[Zweite Faſſung]

Spottet nimmer des Kinds, wenn es, das alberne,
Auf dem Roſſe von Holz herrlich und groß ſich dünkt,
O ihr Guten! auch wir ſind
Thatenarm und gedankenvoll!

Aber kommt, wie der Stral aus dem Gewölke kommt,
Aus Gedanken vieleicht geiſtig und reif die That?
Folgt die Frucht, wie des Haines
Dunklem Blatte, der ſtillen Schrift?

Und das Schweigen im Volk, iſt es die Feier ſchon
Vor dem Feſte? die Furcht, welche den Gott anſagt?
O dann nimmt mich, ihr Lieben!
Daß ich büße die Läſterung.

Schon zu lange, zu lang irr' ich, dem Laien gleich,
In des bildenden Geiſts werdender Werkſtatt hier,
Nur was blühet, erkenn' ich,
Was er ſinnet, erkenn' ich nicht.

Und zu ahnden iſt ſüß, aber ein Leiden auch,
Und ſchon Jahre genug leb' ich in ſterblicher
Unverſtändiger Liebe
Zweifelnd, immer bewegt vor ihm,

Der das ſtetige Werk immer aus liebender
Seele näher mir bringt, lächelnd dem Sterblichen,
Wo ich zage, des Lebens
Reine Tiefe zur Reife bringt.

Schöpferiſcher, o wann, Genius unſers Volks,
Wann erſcheineſt du ganz, Seele des Vaterlands,
Daß ich tiefer mich beuge,
Daß die leiſeſte Saite ſelbſt

Mir verſtumme vor dir, daß ich beſchäm[t und ſtill,]
Eine Blume der Nacht, himmliſcher Tag, vor dir
Enden möge mit Freuden,
Wenn ſie alle, mit denen ich

Vormals trauerte, wenn unſere Städte nun
Hell und offen und wach, reineren Feuers voll,
Und die Berge des deutſchen
Landes Berge der Muſen ſind,

Wie die herrlichen einſt, Pindos und Helikon
  Und Parnaſſos, und rings unter des Vaterlands
    Goldnem Himmel die freie
      Klare geiſtige Freude glänzt.

Wohl iſt enge begränzt unſere Lebenszeit,
  Unſerer Jahre Zahl ſehen und zählen wir,
    Doch die Jahre der Völker,
      Sah ein ſterbliches Auge ſie?

Wenn die Seele dir auch über die eigne Zeit
  Sich, die ſehnende ſchwingt, trauernd verweileſt du
    Dann am kalten Geſtade
      Bei den Deinen und kennſt ſie nicht.

ROUSSEAU

Wie eng begränzt ist unsere Tageszeit.
Wir sehn und staunen, und schon Abend ists,
Nun schlafe, wo unendlich ferne
Ziehen vorüber der Völker Jahre.

Und mancher übersiehet die eigne Zeit,
Ihm zeigt ein Gott ins Freie, doch sehnend stehst
Am Ufer du, ein Ärgerniß den
Deinen, ein Schatten, und liebst sie nimmer.

Und jene, die du nennst die Verheißenen,
Wo sind die Neuen, daß du an Freundeshand
Erwarmst, wo nahn sie, daß du einmal,
Einsame Rede, vernehmlich werdest?

Klanglos ists, armer Mann, in der Halle dir,
Und gleich den Unbegrabenen, irrest du
Unstät und suchest Ruh, und niemand
Weiß den beschiedenen Weg zu weisen.

Helle Morgen und ihr, Stunden der Nacht, wie oft,
Wenn er ihn sah, den Wagen deines Triumphs,
. . . und die Beute gesehn,
Und die Wilden in goldenen Ketten,

Und es sangen die Priester des Friedens
Dem liebenden Volk und seinem
Genius Wonnegesang in den Hainen
Des Frühlings!

Sei denn zufrieden! Der Baum entwächſt
Dem heimatlichen Boden, aber es ſinken ihm
Die liebenden, die jugendlichen
Arme, und trauernd neigt er ſein Haupt.

Des Lebens Überfluß, das Unendliche,
Das um ihn . und dämmert, er faßt es nie.
Doch lebts in ihm, und gegenwärtig,
Wärmend und wirkend, die Frucht entquillt
ihm.

Du haſt gelebt! ge . . auch du, auch dir
Erfreut die ferne Sonne dein Haupt. . .
Die Stralen aus der ſchönern Zeit. Es
Haben die Boten dein Herz gefunden.

Vernommen haſt du ſie, verſtanden die Sprache der
Fremdlinge,
Gedeutet ihre Seele! Dem Sehnenden war
Der Wink genug, und Winke ſind
Von Alters her die Sprache der Götter.

Und wunderbar, als hätte von Anbeginn
Des Menſchen Geiſt das Werden und Wirken all,
Die alte Weiſe des Lebens erfahren,
. . . . . . ſchon erfahren,

Kennt er im erſten Zeichen Vollendetes ſchon,
Und fliegt, der kühne Geiſt, wie Adler den
Gewittern, weisſagend ſeinen
Kommenden Göttern voraus . . .

AN UNSRE GROSSEN DICHTER

[Erſte Faſſung]

Des Ganges Ufer hörten des Freudengotts
Triumph, als allerobernd vom Indus her
Der junge Bacchus kam, mit heilgem
Weine vom Schlafe die Völker wekend.

O wekt, ihr Dichter! wekt ſie vom Schlummer auch,
Die jezt noch ſchlafen, gebt die Geſeze, gebt
Uns Leben, ſiegt, Heroën! ihr nur
Habt der Eroberung Recht, wie Bacchus.

DICHTERBERUF

[Zweite Faſſung]

Des Ganges Ufer hörten des Freudengotts
Triumph, als allerobernd vom Indus her
Der junge Bacchus kam, mit heilgem
Weine vom Schlafe die Völker wekend.

Und du, des Tages Engel! erwekſt ſie nicht,
Die jezt noch ſchlafen? gieb die Geſeze, gieb
Uns Leben, ſiege, Meiſter, du nur
Haſt der Eroberung Recht, wie Bacchus.

Nicht, was wohl ſonſt des Menſchen Geſchik und Sorg'
Im Haus und unter offenem Himmel iſt,
Wenn edler, denn das Wild, der Mann ſich
Wehret und nährt! denn es gilt ein anders,

Zu Sorg' und Dienſt den Dichtenden anvertraut!
Der Höchſte, der iſts, dem wir geeignet ſind,
Daß näher, immerneu beſungen,
Ihn die befreundete Bruſt vernehme.

Und dennoch, o ihr Himmliſchen all, und all
Ihr Quellen und ihr Ufer und Hain' und
Höhn,
Wo wunderbar zuerſt, als du die
Loken ergriffen, und unvergeßlich

Der unverhoffte Genius über uns,
Der ſchöpferiſche, göttliche kam, daß ſtumm
Der Sinn uns ward und, wie vom
Strale gerührt, das Gebein erbebte,

Ihr ruheloſen Thaten in weiter Welt!
Ihr Schikſaalstag', ihr reißenden, wenn der
Gott
Stillſinnend lenkt, wohin zorntrunken
Ihn die gigantiſchen Roſſe bringen,

Euch ſollten wir verſchweigen, und wenn in uns
Vom ſtetigſtillen Jahre der Wohllaut tönt,
So ſollt' es klingen, gleich als hätte
Muthig und müßig ein Kind des Meiſters

Geweihte, reine Saiten im Scherz gerührt?
Und darum haſt du, Dichter! des Orients
Propheten und den Griechenſang und
Neulich die Donner gehört, damit du

Den Geiſt zu Dienſten brauchſt und die Gegenwart
Des Guten übereileſt, in Spott, und den Albernen
Verläugneſt, herzlos, und zum Spiele
Feil, wie gefangenes Wild, ihn treibeſt.

Bis aufgereizt vom Stachel im Grimme der
Des Urſprungs ſich erinnert und ruft, daß ſelbſt
Der Meiſter kommt, dann unter heißen
Todesgeſchoſſen entſeelt dich läſſet.

Zu lang iſt alles Göttliche dienſtbar ſchon,
Und alle Himmelskräfte verſcherzt, verbraucht
Die Gütigen, zur Luſt, danklos, ein
Schlaues Geſchlecht, und zu kennen
wähnt es,

Wenn ihnen der Erhabne den Aker baut,
Das Tagslicht und den Donnerer, und es ſpäht
Das Sehrohr wohl ſie all und zählt und
Nennet mit Nahmen des Himmels Sterne.

Der Vater aber deket mit heilger Nacht,
Damit wir bleiben mögen, die Augen zu.
Nicht liebt er Wildes! doch es zwinget
Nimmer die weite Gewalt den Himmel.

Noch iſts auch gut, zu weiſe zu ſeyn. Ihn kennt
Der Dank. Doch nicht behält er es leicht allein,
Und gern geſellt, damit verſtehn ſie
Helfen, zu anderen ſich ein Dichter.

Furchtlos bleibt aber, ſo er es muß, der Mann,
Einſam vor Gott, es ſchüzet die Einfalt ihn,
Und keiner Waffen brauchts und keiner
Liſten, ſo lange, bis Gottes Fehl hilft.

STIMME DES VOLKS

[Erſte Faſſung]

Du ſeieſt Gottes Stimme, ſo ahndet' ich
In heil'ger Jugend; ja, und ich ſag' es noch. –
Um meine Weisheit unbekümmert
Rauſchen die Waſſer doch auch, und dennoch

Hör' ich ſie gern, und öfters bewegen ſie
Und ſtärken mir das Herz, die gewaltigen;
Und meine Bahn nicht, aber richtig
Wandeln in's Meer ſie die Bahn hinunter.

STIMME DES VOLKS

[Zweite Faſſung]

Du ſeieſt Gottes Stimme, ſo glaubt' ich ſonſt,
In heilger Jugend; ja, und ich ſag es noch!
Um unſre Weisheit unbekümmert
Rauſchen die Ströme doch auch, und dennoch

Wer liebt ſie nicht? und immer bewegen ſie
Das Herz mir, hör [ich] ferne die Schwindenden,
Die Ahnungsvollen, meine Bahn nicht,
Aber gewiſſer ins Meer hin eilen.

Denn ſelbſtvergeſſen, allzubereit den Wunſch
Der Götter zu erfüllen, ergreifft zu gern,
Was ſterblich iſt und einmal offnen
Auges auf eigenem Pfade wandelt,

Ins All zurük die kürzeſte Bahn, ſo ſtürzt
Der Strom hinab, er ſuchet die Ruh, es reißt,
Es ziehet wider Willen ihn, von
Klippe zu Klippe den Steuerloſen

Das wunderbare Sehnen dem Abgrund zu,
Und kaum der Erd' entſtiegen, desſelben Tags
Kehrt weinend zum Geburtort ſchon aus
Purpurner Höhe die Wolke wieder.

Und Völker auch ergreiffet die Todesluſt,
Und Heldenſtädte ſinken; die Erde grünt
Und ſtille vor den Sternen liegt, den
Betenden gleich, in den Staub geworfen,

Freiwillig überwunden die lange Kunſt
Vor jenen Unnachahmbaren da; er ſelbſt,
Der Menſch, mit eigener Hand zerbrach, die
Hohen zu ehren, ſein Werk der Künſtler.

Doch minder nicht ſind jene den Menſchen hold,
Sie lieben wieder, ſo, wie geliebt ſie ſind,
Und hemmen öfters, daß er lang' im
Lichte ſich freue, die Bahn des Menſchen.

Und wie des Adlers Jungen, er wirft ſie ſelbſt,
Der Vater aus dem Neſte, damit ſie ſich
Im Felde Beute ſuchen, ſo auch
Treiben uns lächelnd hinaus die Götter.

Wohl allen, die zur Ruhe gegangen ſind
Und vor der Zeit gefallen, auch ſie, auch ſie
Geopfert gleich den Erſtlingen der
Erndte, ſie haben ihr Theil gewonnen!

Nicht, o ihr Theuern, ohne die Wonnen all
Des Lebens giengt ihr unter, ein Feſttag ward
Noch einer euch zuvor, und dem gleich
Haben die Anderen keins gefunden.

Doch ſichrer iſts und größer und ihrer mehr,
Die Allen Alles iſt, der Mutter werth,
In Eile zögernd, mit des Adlers
Luſt, die geſchwungnere Bahn zu wandeln.

Drum weil ſie fromm iſt, ehr' [ich] den Himmliſchen
Zu lieb des Volkes Stimme, die ruhige,
Doch um der Götter und der Menſchen
Willen ſie ruhe zu gern nicht immer!

STIMME DES VOLKS

[Dritte Faſſung]

Du ſeieſt Gottes Stimme, ſo glaubt' ich ſonſt,
In heilger Jugend; ja, und ich ſag' es noch!
Um unſre Weisheit unbekümmert
Rauſchen die Ströme doch auch, und dennoch,

Wer liebt ſie nicht? und immer bewegen ſie
Das Herz mir, hör' ich ferne die Schwindenden,
Die Ahnungsvollen meine Bahn nicht,
Aber gewiſſer ins Meer hin eilen,

Denn ſelbſtvergeſſen, allzubereit, den Wunſch
Der Götter zu erfüllen, ergreifft zu gern,
Was ſterblich iſt, wenn offnen Aug's auf
Eigenen Pfaden es einmal wandelt,

Ins All zurük die kürzeſte Bahn; ſo ſtürzt
Der Strom hinab, er ſuchet die Ruh, es reißt,
Es ziehet wider Willen ihn, von
Klippe zu Klippe den Steuerloſen

Das wunderbare Sehnen dem Abgrund zu;
Das Ungebundne reizet und Völker auch
Ergreifft die Todesluſt und kühne
Städte, nachdem ſie verſucht das Beſte,

Von Jahr zu Jahr forttreibend das Werk, ſie hat
Ein heilig Ende troffen; die Erde grünt
Und ſtille vor den Sternen liegt, den
Betenden gleich, in den Sand geworfen,

Freiwillig überwunden die lange Kunſt
Vor jenen Unnachahmbaren da; er ſelbſt,
Der Menſch, mit eigner Hand zerbrach, die
Hohen zu ehren, ſein Werk der
Künſtler.

Doch minder nicht ſind jene den Menſchen hold,
Sie lieben wieder, ſo wie geliebt ſie ſind,
Und hemmen öfters, daß er lang im
Lichte ſich freue, die Bahn des Menſchen.

Und nicht des Adlers Jungen allein, ſie wirft
Der Vater aus dem Neſte, damit ſie nicht
Zu lang' ihm bleiben, uns auch treibt mit
Richtigem Stachel hinaus der Herrſcher.

Wohl jenen, die zur Ruhe gegangen ſind,
Und vor der Zeit gefallen, auch die, auch die
Geopfert, gleich den Erſtlingen der
Erndte, ſie haben ihr Theil gefunden.

Am Xanthos lag, in griechiſcher Zeit, die Stadt,
Jezt aber, gleich den größeren, die dort ruhn,
Iſt durch ein Schikſaal ſie dem heilgen
Lichte des Tages hinweggekommen.

Sie kamen aber nicht in der offnen Schlacht,
Durch eigne Hand um. Fürchterlich iſt
davon,
Was dort geſchehn, die wunderbare
Sage von Oſten zu uns gelanget.

Es reizte ſie die Güte von Brutus. Denn
Als Feuer ausgegangen, ſo bot er ſich
Zu helfen ihnen, ob er gleich, als
Feldherr,
Stand in Belagerung vor den Thoren.

Doch von den Mauern warfen die Diener ſie,
Die er geſandt. Lebendiger ward darauf
Das Feuer und ſie freuten ſich, und ihnen
Streket' entgegen die Hände Brutus

Und alle waren außer ſich ſelbſt. Geſchrei
Entſtand und Jauchzen. Drauf in die Flammen
warf
Sich Mann und Weib, von Knaben ſtürzt' auch
Der in die Schlacht, in der Väter Schwerdt der.

Nicht räthlich iſt es, Helden zu trozen. Längſt
Wars aber vorbereitet. Die Väter auch,
Da ſie ergriffen waren, einſt, und
Heftig die perſiſchen Feinde drängten,

Entzündeten, ergreiffend des Stromes Rohr,
Daß ſie das Freie fänden, die Stadt. Und Haus
Und Tempel nahm, zum heilgen Aether
Fliegend, und Menſchen hinweg die
Flamme.

So hatten es die Kinder gehört, und wohl
Sind gut die Sagen, denn ein Gedächtniß ſind
Dem Höchſten ſie, doch auch bedarf es
Eines, die heiligen auszulegen.

DER BLINDE SÄNGER

[Erſte Faſſung]

Ελυσεν αινον αχος απ᾽ ομματων Αρης.
Sophokles

Wo biſt du, Jugendliches! das immer mich
Zur Stunde wekt' des Morgens, wo biſt du, Licht?
Das Herz iſt wach, doch bannt und hält in
Heiligem Zauber die Nacht mich immer.

Sonſt lauſcht' ich um die Dämmerung gern, ſonſt harrt'
Ich gerne dein am Hügel, und nie umſonſt!
Nie täuſchten mich, du Holdes, deine
Boten, die Lüfte; denn immer kamſt du,

Kamſt allbeſeeligend den gewohnten Pfad
Herein in deiner Schöne, wo biſt du, Licht?
Das Herz iſt wieder wach, doch bannt und
Hemmt die unendliche Nacht mich immer.

Mir grünten ſonſt die Lauben; es leuchteten
Die Blumen, wie die eigenen Augen, mir;
Nicht ferne war das Angeſicht der
Meinen und leuchtete mir und droben

Und um die Wälder ſah ich Fittige
Des Himmels wandern, da ich ein Jüngling war;
Nun ſiz ich ſtill allein, von einer
Stunde zur anderen, und Geſtalten

Aus Lieb und Laid der helleren Tage ſchafft
Zur eignen Freude nun mein Gedanke ſich,
Und ferne lauſch' ich hin, ob nicht ein
Freundlicher Retter vieleicht mir komme.

Dann hör' ich oft die Stimme des Donnerers
Am Mittag, wenn der eherne nahe kommt,
Wenn ihm das Haus bebt und der Boden
Unter ihm dröhnt und der Berg es nachhallt.

Den Retter hör' ich dann in der Nacht, ich hör'
Ihn tödtend, den Befreier, belebend ihn,
Den Donnerer vom Untergang zum
Orient eilen, und ihm nach tönt ihr,

Ihm nach, ihr meine Saiten! es lebt mit ihm
Mein Lied, und wie die Quelle dem Strome folgt,
Wohin er denkt, ſo muß ich fort und
Folge dem Sicheren auf der Irrbahn.

Wohin? wohin? ich höre dich da und dort,
Du Herrlicher! und rings um die Erde tönts.
Wo endeſt du? und was, was iſt es
Über den Wolken? und o wie wird mir!

Tag! Tag! du über ſtürzenden Wolken! ſei
Willkommen mir! es blühet mein Auge dir.
O Jugendlicht! o Glük! das alte
Wieder! Doch geiſtiger rinnſt du nieder,

Du goldner Quell aus heiligem Kelch! und du,
Du grüner Boden! friedliche Wieg'! und du,
Haus meiner Väter! und ihr Lieben,
Die mir begegneten einſt, o nahet,

O kommt, daß euer, euer die Freude ſei,
Ihr alle, daß euch ſeegne der Sehende!
O nimmt, daß ich's ertrage, mir das
Leben, das Göttliche mir vom Herzen!

CHIRON

[Zweite Faſſung]

Wo biſt du, Nachdenkliches! das immer muß
Zur Seite gehn, zu Zeiten, wo biſt du, Licht?
Wohl iſt das Herz wach, doch mir zürnt, mich
Hemmt die erſtaunende Nacht nun immer.

Sonſt nemlich folgt' ich Kräutern des Walds und lauſcht'
Ein weiches Wild am Hügel; und nie umſonſt.
Nie täuſchten, auch nicht einmal deine
Vögel; denn allzubereit faſt kamſt du,

So Füllen oder Garten dir labend ward,
Rathſchlagend, Herzens wegen; wo biſt du, Licht?
Das Herz iſt wieder wach, doch herzlos
Zieht die gewaltige Nacht mich immer.

Ich wars wohl. Und von Krokus und Thymian
Und Korn gab mir die Erde den erſten Straus.
Und bei der Sterne Kühle lernt' ich,
Aber das Nennbare nur. Und bei mir

Das wilde Feſt entzaubernd, das traur'ge, zog
Der Halbgott, Zeus Knecht, ein, der gerade
Mann;
Nun ſiz' ich ſtill allein, von einer
Stunde zur anderen, und Geſtalten

Aus friſcher Erd' und Wolken der Liebe ſchafft,
Weil Gift iſt zwiſchen uns, mein Gedanke nun;
Und ferne lauſch' ich hin, ob nicht ein
Freundlicher Retter vieleicht mir komme.

Dann hör' ich oft den Wagen des Donnerers
Am Mittag, wenn er naht, der bekannteſte,
Wenn ihm das Haupt bebt und der Boden
Reiniget ſich, und die Quaal Echo wird.

Den Retter hör' ich dann in der Nacht, ich hör'
Ihn tödtend, den Befreier, und drunten voll
Von üpp'gem Kraut, als in Geſichten
Schau' ich die Erd', ein gewaltig Feuer;

Die Tage aber wechſeln, wenn einer dann
Zuſiehet, lieblich und böſ', ein Schmerz,
Wenn einer zweigeſtalt iſt, und es
Kennet kein einziger nicht das Beſte;

Das aber iſt der Stachel des Gottes; nie
Kann einer lieben göttliches Unrecht ſonſt.
Einheimiſch aber iſt der Gott dann
Angeſichts da, und die Erd' iſt anders.

Tag! Tag! Nun wieder athmet ihr recht; nun trinkt
Ihr, meiner Bäche Weiden! ein Augenlicht,
Und rechte Stapfen gehn, und als ein
Herrſcher, mit Sporen, und bei dir ſelber

Örtlich, Irrſtern des Tages, erſcheineſt du,
Du auch, o Erde, friedliche Wieg', und du,
Haus meiner Väter, die unſtädtiſch
Sind, in den Wolken des Wilds, gegangen.

Nimm nun ein Roß, und harniſche dich und nimm
Den leichten Speer, o Knabe! Die Wahrſagung
Zerreißt nicht, und umſonſt nicht wartet,
Bis ſie erſcheinet, Herakles Rükkehr.

THRÄNEN

Himmlifche Liebe! zärtliche! wenn ich dein
Vergäße, wenn ich, o ihr gefchiklichen,
Ihr feurgen, die voll Afche find und
Wüft und vereinfamet ohnediß fchon,

Ihr lieben Infeln, Augen der Wunderwelt!
Ihr nemlich geht nun einzig allein mich an,
Ihr Ufer, wo die abgöttifche
Büßet, doch Himmlifchen nur, die Liebe.

Denn allzudankbar haben die Heiligen
Gedienet dort in Tagen der Schönheit und
Die zorngen Helden; und viel Bäume
Sind, und die Städte dafelbft geftanden,

Sichtbar, gleich einem finnigen Mann; jezt find
Die Helden todt, die Infeln der Liebe find
Entftellt faft. So muß übervortheilt,
Albern doch überall feyn die Liebe.

Ihr weichen Thränen, löfchet das Augenlicht
Mir aber nicht ganz aus; ein Gedächtniß doch,
Damit ich edel fterbe, laßt, ihr
Trügrifchen, Diebifchen! mir nachleben.

AN DIE HOFNUNG

O Hofnung! holde! gütiggeſchäfftige!
Die du das Haus der Trauernden nicht verſchmähſt,
Und gerne dienend, Edle! zwiſchen
Sterblichen walteſt und Himmelsmächten,

Wo biſt du? wenig lebt' ich. Doch athmet kalt
Mein Abend ſchon. Und ſtille, den Schatten gleich,
Bin ich ſchon hier; und ſchon geſanglos
Schlummert das ſchaudernde Herz im Buſen.

Im grünen Thale, dort, wo der friſche Quell
Vom Berge täglich rauſcht und die liebliche
Zeitloſe mir am Herbſttag aufblüht,
Dort, in der Stille, du holde, will ich

Dich ſuchen, oder wenn in der Mitternacht
Das unſichtbare Leben im Haine wallt,
Und über mir die immerfrohen
Blumen, die blühenden Sterne glänzen.

O du des Aethers Tochter! erſcheine dann
Aus deines Vaters Gärten, und darfſt du nicht
Ein Geiſt der Erde kommen, ſchrök', o
Schröke mit anderem nur das Herz mir!

VULKAN

Jezt komm und hülle, freundlicher Feuergeiſt!
Den zarten Sinn der Frauen in Wolken ein,
In goldne Träum', und ſchüze ſie, die
Blühende Ruhe der Immerguten.

Dem Manne laß ſein Sinnen und ſein Geſchäfft
Und ſeiner Kerze Schein und den künft'gen Tag
Gefallen, laß des Unmuths ihm, der
Häßlichen Sorge zu viel nicht werden,

Wenn jezt der immerzürnende Boreas,
Mein Erbfeind, über Nacht mit dem Froſt das Land
Befällt und ſpät, zur Schlummerſtunde,
Spottend der Menſchen, ſein ſchröklich Lied
ſingt,

Und unſrer Städte Mauren und unſern Zaun,
Den fleißig wir geſezt, und den ſtillen Hain
Zerreißt und ſelber im Geſang die
Seele mir ſtöret, der Allverderber,

Und raſtlos tobend über den ſanften Strom
Sein ſchwarz Gewölk ausſchüttet, daß weit umher
Das Thal gährt, und, wie fallend Laub, vom
Berſtenden Hügel herab der Fels fällt.

Wohl frömmer iſt, denn andre Lebendige,
Der Menſch. Doch zürnt es draußen, gehöret der
Auch eigner ſich, und ſinnt und ruht in
Sicherer Hütte, der Freigeborne.

Und immer wohnt der freundlichen Genien
Noch Einer gerne ſeegnend mit ihm, und wenn
Sie zürnten all, die ungelehr'gen
Geniuskräfte, doch liebt die Liebe.

DICHTERMUTH

[Erſte Faſſung]

Sind denn dir nicht verwandt alle Lebendigen?
  Nährt zum Dienſte denn nicht ſelber die Parze dich?
    Drum! ſo wandle nur wehrlos
      Fort durch's Leben und ſorge nicht!

Was geſchiehet, es ſei alles geſeegnet dir,
  Sei zur Freude gewandt! oder was könnte denn
    Dich belaidigen, Herz! was
      Da begegnen, wohin du ſollſt?

Dann, wie ſtill am Geſtad, oder in ſilberner
  Fernhintönender Fluth, oder auf ſchweigenden
    Waſſertiefen der leichte
      Schwimmer wandelt, ſo ſind auch wir,

Wir, die Dichter des Volks, gerne, wo Lebendes
  Um uns athmet und wallt, freudig, und jedem hold,
    Jedem trauend; wie ſängen
      Sonſt wir jedem den eignen Gott?

Wenn die Wooge denn auch Einen der Muthigen,
  Wo er treulich getraut, ſchmeichelnd hinunterzieht,
    Und die Stimme des Sängers
      Nun in blauender Halle ſchweigt;

Freudig ſtarb er und noch klagen die Einſamen,
  Seine Haine, den Fall ihres Geliebteſten;
    Öfters tönet der Jungfrau
      Vom Gezweige ſein freundlich Lied.

Wenn des Abends vorbei Einer der Unſern kömmt,
Wo der Bruder ihm ſank, denket er Manches wohl
An der warnenden Stelle,
Schweigt und gehet getröſteter.

DICHTERMUTH

[Zweite Faſſung]

Sind denn dir nicht verwandt alle Lebendigen,
Nährt die Parze denn nicht ſelber im Dienſte dich?
Drum, ſo wandle nur wehrlos
Fort durchs Leben, und fürchte nichts!

Was geſchiehet, es ſei alles geſeegnet dir,
Sei zur Freude gewandt! oder was könnte denn
Dich belaidigen, Herz! was
Da begegnen, wohin du ſollſt?

Denn ſeitdem der Geſang ſterblichen Lippen ſich
Friedenathmend entwand, frommend in Laid und Glük
Unſre Weiſe der Menſchen
Herz erfreute, ſo waren auch

Wir, die Sänger des Volks, gerne bei Lebenden,
Wo ſich vieles geſellt, freudig und jedem hold,
Jedem offen; ſo iſt ja
Unſer Ahne, der Sonnengott,

Der den fröhlichen Tag Armen und Reichen gönnt,
Der in flüchtiger Zeit uns, die Vergänglichen,
Aufgerichtet an goldnen
Gängelbanden, wie Kinder, hält.

Ihn erwartet, auch ihn nimmt, wo die Stunde kömmt,
Seine purpurne Fluth; ſieh! und das edle Licht
Gehet, kundig des Wandels,
Gleichgeſinnet hinab den Pfad.

So vergehe denn auch, wenn es die Zeit einſt iſt
Und dem Geiſte ſein Recht nirgend gebricht, ſo ſterb'
Einſt im Ernſte des Lebens
Unſre Freude, doch ſchönen Tod!

BLÖDIGKEIT

[Dritte Faſſung]

Sind denn dir nicht bekannt viele Lebendigen?
Geht auf Wahrem dein Fuß nicht, wie auf Teppichen?
Drum, mein Genius! tritt nur
Baar ins Leben, und ſorge nicht!

Was geſchiehet, es ſei alles gelegen dir!
Sei zur Freude gereimt, oder was könnte denn
Dich belaidigen, Herz, was
Da begegnen, wohin du ſollſt?

Denn, ſeit Himmliſchen gleich Menſchen, ein einſam
Wild,
Und die Himmliſchen ſelbſt führet, der Einkehr zu,
Der Geſang und der Fürſten
Chor, nach Arten, ſo waren auch

Wir, die Zungen des Volks, gerne bei Lebenden,
Wo ſich vieles geſellt, freudig und jedem gleich,
Jedem offen, ſo iſt ja
Unſer Vater, des Himmels Gott,

Der den denkenden Tag Armen und Reichen gönnt,
Der, zur Wende der Zeit, uns, die Entſchlafenden,
Aufgerichtet an goldnen
Gängelbanden, wie Kinder, hält.

Gut auch ſind und geſchikt einem zu etwas wir,
Wenn wir kommen, mit Kunſt, und von den Himm-
liſchen
Einen bringen. Doch ſelber
Bringen ſchikliche Hände wir.

DER GEFESSELTE STROM

[Erste Fassung]

Was schläfft und träumst du, Jüngling, gehüllt in dich,
Und säumst am kalten Ufer, Geduldiger,
Und achtest nicht des Ursprungs, du, des
Oceans Sohn, des Titanenfreundes!

Die Liebesboten, welche der Vater schikt,
Kennst du die lebenathmenden Lüfte nicht?
Und trift das Wort dich nicht, das hell von
Oben der wachende Gott dir sendet?

Schon tönt, schon tönt es ihm in der Brust, es quillt,
Wie, da er noch im Schoose der Felsen spielt',
Ihm auf, und nun gedenkt er seiner
Kraft, der Gewaltige, nun, nun eilt er,

Der Zauderer, er spottet der Fesseln nun,
Und nimmt und bricht und wirft die Zerbrochenen
Im Zorne, spielend, da und dort zum
Schallenden Ufer und an der Stimme

Des Göttersohns erwachen die Berge rings,
Es regen sich die Wälder, es hört die Kluft
Den Herold fern und schaudernd regt im
Busen der Erde sich Freude wieder.

Der Frühling kommt; es dämmert das neue Grün;
Er aber wandelt hin zu Unsterblichen;
Denn nirgend darf er bleiben, als wo
Ihn in die Arme der Vater aufnimmt.

GANYMED

[Zweite Faſſung]

Was ſchläfſt du, Bergſohn, liegeſt in Unmuth, ſchief,
Und frierſt am kahlen Ufer, Gedultiger!
Denkſt nicht der Gnade du, wenns an den
Tiſchen der Himmliſchen ſonſt gedürſtet?

Kennſt drunten du vom Vater die Boten nicht,
Nicht in der Kluft der Lüfte geſchärfter Spiel?
Trift nicht das Wort dich, das voll alten
Geiſts ein gewanderter Mann dir ſendet?

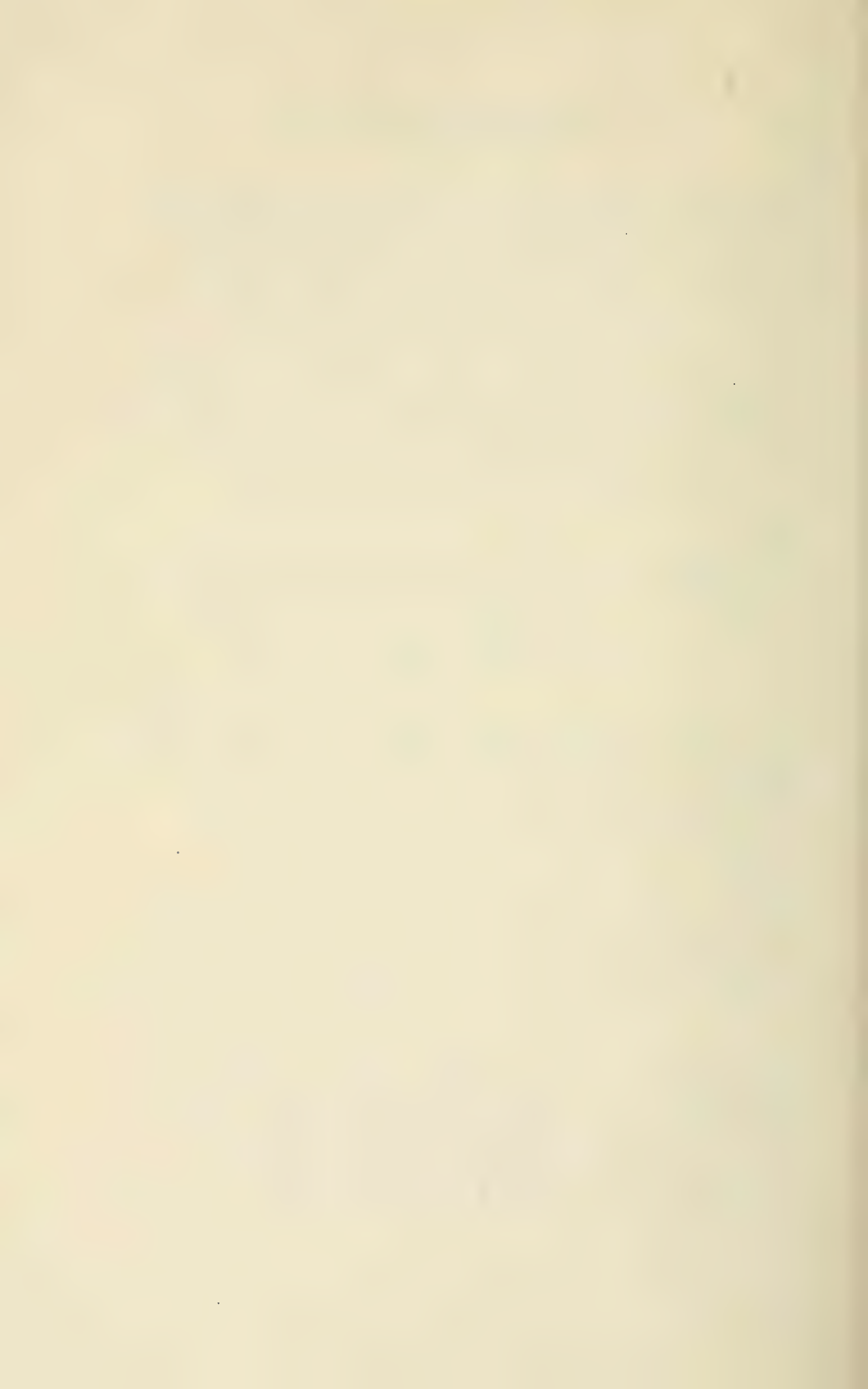
Schon tönets aber ihm in der Bruſt. Tief quillts,
Wie damals, als hoch oben im Fels er ſchlief,
Ihm auf. Im Zorne reinigt aber
Sich der Gefeſſelte nun, nun eilt er,

Der Linkiſche; der ſpottet der Schlaken nun
Und nimmt und bricht und wirft die Zerbrochenen
Zorntrunken, ſpielend, dort und da zum
Schauenden Ufer, und bei des Fremdlings

Beſondrer Stimme ſtehen die Heerden auf,
Es regen ſich die Wälder, es hört tief Land
Den Stromgeiſt fern, und ſchaudernd regt im
Nabel der Erde der Geiſt ſich wieder.

Der Frühling kömmt. Und jedes, in ſeiner Art,
Blüht. Der iſt aber ferne; nicht mehr dabei.
Irr gieng er nun; denn allzu gut ſind
Genien; himmliſch Geſpräch iſt ſein nun.

Langzeilen



KANTON SCHWYZ

An meinen lieben Hiller

Hier, in ermüdender Ruh', im bitterſüßen Verlangen,
Da zu ſeyn, wo mein Herz, und jeder beſſre Gedank' iſt,
Reichet doch Erinnerung mir den zaubriſchen Becher
Schäumend und voll, und hoher Genuß der kehrenden Bilder
Wekt die ſchlummernden Fittige mir zu trautem Geſange.

Bruder! dir gab ein Gott der Liebe göttlichen Funken,
Zarten geläuterten Sinn, zu erſpäh'n, was herrlich und ſchön iſt; –
Stolzer Freiheit glühet dein Herz, und kindlicher Einfalt –
Bruder! komm' und koſte mit mir des zaubriſchen Bechers.

Dort, wo der Abendſtral die Weſtgewölbe vergüldet,
Dorthin wende den Blik, und weine die Thräne der Sehnſucht!
Ach! dort wandelten wir! dort flog und ſchwelgte das Auge
Unter den Herrlichkeiten umher! – wie dehnte der Buſen,
Dieſen Himmel zu faſſen, ſich aus! – wie brannte die Wange,
Süß von Morgenlüften gekühlt, als unter Geſängen

Zürch den Scheidenden ſchwand im ſanfthingleitenden Boote!
Lieber! wie drükteſt du mir die heiße zitternde Rechte,
Sahſt ſo glühend und ernſt mich an im donnernden Rheinſturz!
Aber ſeelig, wie du, o Tag am Quelle der Freiheit!
Feſtlich, wie du, ſank keiner auf uns vom roſigen Himmel.

Ahndung ſchwellte das Herz. Schon war des feiernden Kloſters[1])
Ernſte Gloke verhallt. Schon ſchwanden die friedlichen Hütten
Rund an Blumenhügeln umher, am rollenden Giesbach,
Unter Fichten im Thal, wo dem Ahn in heiliger Urzeit
Füglich däuchte der Grund zum Erbe genügſamer Enkel.
Schaurig und kül empfieng uns die Nacht in ewigen Wäldern,
Und wir klommen hinauf am furchtbarherrlichen Haken.
Nächtlicher immer wards und enger im Rieſengebürge.
Jäher herunter hieng der Pfad zu den einſamen Wallern.
Dicht zur Rechten donnert' hinab der zürnende Waldſtrom:
Nur ſein Donner berauſcht den Sinn. Die ſchäumenden Woogen

[1]) Marien Einſiedel.

Birgt uns Felſengeſträuch, und modernde Tannen am
Abhang,
Vom Orkane geſtürzt. – Nun tagte die Nacht am
Gebirge
Schaurig und wunderſam, und, Heldengeiſter am Lego,
Wälzten ſich kämpfende Wolken heran auf ſchneeiger
Haide.
Sturm und Froſt entſchwebte der Kluft. Vom Sturme
getragen
Schrie und ſtürzte der Aar, die Beut' im Thale zu
haſchen.
Und der Wolken Hülle zerriß, und im ehernen Panzer
Kam die Rieſin heran, die majeſtätiſche Myten.[1])
Staunend wandelten wir vorüber. – Ihr Väter der
Freien!
Heilige Schaar! nun ſchau'n wir hinab, hinab, und
erfüllt iſt,
Was der Ahndungen künſte verſprach, was ſüße Be-
geiſt'rung
Einſt mich lehrt' im Knabengewande, gedacht' ich
des hohen
Hirten in Mamre's Hain' und der ſchönen Tochter
von Laban.
Ach! es kehrt ſo warm in die Bruſt; – Arkadiens
Friede,
Köſtlicher, unerkannter, und du, allheilige Einfalt,
Wie ſo anders blüht in eurem Strale die Freude! –

Vor entweihendem Prunk, vor Stolz und knechti-
ſcher Sitte

---

[1]) Ein ungeheurer pyramidaliſcher Fels auf der Spize des Hakenberges.

Von den ewigen Wächtern geſchirmt, den Rieſengebirgen,
Lachte das heilige Thal uns an, die Quelle der Freiheit.
Freundlich winkte der See[1]) vom fernen Lager; die Schreken
Seiner Arme verbarg die ſchwarze Kluft im Gebirge:
Freundlicher ſahn aus der Tiefe herauf, in blühende Zweige
Reizend verhüllt, und kindlichfroh der jauchzenden Heerde
Und des tiefen Graſes umher, die friedſamen Hütten.
Und wir eilten hinab in Liebe; koſteten lächelnd
Auf dem Pfade des Sauerklees, und erfriſchender Ampfer,
Bis der begeiſternde Sohn der ſchwarzen italiſchen Traube,
Uns mit Lächeln gereicht in der herzerfreuenden Hütte,
Neues Leben in uns gebahr, und die ſchäumenden Gläſer
Unter Jubelgeſang erklangen, zur Ehre der Freiheit.
Lieber! wie war uns da! – bei ſolchem Mahle begehret
Nichts auf Erden die Bruſt, und alle Kräfte gedeihen.

Lieber! er ſchwand ſo ſchnell, der köſtliche Tag; in der külen
Dämmerung ſchieden wir; an den Heiligtümern der Freiheit
Wallten wir dann vorbei in frommer ſeeliger Stille,
Faßten ſie tief ins Herz, und ſeegneten ſie, und ſchieden.

[1]) Der Waldſtätterſee.

Lebt dann wol, ihr Glüklichen dort! im friedſamen Thale
Lebe wol, du Stätte des Schwurs![1]) dir jauchzten die Sterne,
Als in heiliger Nacht der ernſte Bund dich beſuchte.
Herrlich Gebirg! wo der blaiche Tyrann den Knechten vergebens
Zahm und ſchmeichleriſch Muth gebot – zu gewaltig erhub ſich
Wider den Troz die gerechte, die unerbittliche Rache. –
Lebe wol, du herrlich Gebirg![2]) Dich ſchmükte der Freien
Opferblut – es wehrte der Thräne der einſame Vater.
Schlummre ſanft, du Heldengebein! o ſchliefen auch wir dort
Deinen eiſernen Schlaf, dem Vaterlande geopfert,
Walthers Geſellen und Tells, im ſchönen Kampfe der Freiheit!

Könnt' ich dein vergeſſen, o Land der göttlichen Freiheit!
Froher wär' ich; zu oft befällt die glühende Schaam mich,
Und der Kummer, gedenk' ich dein, und der heiligen Kämpfer.
Ach! da lächelt Himmel und Erd' in fröhlicher Liebe
Mir umſonſt, umſonſt der Brüder forſchendes Auge.

---

[1]) Rütli, eine Wieſe nah am Waldſtätterſee, dem Mythenſtein gegenüber, wo Walther Fürſt und ſeine Geſellen ſchwuren: „frei zu leben oder zu ſterben!"
[2]) Morgarten, auf dem Sattelberge.

Doch ich vergeſſe dich nicht! ich hoff' und harre des
Tages,
Wo in erfreuende That ſich Schaam und Kummer
verwandelt.

AN DEN FRÜLING

Wangen ſah' ich verblühn, und die Kraft der Arme veralten,
Du mein Herz! noch alterſt du nicht; wie Luna den Liebling,
Wekte des Himmels Kind, die Freude vom Schlafe dich wieder;
Denn Sie erwacht mit mir zu neuer, glühender Jugend,
Meine Schweſter, die ſüße Natur, und meine geliebten
Thale lächeln mich an, und meine geliebteren Haine,
Voll erfreulichen Vogelgeſangs, und ſcherzender Lüfte,
Jauchzen in wilder Luſt den freundlichen Gruß mir entgegen.
Der du Herzen verjüngſt, und Fluren, heiliger Früling,
Erſtgeborner im Schooſe der Zeit! Gewaltiger! Heil dir!
Heil! Die Feſſel zerriß, und tönt die Feiergeſänge,
Daß die Geſtad' erbeben, der Strom; wir Jünglinge taumeln,
Jauchzen hinaus, wo der Strom dich preiſt, und ſtürzen hinunter
In den Strom, und jauchzen mit ihm, und nennen dich Bruder.
Bruder! wie tanzt ſo ſchön, mit tauſendfältiger Freude,
Ach! und tauſendfältiger Lieb', im lächelnden Aether
Deine Erde dahin, ſeit aus Elyſiums Thalen
Du mit dem Zauberſtab ihr nahteſt, himmliſcher Jüngling!
Sahn wir nicht, wie ſie freundlicher nun den ſtolzen Geliebten

Grüßt', den heiligen Tag, wenn er kün vom Siege der
Schatten
Über die Berge flammt! wie ſie ſanfterrötend, im
Schleier
Silberner Düfte verhüllt, in ſüßen Erwartungen auf-
blikt,
Biß ſie glühet von ihm, und ihre friedlichen Kinder
Alle, Blumen und Hain, und Saaten und ſproſſende
Reben,
. . . .
. . . .
Schlummre, ſchlummere nun, mit deinen friedlichen
Kindern,
Mutter Erde! denn Helios hat die glühenden Roſſe
Längſt zur Ruhe gelenkt, und die freundlichen Helden
des Himmels,
Perſeus dort, und Herkules dort, ſie wallen in ſtiller
Liebe vorbei, und leiſe durchſtreift der flüſternde
Nachthauch
Deine fröliche Saat, und die fernher tönenden Bäche
Liſpeln Schlummergeſänge darein, ...
. . . .

AN DEN AETHER

Treu und freundlich, wie du, erzog der Götter und Menſchen
Keiner, o Vater Aether! mich auf; noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüſte mich tränkten,
Faßteſt du zärtlich mich an und goſſeſt himmliſchen Trank mir,
Mir den heiligen Othem zuerſt in den keimenden Buſen.

Nicht von irrdiſcher Koſt gedeihen einzig die Weſen,
Aber du nährſt ſie all' mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt ſich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
Die beſeelende Luft durch alle Röhren des Lebens.
Darum lieben die Weſen dich auch und ringen und ſtreben
Unaufhörlich hinauf nach dir in freudigem Wachstum.

Himmliſcher! ſucht nicht dich mit ihren Augen die Pflanze,
Strekt nach dir die ſchüchternen Arme der niedrige Strauch nicht?
Daß er dich finde, zerbricht der gefangene Saame die Hülſe,
Daß er belebt von dir in deiner Welle ſich bade,
Schüttelt der Wald den Schnee wie ein überläſtig Gewand ab.
Auch die Fiſche kommen herauf und hüpfen verlangend

Über die glänzende Fläche des Stroms, als begehrten
auch dieſe
Aus der Wiege zu dir; auch den edeln Tieren der Erde
Wird zum Fluge der Schritt, wenn oft das gewaltige
Sehnen,
Die geheime Liebe zu dir ſie ergreift, ſie hinaufzieht.

Stolz verachtet den Boden das Roß, wie gebogener
Stahl ſtrebt
In die Höhe ſein Hals, mit der Hufe berührt es den
Sand kaum.
Wie zum Scherze, berührt der Fuß der Hirſche den
Grashalm,
Hüpft, wie ein Zephyr, über den Bach, der reißend
hinabſchäumt,
Hin und wieder und ſchweift kaum ſichtbar durch
die Gebüſche.
Aber des Aethers Lieblinge, ſie, die glüklichen Vögel
Wohnen und ſpielen vergnügt in der ewigen Halle
des Vaters!
Raums genug iſt für alle. Der Pfad iſt keinem be-
zeichnet,
Und es regen ſich frei im Hauße die Großen und
Kleinen.
Über dem Haupte frolokken ſie mir und es ſehnt
ſich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf; wie die freundliche
Heimath,
Winkt es von oben herab, und auf die Gipfel der Alpen
Möcht' ich wandern und rufen von da dem eilenden
Adler,

Daß er, wie einſt in die Arme des Zeus den ſeeligen
Knaben,
Aus der Gefangenſchaft in des Aethers Halle mich
trage.
Thöricht treiben wir uns umher; wie die irrende Rebe,
Wenn ihr der Stab gebricht, woran zum Himmel ſie
aufwächſt,
Breiten wir über dem Boden uns aus, und ſuchen und
wandern
Durch die Zonen der Erd', o Vater Aether! vergebens,
Denn es treibt uns die Luſt, in deinen Gärten zu wohnen.
In die Meersfluth werfen wir uns, in den freieren
Ebnen
Uns zu ſättigen, und es umſpielt die unendliche Wooge
Unſern Kiel, es freut ſich das Herz an den Kräften
des Meergotts.
Dennoch genügt ihm nicht; denn der tiefere Ocean
reizt uns,
Wo die leichtere Welle ſich regt — o wer dort an jene
Goldnen Küſten das wandernde Schiff zu treiben
vermöchte!

Aber indeß ich hinauf in die dämmernde Ferne
mich ſehne,
Wo du fremde Geſtad' umfängſt mit der bläulichen
Wooge,
Kömmſt du ſäuſelnd herab von des Fruchtbaums
blühenden Wipfeln,
Vater Aether! und ſänftigeſt ſelbſt das ſtrebende Herz mir,
Und ich lebe nun gern, wie zuvor, mit den Blumen
der Erde.

DIE EICHBÄUME

Aus den Gärten komm' ich zu euch, ihr Söhne des Berges!
Aus den Gärten, da lebt die Natur geduldig und häuslich,
Pflegend und wieder gepflegt mit dem fleißigen Menſchen zuſammen.
Aber ihr, ihr Herrlichen! ſteht wie ein Volk von Titanen
In der zahmeren Welt und gehört nur euch und dem Himmel,
Der euch nährt' und erzog, und der Erde, die euch geboren.
Keiner von euch iſt noch in die Schule der Menſchen gegangen,
Und ihr drängt euch fröhlich und frei, aus der kräftigen Wurzel,
Unter einander herauf und ergreift, wie der Adler die Beute,
Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken
Iſt euch heiter und groß die ſonnige Krone gerichtet.
Eine Welt iſt jeder von euch, wie die Sterne des Himmels
Lebt ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zuſammen.
Könnt' ich die Knechtſchaft nur erdulden, ich neidete nimmer
Dieſen Wald und ſchmiegte mich gern ans geſellige Leben.

Fesselte nur nicht mehr ans gesellige Leben das Herz mich,
Das von Liebe nicht läßt, wie gern würd' ich unter euch wohnen!

DIE MUSSE

Sorglos ſchlummert die Bruſt und es ruhn die
ſtrengen Gedanken.
Auf die Wieſe geh' ich hinaus, wo das Gras aus der
Wurzel
Friſch, wie die Quelle, mir keimt, wo die liebliche
Lippe der Blume
Mir ſich öffnet und ſtumm mit ſüßem Othem mich
anhaucht,
Und an tauſend Zweigen des Hains, wie an brennen-
den Kerzen
Mir das Flämmchen des Lebens, glänzt die röthliche
Blüthe,
Wo im ſonnigen Quell die zufriedenen Fiſche ſich
regen,
Wo die Schwalbe das Neſt mit den thörigen Jungen
umflattert,
Und die Schmetterlinge ſich freun und die Bienen;
da wandl' ich
Mitten in ihrer Luſt; ich ſteh im friedlichen Felde
Wie ein liebender Ulmbaum da, und wie Reeben und
Trauben
Schlingen ſich rund um mich die ſüßen Spiele des
Lebens.
Oft [auch] ſteig ich hinauf am Berge, der mit Ge-
wölken
Sich die Scheitel umkränzt und die düſtern Loken im
Winde
Schüttelt, und wenn er mich trägt auf ſeiner kräftigen
Schulter,

Wenn die leichtere Luft mir alle Sinne bezaubert
Und das unendliche Thal, wie eine farbige Wolke,
Unter mir liegt, da werd ich zum Adler und ledig
des Bodens
Wechſelt mein Leben im All der Natur, wie Nomaden
den Wohnort.

Und nun führt mich der Pfad zurük ins Leben der
Menſchen,
Fernher dämmert die Stadt, wie eine eherne Rüſtung,
Gegen der Götter Macht von der Hand der Menſchen
geſchmiedet.
Majeſtätiſch blikt ſie herauf, und ringsum ruhen die
Dörfchen;
Und die Dächer umhüllt, vom Abendlichte geröthet,
Freundlich der häußliche Rauch; und es ruhn die ſorg-
lich umzäunten
Gärten, es ſchlummert der Pflug auf den abgeſonder-
ten Feldern.
Aber ins Mondlicht ſteigen herauf die zerbrochenen
Säulen
Und die Tempelthore, die einſt der Furchtbare traf,
der geheime
Geiſt der Unruh, der in der Bruſt der Erd und der
Menſchen
Zürnt und gährt, der Unbezwungne, der alte Er-
obrer,
Der die Städte, wie Lämmer, zerreißt, der einſt den
Olympos
Stürmte, der in den Bergen ſich regt und Flammen
herauswirft,

Der die Wälder entwurzelt und durch den Ozean hinfährt
Und die Schiffe zerſchlägt, und doch in der ewigen Ordnung
Nie dich irrt, o Natur, auf der Tafel deiner Geſeze
Keine Sylbe verwiſcht, der auch dein Sohn, o Natur, iſt,
Mit dem Geiſte der Ruh aus Einem Schooſe geboren. –

Hab ich zu Hauße dann, wo die Bäume das Fenſter umſäuſeln,
Und die Luft mit dem Lichte mir ſpielt, von Attikas menſchlichem Leben
Ein unſterbliches Blatt zu gutem Ende geleſen,
Leben! Leben der Welt! Du liegſt wie ein heiliger W[ald da!]
Sprech ich dann, und es nehm' die Axt, wer will, dich zu ebnen,
Glüklich wohn' ich in dir . . . .
. . . .

[DIE FLUTEN DES HIMMELS]

An Diotima

Komm und ſiehe die Freude um uns; in kühlenden Lüften
Fliegen die Zweige des Hains,
Wie die Loken im Tanz; und wie auf tönender Leier
Ein erfreulicher Geiſt,
Spielt mit Reegen und Sonnenſchein auf der Erde der Himmel;
Wie in liebendem Streit
Über dem Saitenſpiel ein tauſendfältig Gewimmel
Flüchtiger Töne ſich regt,
Wandelt Schatten und Licht in ſüßmelodiſchem Wechſel
Über die Berge dahin.

Leiſe berührte der Himmel zuvor mit der ſilbernen Tropfe
Seinen Bruder, den Strom;
Nah iſt er nun, nun ſchüttet er ganz die köſtliche Fülle,
Die er am Herzen trug,
Über den Hain und den Strom, und . . . .
. . . .
Und das Grünen des Hains und des Himmels Bild in dem Strome
Dämmert und ſchwindet vor uns,
Und des einſamen Berges Haupt mit den Hütten und Felſen,
Die er im Schooſe verbirgt,

Und die Hügel, die, um ihn her, wie Lämmer, gelagert
Und in blühend Geſträuch,
Wie in zarte Wolle, gehüllt, ſich nähren von klaren
Kühlenden Quellen des Bergs,
Und das dampfende Thal mit ſeinen Saaten und Blumen,
Und der Garten vor uns,
Nah und Fernes entweicht, verliert ſich in froher Verwirrung
Und die Sonne verliſcht.

Aber vorübergerauſcht ſind nun die Fluthen des Himmels,
Und geläutert, verjüngt
Geht mit den ſeeligen Kindern hervor die Erd' aus dem Bade.
Froher, lebendiger
Glänzt im Haine das Grün, und goldner funkeln die Blumen,
. . . .
Weiß, wie die Heerde, die in den Strom der Schäfer gerufen
. . . .

AN IHREN GENIUS

Send' ihr Blumen und Frücht' aus nieversiegender Fülle,
Send' ihr, freundlicher Geist, ewige Jugend herab!
Hüll' in deine Wonnen sie ein und laß sie die Zeit nicht
Sehn, wo einsam und fremd sie, die Athenerin, lebt,
Bis sie im Lande der Seeligen einst die fröhlichen Schwestern,
Die zu Phidias Zeit herrschten und liebten, umfängt.

AN DIOTIMA

[Erfte Faffung]

Schönes Leben! du lebft, wie die zarten Blüthen im Winter,
In der gealterten Welt lebft du verfchloffen allein.
Liebend ftrebft du hinaus, dich zu fonnen am Lichte des Frühlings,
Zu erwarmen an ihr, fuchft du die Jugend der Welt.
Deine Sonne, die fchönere Zeit ift untergegangen
Und in froftiger Nacht zanken Orkane fich nun.

AN DIOTIMA

[Zweite Faffung]

Komm und befänftige mir, wie du einft Elemente verföhnteft,
Wonne der himmlifchen Mufe, das Chaos der Zeit!
Ordne den tobenden Kampf mit Friedenstönen des Himmels,
Bis in der fterblichen Bruft fich das entzweite vereint,
Bis der Menfchen alte Natur, die ruhige, große,
Aus der gährenden Zeit mächtig und heiter fich hebt!
Kehr' in die dürftigen Herzen des Volks, lebendige Schönheit,
Kehr' an den gaftlichen Tifch, kehr' in die Tempel zurük!
Denn Diotima lebt, wie die zarten Blüthen im Winter,
Reich an eigenem Geift, fucht fie die Sonne doch auch.
Aber die Sonne des Geifts, die fchönere Welt, ift hinunter,
Und in froftiger Nacht zanken Orkane fich nun.

AN DIOTIMA

Götter wandelten einſt bei Menſchen, die herrlichen Muſen
Und der Jüngling Apoll, heilend, begeiſternd, wie du;
Und du biſt mir wie ſie, als hätte der Seeligen einer
Mich ins Leben geſandt: geh ich, es wandelt das Bild
Meiner Heldin mit mir, wo ich duld' und bilde, mit Liebe
Bis in den Tod; denn diß lernt' ich und hab ich von ihr.
Laß uns leben, o du, mit der ich leide, mit der ich
Innig und glaubig und treu ringe nach ſchönerer Zeit.
Sind doch wirs! Und wüßten ſie noch in kommenden Jahren
Von uns beiden, wenn einſt wieder der Genius gilt,
Sprächen ſie: Es ſchuffen ſich einſt die Einſamen liebend,
Nur von Göttern gekannt, ihre geheimere Welt.
Denn die Sterbliches nur beſorgt, hinab in den Orkus
Sank die Menge, doch ſie fanden zu Göttern die Bahn.
Sie, die, inniger Liebe treu und dem göttlichen Geiſte,
Hoffend und duldend und ſtill über die Trübſal geſiegt.

MEINER VEREHRUNGSWÜRDIGEN GROSMUTTER

Zu Ihrem 72ſten Geburtstage

Vieles haſt du erlebt, du theure Mutter, und ruhſt nun
Glüklich, von Fernen und Nah'n liebend beim Namen genannt,
Mir auch herzlich geehrt in des Alters ſilberner Krone,
Unter den Kindern, die dir reifen und wachſen und blühn.
Langes Leben hat dir die ſanfte Seele gewonnen
Und die Hofnung, die dich freundlich in Leiden geführt.
Denn zufrieden biſt du und fromm, wie die Mutter, die einſt den
Beſten der Menſchen, den Freund unſerer Erde, gebahr. –
Ach! ſie wiſſen es nicht, wie der Hohe wandelt' im Volke,
Und vergeſſen iſt faſt, was der Lebendige war.
Wenige kennen ihn doch, und oft erſcheinet erheiternd
Mitten in ſtürmiſcher Zeit ihnen das himmliſche Bild.
Allverſöhnend und ſtill mit den armen Sterblichen gieng er,
Dieſer einzige Mann, göttlich im Geiſte, dahin.
Keines der Lebenden war aus ſeiner Seele geſchloſſen,
Und die Leiden der Welt trug er an leidender Bruſt.

Mit dem Tode befreundet' er ſich, im Nahmen der andern
Gieng er aus Schmerzen und Müh' ſiegend zum Vater zurük.
Und du kenneſt ihn auch, du theure Mutter! und wandelſt
Glaubend und duldend und ſtill ihm, dem Erhabenen, nach.
Sieh, es haben mich ſelbſt verjüngt die kindlichen Worte,
Und es rinnen, wie einſt, Thränen vom Auge mir noch;
Und ich denke zurük an längſt vergangene Tage,
Und die Heimath erfreut wieder mein einſam Gemüth,
Und das Haus, wo ich einſt bei deinen Seegnungen aufwuchs,
Wo, von Liebe genährt, ſchneller der Knabe gedieh.
Ach, wie dacht' ich dann oft, du ſollteſt meiner dich freuen,
Wann ich ferne mich ſah wirkend in offener Welt.
Manches hab' ich verſucht und geträumt und habe die Bruſt mir
Wund gerungen indeß, aber ihr heilet ſie mir.
O ihr Lieben! und lange, wie du, o Mutter! zu leben,
Will ich lernen, es iſt ruhig das Alter und fromm.
Kommen will ich zu dir; dann ſeegne den Enkel noch einmal,
Daß dir halte der Mann, was er als Knabe gelobt.

Sömmerings Seelenorgan und das Publikum

Gerne durchſchaun ſie mit ihm das herrliche Körpergebäude,
Doch zur Zinne hinauf werden die Treppen zu ſteil.

Sömmerings Seelenorgan und die Deutſchen

Viele geſellten ſich ihm, da der Prieſter wandelt' im Vorhof,
Aber ins Heiligtum wagten ſich wenige nach.

Gebet für die Unheilbaren

Eil, o zaudernde Zeit, ſie ans Ungereimte zu führen,
Daß ſie ſehen, wie [ſo] ganz unverſtändig ſie ſind!
Eile, verderbe ſie ganz, und führ' ans furchtbare Nichts ſie!
Anders glauben ſie dir nie, wie verdorben ſie ſind.
Dieſe Thoren bekehren ſich nie, wenn ihnen nicht ſchwindelt,
Dieſe [wandeln] ſich nie, wenn ſie Verweſung nicht ſehn.

Guter Rath

Haſt du Verſtand und ein Herz, ſo zeige nur eines von beiden!
Beides verdammen ſie dir, zeigeſt du beides zugleich.

Advocatus Diaboli

Tief im Herzen veracht' ich die Rotte der Herren und Pfaffen,
Aber noch mehr das Genie, macht es gemein ſich damit.

[Die Vortrefflichen]

Lieben Brüder! verſucht es nur nicht, vortreflich zu werden,
Ehrt das Schikſaal und tragts, Stümper auf Erden zu ſeyn.
Denn iſt Einmal der Kopf voran, ſo folget der Schweif auch,
Und die klaſſiſche Zeit deutſcher Poëten iſt aus.

Falſche Popularität

O der Menſchenkenner! er ſtellt ſich kindiſch mit Kindern.
Aber der Baum und das Kind ſuchet, was über ihm iſt.

Die beſchreibende Poëſie

Wißt! Apoll iſt der Gott der Zeitungsſchreiber geworden,
Und ſein Mann iſt, wer ihm treulich das Factum erzählt.

Προς ἑαυτον

Lerne im Leben die Kunſt, im Kunſtwerk lerne das Leben,
Siehſt du das Eine recht, ſiehſt du [das] andere auch.

Sophokles

Manche verſuchten umſonſt, das Freudigſte freudig zu ſagen,
Hier ſpricht endlich es mir, hier in der Trauer ſich aus.

[Der zürnende Dichter]

Fürchtet den Dichter nicht, wenn er edel zürnet, ſein Buchſtab
Tödtet, aber es macht Geiſter lebendig der Geiſt.

[Die Scherzhaften]

Immer ſpielt [ihr] und ſcherzt! ihr müßt? o Freunde! mir geht diß
In die Seele, denn diß müſſen Verzweifelte nur.

Wurzel alles Übels

Einig zu ſeyn, iſt göttlich und gut; woher iſt die Sucht denn
Unter den Menſchen, daß nur Einer und Eines nur ſei?

[ACHILL]

Herrlicher Götterſohn! da du die Geliebte verloren,
Giengſt du ans Meersgeſtad, weinteſt hinaus in die Fluth,
Weheklagend hinab verlangt' in den heiligen Abgrund,
In die Stille dein Herz, wo, von der Schiffe Gelärm
Fern, tief unter den Woogen, in friedlicher Grotte die ſchöne
Thetis wohnt', die dich ſchüzte, die Göttin des Meers.
Mutter war dem Jünglinge ſie, die mächtige Göttin,
Hatte den Knaben einſt liebend am Felſengeſtad
Seiner Inſel geſäugt, mit dem kräftigen Liede der Welle
Und im ſtärkenden Bad ihn zum Heroën gemacht.
Und die Mutter vernahm die Weheklage des Jünglings,
Stieg vom Grunde der See trauernd, wie Wölkchen, herauf,
Stillte mit zärtlichem Umfangen die Schmerzen des Lieblings,
Und er hörte, wie ſie ſchmeichelnd zu helfen verſprach.

Götterſohn! o wär' ich wie du, ſo könnt' ich vertraulich
Einem der Himmliſchen klagen mein heimliches Laid.
Sagen ſoll ich es nicht, ſoll tragen die Schmach, als gehört' ich
Nimmer zu ihr, die doch meiner mit Thränen gedenkt.

Gute Götter! doch hört ihr jegliches Flehen der Menſchen,
Ach! und innig und fromm liebt' ich dich, heiliges Licht,
Seit ich lebe, dich Erd' und deine Quellen und Wälder,
Vater Aether, und dich fühlte zu ſehnend und rein
Dieſes Herz – o ſänftiget mir, ihr Guten, mein Leiden,
Daß die Seele mir nicht [gar] all zu frühe verſtummt,
Daß ich lebe und euch, ihr hohen himmliſchen Mächte,
Noch am fliehenden Tag danke mit frommem Geſang,
Danke für voriges Gut, für Freuden vergangener Jugend,
Und dann nehmet zu euch gütig den Einſamen auf.

ELEGIE

[Erste Fassung]

Täglich geh' ich heraus und such' ein Anderes immer,
Habe längst sie befragt, alle die Pfade des Lands;
Droben die kühlenden Höhn, die Schatten alle besuch' ich,
Und die Quellen; hinauf irret der Geist und hinab,
Ruh' erbittend; so flieht das getroffene Wild in die Wälder,
Wo es um Mittag sonst sicher im Dunkel geruht;
Aber nimmer erquikt sein grünes Lager das Herz ihm
Wieder und schlummerlos treibt es der Stachel umher.
Nicht die Wärme des Lichts und nicht die Kühle der Nacht hilft
Und in Woogen des Stroms taucht es die Wunden umsonst.
Ihm bereitet umsonst die Erd' ihr stärkendes Heilkraut
Und sein schäumendes Blut stillen die Lüftchen umsonst.

Wehe! so ist's auch so, ihr Todesgötter! vergebens,
Wenn ihr haltet und vest habt den bezwungenen Mann,
Wenn ihr einmal hinab in eure Nacht ihn gerissen,
Dann zu suchen, zu flehn, oder zu zürnen mit euch,
Oder gedultig auch wohl in euren Banden zu wohnen
Und mit Lächeln von euch hören das furchtbare Lied.

Denn beſtehn, wie anderes, muß in ſeinem Geſeze,
Immer altern und nie enden das ſchaurige Reich.
Aber noch immer nicht, o meine Seele! noch kannſt du's
Nicht gewohnen und träumſt mitten im eiſernen Schlaf.

Tag der Liebe! ſcheineſt du auch den Todten, du goldner!
Bilder aus hellerer Zeit, leuchtet ihr mir in die Nacht?
Liebliche Gärten, ſeid, ihr abendröthlichen Berge,
Seid willkommen, und ihr, ſchweigende Pfade des Hains.
Zeugen himmliſchen Glüks! und ihr, allſchauende Sterne,
Die mir damals oft ſeegnende Blike gegönnt!
Euch, ihr Liebenden, auch, ihr ſchönen Kinder des Frühlings,
Stille Roſen! und euch, Lilien! nenn' ich noch oft, –
Ihr Vertrauten! ihr Lebenden all', einſt nahe dem Herzen,
Einſt wahrhaftiger, einſt heller und ſchöner geſehn!
Tage kommen und gehn, ein Jahr verdränget das andre,
Wechſelnd und ſtreitend; ſo toſt furchtbar vorüber die Zeit
Über ſterblichem Haupt, doch nicht vor ſeeligen Augen,
Und den Liebenden iſt anderes Leben gewährt.

Denn ſie alle, die Tag' und Stunden und Jahre der Sterne
Und der Menſchen, zur Luſt anders und anders bekränzt,

Fröhlicher, ernſter ſie all', als ächte Kinder des Aethers
Lebten, in Wonne vereint, innig und ewig um uns.
Aber wir, unſchädlich geſellt, wie die friedlichen Schwäne,
Wenn ſie ruhen am See, oder, auf Wellen gewiegt,
Niederſehn in die Waſſer, wo ſilberne Wolken ſich ſpiegeln,
Und das himmliſche Blau unter den Schiffenden wallt,
So auf Erden wandelten wir. Und drohte der Nord auch,
Er, der Liebenden Feind, ſorgenbereitend, und fiel
Von den Äſten das Laub und flog im Winde der Reegen,
Lächelten ruhig wir, fühlten den Gott und das Herz
Unter trautem Geſpräch, im hellen Seelengeſange,
So im Frieden mit uns kindlich und ſeelig allein.

Ach! wo biſt du, Liebende, nun? Sie haben mein Auge
Mir genommen, mein Herz hab' ich verloren mit ihr.
Darum irr' ich umher, und wohl, wie die Schatten, ſo muß ich
Leben, und ſinnlos dünkt lange das Übrige mir.
Danken möcht' ich, aber wofür? verzehret das Lezte
Selbſt die Erinnerung nicht? nimmt von der Lippe denn nicht
Beſſere Rede mir der Schmerz, und lähmet ein Fluch nicht
Mir die Sehnen und wirft, wo ich beginne, mich weg?

Daß ich fühllos size den Tag und ſtumm, wie die Kinder,
Nur vom Auge mir kalt öfters die Tropfe noch ſchleicht,
Und in ſchaudernder Bruſt die allerwärmende Sonne
Kühl und fruchtlos mir dämmert, wie Stralen der Nacht.

Sonſt mir anders bekannt! O Jugend! und bringen Gebete
Dich nicht wieder, dich nie? führet kein Pfad mich zurük?
Soll es werden auch mir, wie den Tauſenden, die in den Tagen
Ihres Frühlings doch auch ahnend und liebend gelebt,
Aber am trunkenen Tag von den rächenden Parzen ergriffen,
Ohne Klag' und Geſang heimlich hinuntergeführt,
Dort im allzu nüchternen Reich, dort büßen im Dunkeln,
Wo bei trügriſchem Schein irres Gewimmel ſich treibt,
Wo die langſame Zeit bei Froſt und Dürre ſie zählen,
Nur in Seufzern der Menſch noch die Unſterblichen preiſt?

Aber o du, die noch am Scheidewege mir damals,
Da ich verſank vor dir, tröſtend ein Schöneres wies,
Du, die Großes zu ſehn und die ſchweigenden Götter zu ſingen,
Selber ſchweigend, mich einſt ſtille begeiſternd gelehrt,

Götterkind! erſcheineſt du mir und grüßeſt, wie einſt, mich,
Redeſt wieder, wie einſt, Leben und Frieden mir zu?
Siehe! weinen vor dir und klagen muß ich, wenn ſchon noch
Denkend der edleren Zeit, deſſen die Seele ſich ſchämt.
Denn zu lange, zu lang' auf matten Pfaden der Erde
Bin ich, deiner gewohnt, einſam gegangen indeß,
O mein Schuzgeiſt! denn wie der Nord die Wolke des Herbſttags,
Scheuchten von Ort zu Ort feindliche Geiſter mich fort.

So zerrann mein Leben, ach! ſo iſts anders geworden,
Seit, o Liebe, wir einſt giengen am ruhigen Strom.
Aber dich, dich erhielt dein Licht, o Heldin! im Lichte,
Und dein Dulden erhielt liebend, o Himmliſche! dich.
Und ſie ſelbſt, die Natur, und ihre melodiſchen Muſen
Sangen aus heimiſchen Höhn Wiegengeſänge dir zu.
Noch, noch iſt ſie [es] ganz, noch ſchwebt vom Haupte zur Sohle,
Stillhinwandelnd, wie ſonſt, mir die Athenerin vor.
Seelig, ſeelig iſt ſie! denn es ſcheut die Kinder des Himmels
Selbſt der Orkus, es rinnt, gleich den Unſterblichen ſelbſt,
Ihnen der milde Geiſt von heiterſinnender Stirne,
Wo ſie auch wandeln und ſind, ſeegnend und ſicher herab.

Darum möcht', ihr Himmliſchen! euch ich danken und endlich
Tönet aus leichter Bruſt wieder des Sängers Gebet.
Und, wie wenn ich mit ihr, auf Bergeshöhen mit ihr ſtand,
Wehet, belebend auch mich, göttlicher Othem mich an.
Leben will ich denn auch! ſchon grünen die Pfade der Erde,
Schöner und ſchöner ſchließt wieder die Sonne ſich auf.
Komm! es war, wie ein Traum! die blutenden Fittige ſind ja
Schon geneſen, verjüngt wachen die Hoffnungen all.
Dien' im Orkus, wem es gefällt! wir, welche die ſtille
Liebe bildete, wir ſuchen zu Göttern die Bahn.
Und geleitet ihr uns, ihr Weiheſtunden! ihr ernſten,
Jugendlichen! o bleibt, heilige Ahnungen, ihr,
Fromme Bitten, und ihr Begeiſterungen, und all ihr
Schönen Genien, die gerne bei Liebenden ſind,
Bleibet, bleibet mit uns, bis wir auf ſeeligen Inſeln,
Wo die Unſern vieleicht, Dichter der Liebe, mit uns,
Oder auch, wo die Adler ſind, in Lüften des Vaters,
Dort, wo die Muſen, woher all' die Unſterblichen ſind,
Dort uns ſtaunend und fremd und bekannt uns wieder begegnen,
Und von neuem ein Jahr unſerer Liebe beginnt.

MENONS KLAGEN UM DIOTIMA

[Zweite Faſſung]

I

Täglich geh' ich heraus, und ſuch' ein Anderes immer,
Habe längſt ſie befragt, alle die Pfade des Lands;
Droben die kühlenden Höhn, die Schatten alle beſuch' ich
Und die Quellen; hinauf irret der Geiſt und hinab,
Ruh' erbittend; ſo flieht das getroffene Wild in die Wälder,
Wo es um Mittag ſonſt ſicher im Dunkel geruht;
Aber nimmer erquikt ſein grünes Lager das Herz ihm,
Jammernd und ſchlummerlos treibt es der Stachel umher.
Nicht die Wärme des Lichts und nicht die Kühle der Nacht hilft,
Und in Woogen des Stroms taucht es die Wunden umſonſt.
Und wie ihm vergebens die Erd' ihr fröhliches Heilkraut
Reicht, und das gährende Blut keiner der Zephyre ſtillt,
So, ihr Lieben! auch mir, ſo will es ſcheinen, und niemand
Kann von der Stirne mir nehmen den traurigen Traum?

2

Ja! es frommet auch nicht, ihr Todesgötter! wenn einmal
Ihr ihn haltet, und veſt habt den bezwungenen Mann,

Wenn ihr Bösen hinab in die schaurige Nacht ihn genommen,
Dann zu suchen, zu flehn, oder zu zürnen mit euch,
Oder geduldig auch wohl im furchtsamen Banne zu wohnen,
Und mit Lächeln von euch hören das nüchterne Lied.
Soll es seyn, so vergiß dein Heil, und schlummere klanglos!
Aber doch quillt ein Laut hoffend im Busen dir auf,
Immer kannst du noch nicht, o meine Seele! noch kannst du's
Nicht gewohnen, und träumst mitten im eisernen Schlaf!
Festzeit hab' ich nicht, doch möcht' ich die Loke bekränzen;
Bin ich allein denn nicht? aber ein Freundliches muß
Fernher nahe mir seyn, und lächeln muß ich und staunen,
Wie so seelig doch auch mitten im Laide mir ist.

3

Licht der Liebe! scheinest du denn auch Todten, du goldnes!
Bilder aus hellerer Zeit, leuchtet ihr mir in die Nacht?
Liebliche Gärten, seid, ihr abendröthlichen Berge,
Seid willkommen, und ihr, schweigende Pfade des Hains!
Zeugen himmlischen Glüks, und ihr, hochschauende Sterne,
Die mir damals [so] oft seegnende Blike gegönnt!

Euch, ihr Liebenden auch, ihr ſchönen Kinder des Maitags,
Stille Roſen, und euch, Lilien, nenn' ich noch oft!
Wohl gehn Frühlinge fort, ein Jahr verdränget das andre,
Wechſelnd und ſtreitend, ſo toſt droben vorüber die Zeit
Über ſterblichem Haupt, doch nicht vor ſeeligen Augen,
Und den Liebenden iſt anderes Leben geſchenkt.
Denn ſie alle, die Tag' und Jahre der Sterne, ſie waren,
Diotima! um uns innig und ewig vereint.

4

Aber wir, zufrieden geſellt, wie die liebenden Schwäne,
Wenn ſie ruhen am See, oder, auf Wellen gewiegt,
Niederſehn in die Waſſer, wo ſilberne Wolken ſich ſpiegeln,
Und ätheriſches Blau unter den Schiffenden wallt,
So auf Erden wandelten wir. Und drohte der Nord auch,
Er, der Liebenden Feind, klagenbereitend, und fiel
Von den Äſten das Laub, und flog im Winde der Reegen,
Ruhig lächelten wir, fühlten den eigenen Gott
Unter trautem Geſpräch, in Einem Seelengeſange,
Ganz in Frieden mit uns kindlich und freudig allein.
Aber das Haus iſt öde mir nun, und ſie haben mein Auge
Mir genommen, auch mich hab' ich verloren mit ihr.

Darum irr' ich umher, und wohl, wie die Schatten, ſo muß ich
Leben, und ſinnlos dünkt lange das Übrige mir.

5

Feiern möcht' ich; aber wofür? und ſingen mit Andern,
Aber ſo einſam fehlt jegliches Göttliche mir.
Diß iſt's, diß mein Gebrechen, ich weiß, es lähmet ein Fluch mir
Darum die Sehnen, und wirft, wo ich beginne, mich hin,
Daß ich fühllos ſize den Tag und ſtumm, wie die Kinder,
Nur vom Auge mir kalt öfters die Thräne noch ſchleicht,
Und die Pflanze des Felds, und der Vögel Singen mich trüb macht,
Weil mit Freuden auch ſie Boten des Himmliſchen ſind,
Aber mir in ſchaudernder Bruſt die beſeelende Sonne,
Kühl und fruchtlos mir dämmert, wie Stralen der Nacht,
Ach! und nichtig und leer, wie Gefängnißwände, der Himmel,
Eine beugende Laſt, über dem Haupte mir hängt!

6

Sonſt mir anders bekannt! o Jugend! und bringen Gebete
Dich nicht wieder, dich nie? führet kein Pfad mich zurük?

Soll es werden auch mir, wie den Götterlofen, die vormals
Glänzenden Auges doch auch faßen an feeligem Tifch',
Aber überfättiget bald, die fchwärmenden Gäfte,
Nun verftummet, und nun, unter der Lüfte Gefang,
Unter blühender Erd' entfchlafen find, bis dereinft fie
Eines Wunders Gewalt, fie, die Verfunkenen, zwingt,
Wiederzukehren und neu auf grünendem Boden zu wandeln. –
Heiliger Othem durchftrömt göttlich die lichte Geftalt,
Wenn das Feft fich befeelt, und Fluthen der Liebe fich regen,
Und vom Himmel getränkt, raufcht der lebendige Strom,
Wenn es drunten ertönt, und ihre Schäze die Nacht zollt,
Und aus Bächen herauf glänzt das begrabene Gold.

7

Aber o du, die fchon am Scheidewege mir damals,
Da ich verfank vor dir, tröftend ein Schöneres wies,
Du, die, Großes zu fehn und froher die Götter zu fingen,
Schweigend, wie fie, mich einft ftille begeifternd gelehrt,
Götterkind! erfcheineft du mir, und grüßeft, wie einft, mich,
Redeft wieder, wie einft, höhere Dinge mir zu?

Siehe! weinen vor dir und klagen muß ich, wenn
ſchon noch,
Denkend edlerer Zeit, deſſen die Seele ſich ſchämt.
Denn ſo lange, ſo lang' auf matten Pfaden der Erde
Hab' ich, deiner gewohnt, dich in der Irre geſucht,
Freudiger Schuzgeiſt! aber umſonſt, und Jahre zer-
rannen,
Seit wir ahnend um uns glänzen die Abende ſahn.

8

Dich nur, dich erhält dein Licht, o Heldin! im Lichte,
Und dein Dulden erhält liebend, o Gütige, dich;
Und nicht einmal biſt du allein, Geſpielen genug ſind,
Wo du blüheſt und ruhſt unter den Roſen des
Jahrs;
Und der Vater, er ſelbſt, durch ſanftumathmende
Muſen
Sendet die zärtlichen Wiegengeſänge dir zu.
Ja! noch iſt ſie es ganz! noch ſchwebt vom Haupte
zur Sohle,
Stillherwandelnd, wie ſonſt, mir die Athenerin vor.
Und wie, freundlicher Geiſt! von heiterſinnender Stirne
Seegnend und ſicher dein Stral unter die Sterblichen
fällt,
So bezeugeſt du mir's, und ſagſt mir's, daß ich es
Andern
Wiederſage, denn auch Andere glauben es nicht,
Daß unſterblicher doch, denn Sorg' und Zürnen, die
Freude
Und ein goldener Tag täglich am Ende noch iſt.

9

So will ich, ihr Himmliſchen! denn auch danken, und endlich
  Athmet aus leichter Bruſt wieder des Sängers Gebet.
Und wie, wenn ich mit ihr, auf ſonniger Höhe mit ihr ſtand,
  Spricht belebend ein Gott innen vom Tempel mich an.
Leben will ich denn auch! ſchon grünt's! wie von heiliger Leier
  Ruft es von ſilbernen Bergen Apollons voran!
Komm! es war wie ein Traum! Die blutenden Fittige ſind ja
  Schon geneſen, verjüngt leben die Hoffnungen all!
Großes zu finden, iſt viel, iſt viel noch übrig, und wer ſo
  Liebte, gehet, er muß, gehet zu Göttern die Bahn.
Und geleitet ihr uns, ihr Weiheſtunden! ihr ernſten,
  Jugendlichen! o bleibt, heilige Ahnungen, ihr,
Fromme Bitten! und ihr, Begeiſterungen, und all ihr
  Guten Genien, die gerne bei Liebenden ſind;
Bleibt ſo lange mit uns, bis wir auf gemeinſamem Boden,
  Dort, wo die Seeligen all niederzukehren bereit,
Dort, wo die Adler ſind, die Geſtirne, die Boten des Vaters,
  Dort, wo die Muſen, woher Helden und Liebende ſind,
Dort uns, oder auch hier, auf thauender Inſel begegnen,
  Wo die Unſrigen erſt, blühend in Gärten geſellt,
Wo die Geſänge wahr, und länger die Frühlinge ſchön ſind,
  Und von neuem ein Jahr unſerer Seele beginnt!

DER ARCHIPELAGUS

Kehren die Kraniche wieder zu dir? und ſuchen
zu deinen
Ufern wieder die Schiffe den Lauf? umathmen er-
wünſchte
Lüfte dir die beruhigte Fluth? und ſonnet der Delphin,
Aus der Tiefe gelokt, am neuen Lichte den Rüken?
Blüht Ionien, iſt es die Zeit? denn immer im Frühling,
Wenn den Lebenden ſich das Herz erneut und die erſte
Liebe den Menſchen erwacht und goldner Zeiten
Erinnrung,
Komm' ich zu dir und grüß' in deiner Stille dich, Alter!

Immer, Gewaltiger! lebſt du noch und ruheſt im
Schatten
Deiner Berge, wie ſonſt; mit Jünglingsarmen um-
fängſt du
Noch dein liebliches Land, und deiner Töchter,
o Vater!
Deiner Inſeln iſt noch, der blühenden, keine verloren.
Kreta ſteht und Salamis grünt, umdämmert von Lor-
beern,
Rings von Stralen umblüht, erhebt zur Stunde des
Aufgangs
Delos ihr begeiſtertes Haupt, und Tenos und Chios
Haben der purpurnen Früchte genug, von trunkenen
Hügeln
Quillt der Cypriertrank, und von Kalauria fallen
Silberne Bäche, wie einſt, in die alten Waſſer des Vaters.
Alle leben ſie noch, die Heroënmütter, die Inſeln,

Blühend von Jahr zu Jahr, und wenn zu Zeiten, vom Abgrund
Losgelaſſen, die Flamme der Nacht, das untre Gewitter,
Eine der Holden ergriff und die Sterbende dir in den Schoos ſank,
Göttlicher, du, du dauerteſt aus, denn über den dunkeln
Tiefen iſt manches ſchon dir auf- und untergegangen.

Auch die Himmliſchen, ſie, die Kräfte der Höhe, die ſtillen,
Die den heiteren Tag und ſüßen Schlummer und Ahndung
Fernher bringen über das Haupt der fühlenden Menſchen
Aus der Fülle der Macht, auch ſie, die alten Geſpielen,
Wohnen, wie einſt, mit dir, und oft am dämmernden Abend,
Wenn von Aſiens Bergen herein das heilige Mond-licht
Kömmt und die Sterne ſich in deiner Wooge begegnen,
Leuchteſt du von himmliſchem Glanz, und ſo, wie ſie wandeln,
Wechſeln die Waſſer dir, es tönt die Weiſe der Brüder
Droben, ihr Nachtgeſang im liebenden Buſen dir wieder.
Wenn die allverklärende dann, die Sonne des Tages,
Sie, des Orients Kind, die Wunderthätige, da iſt,
Dann die Lebenden all im goldnen Traume beginnen,
Den die Dichtende ſtets des Morgens ihnen bereitet,
Dir, dem trauernden Gott, dir ſendet ſie froheren Zauber,

Und ihr eigen freundliches Licht ist selber so schön nicht,
Denn das Liebeszeichen, der Kranz, den immer, wie vormals,
Deiner gedenk, doch sie um die graue Loke dir windet.
Und umfängt der Aether dich nicht, und kehren die Wolken,
Deine Boten, von ihm mit dem Göttergeschenke, dem Strale,
Aus der Höhe dir nicht? Dann sendest du über das Land sie,
Daß am heißen Gestad die gewittertrunkenen Wälder
Rauschen und woogen mit dir, daß bald, dem wandernden Sohn gleich,
Wenn der Vater ihn ruft, mit den tausend Bächen Mäander
Seinen Irren enteilt, und aus der Ebne Kayster
Dir entgegen frohlokt, und der Erstgeborne, der Alte,
Der zu lange sich barg, dein majestätischer Nil izt
Hochherschreitend von fernem Gebirg, wie im Klange der Waffen,
Siegreich kömmt, und die offenen Arme der sehnende reichet.

Dennoch einsam dünkest du dir, in schweigender Nacht hört
Deine Weheklage der Fels, und öfters entflieht dir
Zürnend von Sterblichen weg die geflügelte Wooge zum Himmel.
Denn es leben mit dir die edlen Lieblinge nimmer,
Die dich geehrt, die einst mit den schönen Tempeln und Städten

Deine Geſtade bekränzt; und immer ſuchen und miſſen,
Immer bedürfen ja, wie Heroën den Kranz, die geweihten
Elemente zum Ruhme das Herz der fühlenden Menſchen.

Sage, wo iſt Athen? iſt über den Urnen der Meiſter
Deine Stadt, die geliebteſte dir, an den heiligen Ufern,
Trauernder Gott! dir ganz in Aſche zuſammengeſunken?
Oder iſt noch ein Zeichen von ihr, daß etwa der Schiffer,
Wenn er vorüberkommt, ſie nenn' und ihrer gedenke?
Stiegen dort die Säulen empor und leuchteten dort nicht
Sonſt vom Dache der Burg herab die Göttergeſtalten?
Rauſchte dort die Stimme des Volks, die ſtürmiſchbewegte,
Aus der Agora nicht her, und eilten aus freudigen Pforten
Dort die Gaſſen dir nicht zu geſeegnetem Hafen herunter?
Siehe! da löſte ſein Schiff der fernhinſinnende Kaufmann,
Froh, denn es wehet' auch ihm die beflügelnde Luft und die Götter
Liebten ſo, wie den Dichter, auch ihn, dieweil er die guten
Gaaben der Erd' ausglich und Fernes Nahem vereinte.
Fern nach Cypros ziehet er hin und ferne nach Tyros,
Strebt nach Kolchis hinauf und hinab zum alten Aegyptos,

Daß er Purpur und Wein und Korn und Vließe gewinne
Für die eigene Stadt, und öfters über des kühnen
Herkules Säulen hinaus, zu neuen ſeeligen Inſeln
Tragen die Hoffnungen ihn und des Schiffes Flügel, indeſſen,
Anders bewegt, am Geſtade der Stadt ein einſamer Jüngling
Weilt und die Wooge belauſcht, und Großes ahndet der Ernſte,
Wenn er zu Füßen ſo des erderſchütternden Meiſters
Lauſchet und ſizt, und nicht umſonſt erzog ihn der Meergott.

Denn des Genius Feind, der vielgebietende Perſe,
Jahrlang zählt' er ſie ſchon, der Waffen Menge, der Knechte,
Spottend des griechiſchen Lands und ſeiner wenigen Inſeln,
Und ſie deuchten dem Herrſcher ein Spiel, und noch, wie ein Traum, war
Ihm das innige Volk, vom Göttergeiſte gerüſtet.
Leicht aus ſpricht er das Wort, und ſchnell, wie der flammende Bergquell,
Wenn er, furchtbar umher vom gährenden Aetna gegoſſen,
Städte begräbt in der purpurnen Fluth und blühende Gärten,
Bis der brennende Strom im heiligen Meere ſich kühlet,
So mit dem Könige nun, verſengend, ſtädteverwüſtend,

Stürzt von Ekbatana daher ſein prächtig Getümmel;
Weh! und Athene, die Herrliche, fällt; wohl ſchauen und ringen
Vom Gebirg, wo das Wild ihr Geſchrei hört, fliehende Greiſe
Nach den Wohnungen dort zurük und den rauchenden Tempeln;
Aber es wekt der Söhne Gebet die heilige Aſche
Nun nicht mehr, im Thal iſt der Tod, und die Wolke des Brandes
Schwindet am Himmel dahin, und weiter im Lande zu ernten,
Zieht, vom Frevel erhizt, mit der Beute der Perſe vorüber.

Aber an Salamis Ufern, o Tag! an Salamis Ufern,
Harrend des Endes ſtehn die Athenerinnen, die Jungfraun,
Stehn die Mütter, wiegend im Arm das gerettete Söhnlein;
Aber den Horchenden ſchallt aus Tiefen die Stimme des Meergotts
Heilweisſagend herauf, es ſchaun die Götter des Himmels
Wägend und richtend herab, denn dort an den bebenden Ufern
Wankt ſeit Tagesbeginn, wie langſam wandelnd Gewitter,
Dort auf ſchäumenden Waſſern die Schlacht, und es glühet der Mittag,

Unbemerket im Zorn, ſchon über dem Haupte den Kämpfern.
Aber die Männer des Volks, die Heroënenkel, ſie walten
Helleren Auges jezt, die Götterlieblinge denken
Des beſchiedenen Glüks, es zähmen die Kinder Athenes
Ihren Genius, ihn, den todverachtenden, jezt nicht.
Denn wie aus rauchendem Blut das Wild der Wüſte noch einmal
Sich zulezt verwandelt erhebt, der edleren Kraft gleich,
Und den Jäger erſchrökt, kehrt jezt im Glanze der Waffen,
Bei der Herrſcher Gebot, furchtbargeſammelt den Wilden,
Mitten im Untergang, die ermattete Seele noch einmal.
Und entbranndter beginnt's; wie Paare ringender Männer,
Faſſen die Schiffe ſich an, in die Wooge taumelt das Steuer,
Unter den Streitern bricht der Boden, und Schiffer und Schiff ſinkt.

Aber in ſchwindelnden Traum vom Liede des Tages geſungen,
Rollt der König den Blik; irrlächelnd über den Ausgang,
Droht er und fleht und frohlokt, und ſendet, wie Blize, die Boten;
Doch er ſendet umſonſt, es kehret keiner ihm wieder.
Blutige Boten, Erſchlagne des Heers, und berſtende Schiffe

Wirft die Rächerin ihm zahllos, die donnernde Wooge,
Vor den Thron, wo er ſizt am bebenden Ufer, der Arme,
Schauend die Flucht, und fort in die fliehende Menge geriſſen,
Eilt er, ihn treibt der Gott, es treibt ſein irrend Geſchwader
Über die Fluthen der Gott, der ſpottend ſein eitel Geſchmeid ihm
Endlich zerſchlug und den Schwachen erreicht' in der drohenden Rüſtung.

Aber liebend zurük zum einſamharrenden Strome
Kommt der Athener Volk, und von den Bergen der Heimath
Woogen, freudig gemiſcht, die glänzenden Schaaren herunter
Ins verlaſſene Thal, ach! gleich der gealterten Mutter,
Wenn nach Jahren das Kind, das verlorengeachtete, wieder
Lebend ihr an den Buſen kehrt, ein erwachſener Jüngling.
Aber im Gram iſt ihr die Seele gewelkt und die Freude
Kömmt der Hoffnungsmüden zu ſpät, und mühſam vernimmt ſie,
Was der liebende Sohn in ſeinem Danke geredet;
So erſcheint den Kommenden dort der Boden der Heimath.
Denn es fragen umſonſt nach ihren Hainen die Frommen,

Und die Sieger empfängt die freundliche Pforte nicht wieder,
Wie den Wanderer sonst sie empfieng, wenn er froh von den Inseln
Wiederkehrt', und die seelige Burg der Mutter Athene
Über sehnendem Haupt ihm fernherglänzend heraufgieng.
Aber wohl sind ihnen bekannt die verödeten Gassen
Und die trauernden Gärten umher und auf der Agora,
Wo des Portikus Säulen gestürzt, und die göttlichen Bilder
Liegen, da reicht, in der Seele bewegt und der Treue sich freuend,
Jezt das liebende Volk zum Bunde die Hände sich wieder.
Bald auch suchet und sieht den Ort des eigenen Haußes
Unter dem Schutte der Mann; ihm weint am Halse, der trauten
Schlummerstätte gedenk, sein Weib, es fragen die Kindlein
Nach dem Tische, wo sonst in lieblicher Reihe sie saßen,
Von den Vätern gesehn, den lächelnden Göttern des Haußes.
Aber Gezelte bauet das Volk, es schließen die alten
Nachbarn wieder sich an, und nach des Herzens Gewohnheit
Ordnen die luftigen Wohnungen sich umher an den Hügeln.
So indessen wohnen sie nun, wie die Freien, die Alten,

Die, der Stärke gewiß und dem kommenden Tage
vertrauend,
Wandernden Vögeln gleich, mit Gesange von Berge
zu Berg einst
Zogen, die Fürsten des Forsts und des weitumirrenden
Stromes.
Doch umfängt noch, wie sonst, die Muttererde, die
treue,
Wieder ihr edel Volk, und unter heiligem Himmel
Ruhen sie sanft, wenn milde, wie sonst, die Lüfte der
Jugend
Um die Schlafenden wehn und aus Platanen Ilissus
Ihnen herüberrauscht und, neue Tage verkündend,
Lokend zu neuen Thaten, bei Nacht die Wooge des
Meergotts
Fernher tönt und fröhliche Träume den Lieblingen
sendet.
Schon auch sprossen und blühn die Blumen mälig,
die goldnen,
Auf zertretenem Feld; von frommen Händen gewartet,
Grünet der Oelbaum auf, und auf Kolonos Gefilden
Nähren friedlich, wie sonst, die Athenischen Rosse sich
wieder.

Aber der Muttererd' und dem Gott der Wooge zu
Ehren
Blühet die Stadt izt auf, ein herrlich Gebild, dem Ge-
stirn gleich
Sichergegründet, des Genius Werk, denn Fesseln der
Liebe
Schafft er gerne sich so, so hält in großen Gestalten,

Die er selbst sich erbaut, der Immerrege sich bleibend.
Sieh! und dem Schaffenden dienet der Wald, ihm reicht mit den andern
Bergen nahe zur Hand der Pentele Marmor und Erze.
Aber lebend, wie er, und froh und herrlich entquillt es
Seinen Händen, und leicht, wie der Sonne, gedeiht das Geschäfft ihm.
Brunnen steigen empor, und über die Hügel in reinen
Bahnen gelenkt, ereilt der Quell das glänzende Beken;
Und umher an ihnen erglänzt, gleich festlichen Helden
Am gemeinsamen Kelch, die Reihe der Wohnungen, hoch ragt
Der Prytanen Gemach, es stehn Gymnasien offen,
Göttertempel entstehn, ein heiligkühner Gedanke,
Steigt, Unsterblichen nah, das Olympion auf in den Aether
Aus dem seeligen Hain; noch manche der himmlischen Hallen!
Mutter Athene, dir auch, dir wuchs dein herrlicher Hügel
Stolzer aus der Trauer empor und blühte noch lange,
Gott der Woogen! und dir, und deine Lieblinge sangen
Frohversammelt noch oft am Vorgebirge den Dank dir.

O die Kinder des Glüks, die frommen! wandeln sie fern nun
Bei den Vätern daheim, und der Schiksaalstage vergessen,
Drüben am Lethestrom, und bringt kein Sehnen sie wieder?

Sieht mein Auge ſie nie? ach! findet über den tauſend
Pfaden der grünenden Erd', ihr göttergleichen Ge-
ſtalten!
Euch das Suchende nie, und vernahm ich darum die
Sprache,
Darum die Sage von euch, daß immertrauernd die
Seele
Vor der Zeit mir hinab zu euern Schatten entfliehe?
Aber näher zu euch, wo eure Haine noch wachſen,
Wo ſein einſames Haupt in Wolken der heilige Berg
hüllt,
Zum Parnaſſos will ich, und wenn, im Dunkel der
Eiche
Schimmernd, mir Irrenden dort Kaſtalias Quelle be-
gegnet,
Will ich, mit Thränen gemiſcht, aus blüthenum-
dufteter Schaale
Dort auf keimendes Grün das Waſſer gießen, damit
doch,
O ihr Schlafenden all! ein Todtenopfer euch werde.
Dort im ſchweigenden Thal, an Tempes hängenden
Felſen,
Will ich wohnen, mit euch, dort oft, ihr herrlichen
Nahmen!
Her euch rufen, bei Nacht, und wenn ihr zürnend
erſcheinet,
Weil der Pflug die Gräber entweiht, mit der Stimme
des Herzens
Will ich, mit frommem Geſang, euch ſühnen, heilige
Schatten!
Bis, zu leben mit euch, ſich ganz die Seele gewöhnet.

Fragen wird der Geweihtere dann euch manches, ihr Todten!
Euch, ihr Lebenden, auch, ihr hohen Kräfte des Himmels,
Wenn ihr über dem Schutt mit euren Jahren vorbeigeht,
Ihr in der ſicheren Bahn! denn oft ergreiffet das Irrſaal
Unter den Sternen mir, wie ſchaurige Lüfte, den Buſen,
Daß ich ſpähe nach Rath, und lang ſchon reden ſie nimmer
Troſt den Bedürftigen zu, die prophetiſchen Haine Dodonas,
Stumm iſt der delphiſche Gott, und einſam liegen und öde
Längſt die Pfade, wo einſt, von Hoffnungen leiſe geleitet,
Fragend der Mann zur Stadt des redlichen Sehers heraufſtieg.
Aber droben das Licht, es ſpricht noch heute zu Menſchen,
Schöner Deutungen voll, und des großen Donnerers Stimme
Ruft es: denket ihr mein? und die trauernde Wooge des Meergotts
Hallt es wider: gedenkt ihr nimmer meiner, wie vormals?
Denn es ruhn die Himmliſchen gern am fühlenden Herzen,
Immer, wie ſonſt, geleiten ſie noch, die begeiſternden Kräfte,

Gerne den ſtrebenden Mann, und über den Bergen der Heimath
Ruht und waltet und lebt allgegenwärtig der Aether,
Daß ein liebendes Volk, in des Vaters Armen geſammelt,
Menſchlich freudig, wie ſonſt, und Ein Geiſt allen gemein ſei.

Aber weh! es wandelt in Nacht, es wohnt, wie im Orkus,
Ohne Göttliches unſer Geſchlecht. Ans eigene Treiben
Sind ſie geſchmiedet allein, und ſich in der toſenden Werkſtatt
Höret jeglicher nur, und viel arbeiten die Wilden
Mit gewaltigem Arm, raſtlos, doch immer und immer
Unfruchtbar, wie die Furien, bleibt die Mühe der Armen.
Bis, erwacht vom ängſtigen Traum, die Seele den Menſchen
Aufgeht, jugendlich froh, und der Liebe ſeegnender Othem
Wieder, wie vormals oft bei Hellas blühenden Kindern,
Wehet in neuer Zeit, und über freierer Stirne
Uns der Geiſt der Natur, der fernherwandelnde, wieder
Stilleweilend der Gott in goldnen Wolken erſcheinet.
Ach! und ſäumeſt du noch? und jene, die göttlichgebornen,
Wohnen immer, o Tag! noch als in Tiefen der Erde
Einſam unten, indeß ein immerlebender Frühling
Unbeſungen über dem Haupt den Schlafenden dämmert?

Aber länger nicht mehr! ſchon hör' ich ferne des Feſt-
tags
Chorgeſang auf grünem Gebirg und das Echo der
Haine,
Wo der Jünglinge Bruſt ſich hebt, wo die Seele des
Volks ſich
Stillvereint in freierem Lied, zur Ehre des Gottes,
Dem die Höhe gebührt, doch auch die Thale ſind
heilig;
Denn wo fröhlich der Strom in wachſender Jugend
hinauseilt,
Unter Blumen des Lands, und wo auf ſonnigen Ebnen
Edles Korn und der Obſtwald reift, da kränzen am
Feſte
Gerne die Frommen ſich auch, und auf dem Hügel
der Stadt glänzt,
Menſchlicher Wohnung gleich, die himmliſche Halle
der Freude.
Denn voll göttlichen Sinns iſt alles Leben geworden,
Und vollendend, wie ſonſt, erſcheinſt du wieder den
Kindern
Überall, o Natur! und, wie vom Quellengebirg, rinnt
Seegen von da und dort in die keimende Seele dem
Volke.
Dann, dann, o ihr Freuden Athens! ihr Thaten in
Sparta!
Köſtliche Frühlingszeit im Griechenlande! wenn unſer
Herbſt kömmt, wenn ihr gereift, ihr Geiſter alle der
Vorwelt!
Wiederkehret, und ſiehe! des Jahrs Vollendung iſt nahe!
Dann erhalte das Feſt auch euch, vergangene Tage!

Hin nach Hellas ſchaue das Volk, und weinend und
dankend
Sänftige ſich in Erinnerungen der ſtolze Triumphtag!

Aber blühet indeß, bis unſre Früchte beginnen,
Blüht, ihr Gärten Ioniens! nur, und die an Athens Schutt
Grünen, ihr Holden! verbergt dem ſchauenden Tage
die Trauer!
Kränzt mit ewigem Laub, ihr Lorbeerwälder! die
Hügel
Eurer Todten umher, bei Marathon dort, wo die
Knaben
Siegend ſtarben, ach! dort auf Chäroneas Gefilden,
Wo mit Waffen hinaus die lezten Athener enteilten,
Fliehend vor dem Tage der Schmach, dort, dort von
den Bergen
Klagt ins Schlachtthal täglich herab, dort ſinget von
Oetas
Gipfeln das Schikſaalslied, ihr wandelnden Waſſer,
herunter!
Aber du, unſterblich, wenn auch der Griechengeſang
ſchon
Dich nicht feiert, wie ſonſt, aus deinen Woogen,
o Meergott!
Töne mir in die Seele noch oft, daß über den Waſſern
Furchtlos rage der Geiſt, dem Schwimmer gleich, in
der Starken
Friſchem Glüke ſich üb', und die Götterſprache, das
Wechſeln
Und das Werden verſteh'; und wenn die reißende
Zeit mir

Zu gewaltig das Haupt ergreifft, und die Noth und das Irrſaal
Unter Sterblichen mir mein ſterblich Leben erſchüttert,
Laß der Stille mich dann in deiner Tiefe gedenken!

DER WANDERER

[Erſte Faſſung]

Einſam ſtand ich und ſah in die Afrikaniſchen dürren
 Ebnen hinaus; vom Olymp reegnete Feuer herab.
Fernhin ſchlich das haagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe,
 Hohl und einſam und kahl blikt' aus der Höhe ſein Haupt.
Ach! nicht ſprang, mit erfriſchendem Grün, der ſchattende Wald hier
 In die ſäuſelnde Luft üppig und herrlich empor,
Bäche ſtürzten hier nicht in melodiſchem Fall vom Gebirge,
 Durch das blühende Thal ſchlingend den ſilbernen Strom,
Keiner Heerde vergieng am plätſchernden Brunnen der Mittag,
 Freundlich aus Bäumen hervor blikte kein wirthliches Dach.
Unter dem Strauche ſaß ein ernſter Vogel geſanglos,
 Ängſtig und eilend flohn wandernde Störche vorbei.
Nicht um Waſſer rief ich dich an, Natur, in der Wüſte,
 Waſſer bewahrte mir treulich das fromme Kameel.
Um der Haine Geſang, um Geſtalten und Farben des Lebens
 Bat ich, vom lieblichen Glanz heimiſcher Fluren verwöhnt.
Aber ich bat umſonſt; du erſchienſt mir feurig und herrlich,
 Aber ich hatte dich einſt göttlicher, ſchöner geſehn.

Auch den Eispol hab' ich befucht; wie ein ftarrendes Chaos
Thürmte das Meer fich da fchröklich zum Himmel empor.
Todt in der Hülfe von Schnee fchlief hier das gefeffelte Leben,
Und der eiferne Schlaf harrte des Tages umfonft.
Ach! nicht fchlang um die Erde den wärmenden Arm der Olymp hier,
Wie Pygmalions Arm um die Geliebte fich fchlang.
Hier bewegt' er ihr nicht mit dem Sonnenblike den Bufen,
Und in Reegen und Thau fprach er nicht freundlich zu ihr.
Mutter Erde! rief ich, du bift zur Witwe geworden,
Dürftig und kinderlos lebft du in langfamer Zeit.
Nichts zu erzeugen und nichts zu pflegen in forgender Liebe,
Alternd im Kinde fich nicht wiederzufehn, ift der Tod.
Aber vieleicht erwarmft du dereinft am Strale des Himmels,
Aus dem dürftigen Schlaf fchmeichelt fein Othem dich auf;
Und, wie ein Saamenkorn, durchbrichft du die eherne Hülfe,
Und die knofpende Welt windet fich fchüchtern heraus.
Deine gefparte Kraft flammt auf in üppigem Frühling,
Rofen glühen und Wein fprudelt im kärglichen Nord.

Aber jezt kehr' ich zurük an den Rhein, in die glükliche Heimath,
Und es wehen, wie einſt, zärtliche Lüfte mich an.
Und das ſtrebende Herz beſänftigen mir die vertrauten
Friedlichen Bäume, die einſt mich in den Armen gewiegt,
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, ſchönen
Lebens der Welt, es erfriſcht, wandelt zum Jüngling mich um.
Alt bin ich geworden indeß, mich blaichte der Eispol
Und im Feuer des Süds fielen die Loken mir aus.
Doch, wie Aurora den Tithon, umfängſt du in lächelnder Blüthe
Warm und fröhlich, wie einſt, Vaterlandserde, den Sohn.
Seeliges Land! kein Hügel in dir wächſt ohne den Weinſtok,
Nieder ins ſchwellende Gras reegnet im Herbſte das Obſt.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr ſonniges Haupt.
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Veſten und Hütten hinauf.
Friedſam geht aus dem Walde der Hirſch ans freundliche Tagslicht;
Hoch in heiterer Luft ſiehet der Falke ſich um.

Aber unten im Thal, wo die Blume ſich nährt von der Quelle,
Strekt das Dörfchen vergnügt über die Wieſe ſich aus.
Still iſts hier: kaum rauſchet von fern die geſchäfftige Mühle,
Und vom Berge herab knarrt das gefeſſelte Rad.
Lieblich tönt die gehämmerte Senſ' und die Stimme des Landmanns,
Der am Pfluge dem Stier lenkend die Schritte gebeut,
Lieblich der Mutter Geſang, die im Graſe ſizt mit dem Söhnlein,
Das die Sonne des Mai's ſchmeichelt in lächelnden Schlaf.
Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
Übergrünt und den Zaun wilder Holunder umblüht,
Da empfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einſt liebend mein Vater erzog,
Wo ich froh, wie das Eichhorn, ſpielt' auf den liſpelnden Äſten,
Oder in's duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
Heimatliche Natur! wie biſt du treu mir geblieben!
Zärtlichpflegend, wie einſt, nimmſt du den Flüchtling noch auf.
Noch gedeihn die Pfirſiche mir, noch wachſen gefällig
Mir an's Fenſter, wie ſonſt, köſtliche Trauben herauf.
Lokend röthen ſich noch die ſüßen Früchte des Kirſchbaums,
Und der plükenden Hand reichen die Zweige ſich ſelbſt.

Schmeichelnd zieht mich, wie ſonſt, in des Walds unendliche Laube
Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach,
Und die Pfade rötheſt du mir, es wärmt mich und ſpielt mir
Um das Auge, wie ſonſt, Vaterlandsſonne! dein Licht;
Feuer trink ich und Geiſt aus deinem freudigen Kelche,
Schläfrig läſſeſt du nicht werden mein alterndes Haupt.
Die du einſt mir die Bruſt erwekteſt vom Schlafe der Kindheit
Und mit ſanfter Gewalt höher und weiter mich triebſt,
Mildere Sonne! zu dir kehr' ich getreuer und weiſer,
Friedlich zu werden und froh unter den Blumen zu ruhn.

DER WANDERER

[Zweite Faſſung]

Einſam ſtand ich und ſah in die Afrikaniſchen dürren
Ebnen hinaus; vom Olymp reegnete Feuer herab,
Reißendes! milder kaum, wie damals, da das Gebirg hier
Spaltend mit Stralen der Gott Höhen und Tiefen gebaut.
Aber auf denen ſpringt kein friſchaufgrünender Wald nicht
In die tönende Luft üppig und herrlich empor.

Unbekränzt iſt die Stirne des Bergs und beredtſame Bäche
Kennet er kaum, es erreicht ſelten die Quelle das Thal.
Keiner Heerde vergeht am plätſchernden Brunnen der Mittag,
Freundlich aus Bäumen hervor blikte kein gaſtliches Dach.
Unter dem Strauche ſaß ein ernſter Vogel geſanglos,
Aber wie Wanderer flohn eilend die Störche vorbei.
Da bat ich um Waſſer dich nicht, Natur, in der Wüſte,
Waſſer bewahrte mir treulich das fromme Kameel.
Um der Haine Geſang, ach! um die Gärten des Vaters
Bat ich, vom wandernden Vogel der Heimath gemahnt.
Aber du ſprachſt zu mir: auch hier ſind Götter und walten,
Groß iſt ihr Maas, doch es mißt gern mit der Spanne der Menſch.
Und es trieb die Rede mich an, noch Andres zu ſuchen,
Fern zum nördlichen Pol kam ich in Schiffen herauf.
Still in der Hülſe von Schnee ſchlief da das gefeſſelte Leben,
Und der eiſerne Schlaf harrte ſeit Jahren des Tags.
Denn zu lang nicht ſchlang um die Erde den Arm der Olymp hier,
Wie Pygmalions Arm um die Geliebte ſich ſchlang.
Hier bewegt' er ihr nicht mit dem Sonnenblike den Buſen,
Und in Reegen und Thau ſprach er nicht freundlich zu ihr;

Und mich wunderte deß und thörigt ſprach ich: o Mutter
Erde! verlierſt du denn immer, als Witwe, die Zeit?
Nichts zu erzeugen iſt ja und nichts zu pflegen in Liebe,
Alternd im Kinde ſich nicht wieder zu ſehn, iſt der Tod.
Aber vieleicht erwarmſt du dereinſt am Strale des Himmels,
Aus dem dürftigen Schlaf ſchmeichelt ſein Othem dich auf;
Daß, wie ein Saamkorn, du die eherne Schaale zerſprengeſt,
Los ſich reißt und das Licht grüßt die entbundene Welt,
All' die geſammelte Kraft aufflammt in üppigem Frühling,
Roſen glühen und Wein ſprudelt im kärglichen Nord.

Alſo ſagt' ich und jezt kehr' ich an den Rhein, in die Heimath,
Zärtlich, wie vormals, wehn Lüfte der Jugend mich an;
Und das ſtrebende Herz beſänftigen mir die vertrauten
Offnen Bäume, die einſt mich in den Armen gewiegt,
Und das heilige Grün, der Zeuge des ſeeligen, tiefen
Lebens der Welt, es erfriſcht, wandelt zum Jüngling mich um.
Alt bin ich geworden indeß, mich blaichte der Eispol,
Und im Feuer des Süds fielen die Loken mir aus.

Aber wenn einer auch am lezten der ſterblichen Tage,
Fernher kommend und müd bis in die Seele, noch jezt
Wiederſähe diß Land, noch Einmal müßte die Wang' ihm
Blühn, und erloſchen faſt glänzte ſein Auge noch auf.
Seeliges Thal des Rheins! kein Hügel iſt ohne den Weinſtok,
Und mit der Traube Laub Mauer und Garten bekränzt,
Und des heiligen Tranks ſind voll im Strome die Schiffe,
Städt' und Inſeln, ſie ſind trunken von Weinen und Obſt.
Aber lächelnd und ernſt ruht droben der Alte, der Taunus,
Und mit Eichen bekränzt neiget der Freie das Haupt.

Und jezt kommt vom Walde der Hirſch, aus Wolken das Tagslicht,
Hoch in heiterer Luft ſiehet der Falke ſich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume ſich nähret von Quellen,
Strekt das Dörfchen bequem über die Wieſe ſich aus.
Still iſts hier. Fern rauſcht die immer geſchäfftige Mühle,
Aber das Neigen des Tags künden die Gloken mir an.
Lieblich tönt die gehämmerte Senſ' und die Stimme des Landmanns,
Der heimkehrend dem Stier gerne die Schritte gebeut,

Lieblich der Mutter Geſang, die im Graſe ſizt mit dem Söhnlein;
Satt vom Sehen entſchliefs; aber die Wolken ſind roth,
Und am glänzenden See, wo der Hain das offene Hofthor
Übergrünt und das Licht golden die Fenſter umſpielt,
Dort empfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einſt liebend der Vater erzog;
Wo ich frei, wie Geflügelte, ſpielt' auf luftigen Äſten,
Oder ins treue Blau blikte vom Gipfel des Hains.
Treu auch biſt du von je, treu auch dem Flüchtlinge blieben,
Freundlich nimmſt du, wie einſt, Himmel der Heimath, mich auf.
Noch gedeihn die Pfirſiche mir, mich wundern die Blüthen,
Faſt, wie die Bäume, ſteht herrlich mit Roſen der Strauch.
Schwer iſt worden indeß von Früchten dunkel mein Kirſchbaum,
Und der pflükenden Hand reichen die Zweige ſich ſelbſt.
Auch zum Walde zieht mich, wie ſonſt, in die freiere Laube
Aus dem Garten der Pfad oder hinab an den Bach,

Wo ich lag, und den Muth erfreut' am Ruhme der Männer,
Ahnender Schiffer; und das konnten die Sagen von euch,
Daß in die Meer' ich fort, in die Wüſten mußt', ihr Gewalt'gen!
Ach! indeß mich umſonſt Vater und Mutter geſucht.
Aber wo ſind ſie? du ſchweigſt? du zögerſt, Hüter des Haußes!
Hab' ich gezögert doch auch! habe die Schritte gezählt,
Da ich nahet', und bin, gleich Pilgern, ſtille geſtanden.
Aber gehe hinein, melde den Fremden, den Sohn,
Daß ſich öffnen die Arm' und mir ihr Seegen begegne,
Daß ich geweiht, und gegönnt wieder die Schwelle mir ſei!
Aber ich ahnd' es ſchon, in heilige Fremden dahin ſind
Nun auch ſie mir, und nie kehret ihr Lieben zurük.

Vater und Mutter! und wenn noch Freunde leben, ſie haben
Andres gewonnen, ſie ſind nimmer die Meinigen mehr.
Kommen werd' ich, wie ſonſt, und die alten, die Nahmen der Liebe
Nennen, beſchwören das Herz, ob es noch ſchlage, wie ſonſt,
Aber ſtille werden ſie ſeyn. So bindet und ſcheidet
Manches die Zeit. Ich dünk' ihnen geſtorben, ſie mir.

Und ſo bin ich allein. Du aber, über den Wolken,
Vater des Vaterlands! mächtiger Aether! und du,
Erd' und Licht! ihr einigen drei, die walten und lieben,
Ewige Götter! mit euch brechen die Bande mir nie.
Ausgegangen von euch, mit euch auch bin ich ge-
wandert,
Euch, ihr Freudigen, euch bring' ich erfahrner zu-
rük.
Darum reiche mir nun, bis oben an von des Rheines
Warmen Bergen mit Wein reiche den Becher gefüllt!
Daß ich den Göttern zuerſt und das Angedenken der
Helden
Trinke, der Schiffer, und dann eures, ihr Trauteſten!
auch,
Eltern und Freund'! und der Mühn und aller Leiden
vergeſſe
Heut' und morgen und ſchnell unter den Hei-
miſchen ſei.

DER GANG AUFS LAND

An Landauer

Komm! ins Offene, Freund! zwar glänzt ein Weniges heute
Nur herunter, und eng ſchließet der Himmel uns ein.
Weder die Berge ſind, noch aufgegangen des Waldes
Gipfel nach Wunſch, und leer ruht vom Geſange die Luft.
Trüb iſts heut, es ſchlummern die Gäng' und die Gaſſen, und faſt will
Mir es ſcheinen, es ſei, als in der bleiernen Zeit.
Dennoch gelinget der Wunſch, Rechtglaubige zweifeln an Einer
Stunde nicht und der Luſt bleibe geweihet der Tag.
Denn nicht wenig erfreut, was wir vom Himmel gewonnen,
Wenn ers weigert und doch gönnet den Kindern zulezt.
Nur daß ſolcher Reden und auch der Schritt' und der Mühe
Werth der Gewinn und ganz wahr das Ergözliche ſei.
Darum hoff' ich ſogar, es werde, wenn das Gewünſchte
Wir beginnen, und erſt unſere Zunge gelöſt
Und gefunden das Wort, und aufgegangen das Herz iſt,
Und von trunkener Stirn' höher Beſinnen entſpringt,

Mit der unſern zugleich des Himmels Blüthe beginnen,
Und dem offenen Blik offen der Leuchtende ſeyn.

Denn nicht Mächtiges iſts, zum Leben aber gehört es,
Was wir wollen, und ſcheint ſchiklich und freudig zugleich.
Aber kommen doch auch der ſeegenbringenden Schwalben
Immer einige auch, ehe der Sommer, ins Land.
Nemlich droben zu weihn bei guter Rede den Boden,
Wo den Gäſten das Haus baut der verſtändige Wirth,
Daß ſie koſten und ſchaun das Schönſte, die Fülle des Landes,
Daß, wie das Herz es wünſcht, offen, dem Geiſte gemäß,
Mahl und Tanz und Geſang und Stutgards Freude gekrönt ſei,
Deßhalb wollen wir heut wünſchend den Hügel hinauf.
Mög' ein Beſſeres noch das menſchenfreundliche Mai-licht
Drüber ſprechen, von ſelbſt bildſamen Gäſten erklärt,
Oder, wie ſonſt, wenns andern gefällt, denn alt [iſt] die Sitte,
Und es ſchauen ſo oft lächelnd die Götter auf uns,
Möge der Zimmermann vom Gipfel des Daches den Spruch thun,
Wir, ſo gut es gelang, haben das Unſre gethan.

Aber ſchön iſt der Ort, wenn in Feiertagen des Früh-lings

Aufgegangen das Thal, wenn mit dem Nekar herab
Weiden grünend und Wald und die ſchwanken Bäume des Ufers
Zahllos blühend weiß wallen in wiegender Luft,
Aber, mit Wölkchen bedekt, am rothen Berge der Weinſtok
Dämmert und wächſt und erwarmt unter dem ſonnigen Duft.

. . . .

. . . .

DIE ENTSCHLAFENEN

Einen vergänglichen Tag lebt' ich und wuchs mit den Meinen,
Eins ums andere ſchon ſchläft mir und fliehet dahin.
Doch, ihr Schlafenden, wacht am Herzen mir, in verwandter
Seele ruhet von euch mir das entfliehende Bild.
Und lebendiger lebt ihr dort, wo des göttlichen Geiſtes
Freude die Alternden all, alle die Todten verjüngt.

STUTGARD

An Siegfried Schmidt

I

Wieder ein Glük iſt erlebt. Die gefährliche Dürre geneſet,
Und die Schärfe des Lichts ſenget die Blüthe nicht mehr.
Offen ſteht jezt wieder ein Saal, und geſund iſt der Garten,
Und von Reegen erfriſcht rauſchet das glänzende Thal,
Hoch von Gewächſen, es ſchwellen die Bäch', und alle gebundnen
Fittige wagen ſich wieder ins Reich des Geſangs.
Voll iſt die Luft von Fröhlichen jezt und die Stadt und der Hain iſt
Rings von zufriedenen Kindern des Himmels erfüllt.
Gerne begegnen ſie ſich, und irren untereinander,
Sorgenlos, und es ſcheint keines zu wenig, zu viel.
Denn ſo ordnet das Herz es an, und zu athmen die Anmuth,
Sie, die geſchikliche, ſchenkt ihnen ein göttlicher Geiſt.
Aber die Wanderer auch ſind wohlgeleitet und haben
Kränze genug und Geſang, haben den heiligen Stab,
Vollgeſchmükt mit Trauben und Laub, bei ſich und der Fichte
Schatten; von Dorfe zu Dorf jauchzt es, von Tage zu Tag,

Und wie Wagen, beſpannt mit freiem Wilde, ſo ziehn die
Berge voran, und ſo träget und eilet der Pfad.

2

Aber meineſt du nun, es haben die Thore vergebens
Aufgethan und den Weg freudig die Götter gemacht?
Und es ſchenken umſonſt zu des Gaſtmahls Fülle die Guten
Nebſt dem Weine noch auch Blumen und Honig und Obſt?
Schenken das purpurne Licht zu Feſtgeſängen und kühl und
Ruhig zu tieferem Freundesgeſpräche die Nacht?
Hält ein Ernſteres dich, ſo ſpars dem Winter, und willſt du
Freien, habe Gedult, Freier beglüket der Mai.
Jezt iſt Anderes Noth, jezt komm' und feire des Herbſtes
Alte Sitte, noch jezt blühet die Edle mit uns.
Eins nur gilt für den Tag, das Vaterland, und des Opfers
Feſtlicher Flamme wirft jeder ſein Eigenes zu.
Darum kränzt der gemeinſame Gott umſäuſelnd das Haar uns,
Und den eigenen Sinn ſchmelzet, wie Perlen, der Wein.
Diß bedeutet der Tiſch, der geehrte, wenn, wie die Bienen,
Rund um den Eichbaum wir ſizen und ſingen um ihn,

Diß der Pokale Klang, und darum zwinget die wilden
Seelen der ſtreitenden Männer zuſammen der Chor.

3

Aber damit uns nicht, gleich Allzuklugen, entfliehe
Dieſe neigende Zeit, komm' ich entgegen ſogleich,
Bis an die Grenze des Lands, wo mir den lieben Geburtsort
Und die Inſel des Stroms blaues Gewäſſer umfließt.
Heilig iſt mir der Ort, an beiden Ufern, der Fels auch,
Der mit Garten und Haus grün aus den Wellen ſich hebt.
Dort begegnen wir uns, o gütiges Licht! wo zuerſt mich
Deiner gefühlteren Stralen mich einer betraf.
Dort begann und beginnt das liebe Leben von neuem.
Aber des Vaters Grab ſeh' ich, und weine dir ſchon?
Wein' und halt' und habe den Freund und höre das Wort, das
Einſt mir in himmliſcher Kunſt Leiden der Liebe geheilt.
Andres erwacht! ich muß die Landesheroën ihm nennen:
Barbaroſſa! dich auch, gütiger Kriſtoph, und dich,
Konradin! wie du fielſt, ſo fallen Starke. Der Epheu
Grünt am Fels, und die Burg dekt das bacchantiſche Laub,
Doch Vergangenes iſt, wie Künftiges, heilig den Sängern,
Und in Tagen des Herbſts ſühnen die Schatten wir uns.

So der Gewaltgen gedenk und des herzerhebenden Schikſaals,
Thatlos ſelber und leicht, aber vom Aether doch auch
Angeſchauet und fromm, wie die Alten, die göttlich-erzognen
Freudigen Dichter, ziehn freudig das Land wir hinauf.
Groß iſt das Werden umher. Dort von den äußerſten Bergen
Stammen der Jünglinge viel, ſteigen die Hügel herab.
Quellen rauſchen von dort und hundert geſchäfftige Bäche
Kommen bei Tag und Nacht nieder und bauen das Land.
Aber der Meiſter pflügt die Mitte des Landes, die Furchen
Ziehet der Nekarſtrom, ziehet den Seegen herab.
Und es kommen mit ihm Italiens Lüfte, die See ſchikt
Ihre Wolken, ſie ſchikt prächtige Sonnen mit ihm.
Darum wächſet uns auch faſt über das Haupt die gewaltge
Fülle, denn hieher ward, hier in die Ebne das Gut
Reicher den Lieben gebracht, den Landesleuten, doch neidet
Keiner an Bergen dort ihnen die Gärten, den Wein,
Oder das üppige Gras und das Korn und die glühenden Bäume,
Die am Wege gereiht über den Wanderern ſtehn.

5

Aber indeß wir ſchaun und die mächtige Freude durchwandeln,
Fliehet der Weg und der Tag uns, wie den Trunkenen, hin.
Denn mit heiligem Laub umkränzt erhebet die Stadt ſchon,
Die geprieſene, dort leuchtend ihr prieſterlich Haupt.
Herrlich ſteht ſie und hält den Rebenſtab und die Tanne
Hoch in die ſeeligen purpurnen Wolken empor.
Sei uns hold! dem Gaſt und dem Sohn, o Fürſtin der Heimath!
Glükliches Stutgard, nimm freundlich den Fremdling mir auf!
Immer haſt du Geſang mit Flöten und Saiten gebilligt,
Wie ich glaub', und des Lieds kindlich Geſchwäz und der Mühn
Süße Vergeſſenheit bei gegenwärtigem Geiſte,
Drum erfreueſt du auch gerne den Sängern das Herz.
Aber ihr, ihr Größeren auch, ihr Frohen, die allzeit
Leben und walten, erkannt, oder gewaltiger auch,
Wenn ihr wirket und ſchafft in heiliger Nacht und alleinherrſcht
Und allmächtig empor ziehet ein ahnendes Volk,
Bis die Jünglinge ſich der Väter droben erinnern,
Mündig und hell vor euch ſteht der beſonnene Menſch —

Engel des Vaterlands! o ihr, vor denen das Auge,
Sei's auch ſtark, und das Knie bricht dem vereinzelten Mann,
Daß er halten ſich muß an die Freund' und bitten die Theuern,
Daß ſie tragen mit ihm all die beglükende Laſt,
Habt, o Gütige, Dank für den und alle die Andern,
Die mein Leben, mein Gut unter den Sterblichen ſind.
Aber die Nacht kommt! Laß uns eilen, zu feiern das Herbſtfeſt
Heut noch! voll iſt das Herz, aber das Leben iſt kurz,
Und was uns der himmliſche Tag zu ſagen geboten,
Das zu nennen, mein Schmidt! reichen wir beide nicht aus.
Trefliche bring' ich dir, und das Freudenfeuer wird hoch auf
Schlagen, und heiliger ſoll ſprechen das kühnere Wort.
Siehe! da iſt es rein! und des Gottes freundliche Gaaben,
Die wir theilen, ſie ſind zwiſchen den Liebenden nur.
Anderes nicht – o kommt! o macht es wahr! denn allein ja
Bin ich und niemand nimmt mir von der Stirne den Traum?
Kommt und reicht, ihr Lieben, die Hand! das möge genug ſeyn,
Aber die größere Luſt ſparen dem Enkel wir auf.

HEIMKUNFT

An die Verwandten

I

Drinn in den Alpen ifts noch helle Nacht, und die Wolke,
Freudiges dichtend, fie dekt drinnen das gähnende Thal.
Dahin, dorthin tofet und ftürzt die fcherzende Berg- luft,
Schroff durch Tannen herab glänzet und fchwindet ein Stral.
Langfam eilt es und kämpft, das freudigfchauernde Chaos,
Jung an Geftalt, doch ftark, feiert es liebenden Streit
Unter den Felfen, es gährt und wankt in den ewigen Schranken,
Denn bacchantifcher zieht drinnen der Morgen herauf.
Denn es wächft unendlicher dort das Jahr, und die heilgen
Stunden, die Tage, fie find kühner geordnet, ge- mifcht.
Dennoch merket die Zeit der Gewittervogel, und zwifchen
Bergen hoch in der Luft weilt er und rufet den Tag.
Jezt auch wachet und fchaut in der Tiefe drinnen das Dörflein
Furchtlos, Hohem vertraut, unter den Gipfeln hinauf,

Wachstum ahnend, denn ſchon, wie Blize, fallen die alten
Waſſerquellen, der Grund unter den Stürzenden dampft,
Echo tönet umher, und die unermeßliche Werkſtatt
Reget bei Tag und bei Nacht, Gaaben verſendend, den Arm.

2

Ruhig glänzen indeß die ſilbernen Höhen darüber,
Voll mit Roſen iſt ſchon droben der leuchtende Schnee.
Und noch höher hinauf wohnt über dem Lichte der reine
Seelige Gott, vom Spiel heiliger Stralen erfreut.
Stille wohnt er allein, und hell erſcheinet ſein Antliz,
Der ätheriſche ſcheint Leben zu geben geneigt,
Freude zu ſchaffen, mit uns, wie oft, wenn kundig des Maaſes,
Kundig der Athmenden auch zögernd und ſchonend der Gott
Wohlgediegenes Glük den Städten und Häußern, und milde
Reegen, zu öffnen das Land, brütende Wolken, und euch,
Trauteſte Lüfte, dann, euch, ſanfte Frühlinge, ſendet,
Und mit langſamer Hand Traurige wieder erfreut,
Wenn er die Zeiten erneut, der Schöpferiſche, die ſtillen
Herzen der alternden Menſchheit erfriſcht und ergreifft,

Und hinab in die Tiefe wirkt, und öffnet und aufhellt,
Wie ers liebet, und jezt wieder ein Leben beginnt,
Anmuth blühet, wie einſt, und gegenwärtiger Geiſt kömmt,
Und ein freudiger Muth wieder die Fittige ſchwellt.

3

Vieles ſprach ich zu ihm, denn, was auch Dichtende ſinnen
Oder ſingen, es gilt meiſtens den Engeln und ihm;
Vieles bat ich, zu lieb dem Vaterlande, damit nicht
Ungebeten uns einſt plözlich befiele der Geiſt;
Vieles für euch auch, die im Vaterlande beſorgt ſind,
Denen der heilige Dank lächelnd die Flüchtlinge bringt,
Landesleute! für euch, indeſſen wiegte der See mich,
Und der Ruderer ſaß ruhig und lobte die Fahrt.
Weit in des Sees Ebene war's Ein freudiges Wallen
Unter den Seegeln, und jezt blühet und hellet die Stadt
Dort in der Frühe ſich auf, wohl her von ſchattigen Alpen
Kommt geleitet und ruht nun in dem Hafen das Schiff.
Warm iſt das Ufer hier, und freundlich offene Thale,
Schön von Pfaden erhellt, grünen und ſchimmern mich an.
Gärten ſtehen geſellt, und die glänzende Knoſpe beginnt ſchon,
Und des Vogels Geſang ladet den Wanderer ein.
Alles ſcheinet vertraut, der vorübereilende Gruß auch
Scheint von Freunden, es ſcheint jegliche Miene verwandt.

4

Freilich wohl! das Geburtsland iſts, der Boden der Heimath,
Was du ſucheſt, es iſt nahe, begegnet dir ſchon.
Und umſonſt nicht ſteht, wie ein Sohn, am wellenumrauſchten
Thor' und ſiehet und ſucht liebende Nahmen für dich
Mit Geſang ein wandernder Mann, glükſeeliges Lindau!
Eine der gaſtlichen Pforten des Landes iſt diß,
Reizend, hinauszugehn in die vielverſprechende Ferne,
Dort, wo die Wunder ſind, dort, wo das göttliche Wild,
Hoch in die Ebnen herab der Rhein die verwegene Bahn bricht,
Und aus Felſen hervor ziehet das jauchzende Thal,
Dort hinein, durchs helle Gebirg, nach Komo zu wandern,
Oder hinab, wie der Tag wandelt, den offenen See;
Aber reizender mir biſt du, geweihete Pforte!
Heimzugehn, wo bekannt blühende Wege mir ſind,
Dort zu beſuchen das Land und die ſchönen Thale des Nekars,
Und die Wälder, das Grün heiliger Bäume, wo gern
Sich die Eiche geſellt mit ſtillen Birken und Buchen,
Und in Bergen ein Ort freundlich gefangen mich nimmt.

5

Dort empfangen ſie mich. O Stimme der Stadt, der Mutter!
O du triffeſt, du regſt Langegelerntes mir auf!

Dennoch ſind ſie es noch! noch blühet die Sonn' und die Freud' euch,
O ihr Liebſten! und faſt heller im Auge, wie ſonſt.
Ja! das Alte noch iſts! Es gedeihet und reifet, doch keines,
Was da lebet und liebt, läſſet die Treue zurük.
Aber das Beſte, der Fund, der unter des heiligen Friedens
Bogen lieget, er iſt Jungen und Alten geſpart.
Thörig red' ich. Es iſt die Freude. Doch morgen und künftig,
Wenn wir gehen und ſchaun draußen das lebende Feld
Unter den Blüthen des Baums, in den Feiertagen des Frühlings,
Red' und hoff' ich mit euch vieles, ihr Lieben! davon.
Vieles hab ich gehört vom großen Vater und habe
Lange geſchwiegen von ihm, welcher die wandernde Zeit
Droben in Höhen erfriſcht und waltet über Gebirgen,
Der gewähret uns bald himmliſche Gaaben und ruft
Hellern Geſang und ſchikt viel gute Geiſter. O ſäumt nicht,
Kommt, Erhaltenden ihr! Engel des Jahres! und ihr,

6

Engel des Haußes, kommt! in die Adern alle des Lebens,
Alle freuend zugleich, theile das Himmliſche ſich!

Adle! verjünge! damit nichts Menfchlichgutes, damit nicht
Eine Stunde des Tags ohne die Frohen und auch
Solche Freude, wie jezt, wenn Liebende wieder fich finden,
Wie es gehört für fie, fchiklich geheiliget fei.
Wenn wir feegnen das Mahl, wen darf ich nennen? und wenn wir
Ruhn vom Leben des Tags, faget, wie bring' ich den Dank?
Nenn' ich den Hohen dabei? Unfchikliches liebet ein Gott nicht,
Ihn zu faffen, ift faft unfere Freude zu klein.
Schweigen müffen wir oft; es fehlen heilige Nahmen,
Herzen fchlagen und doch bleibet die Rede zurük?
Aber ein Saitenfpiel leiht jeder Stunde die Töne,
Und erfreuet vieleicht Himmlifche, welche fich nahn.
Das bereitet, und fo ift auch beinahe die Sorge
Schon befriediget, die unter das Freudige kam.
Sorgen, wie diefe, muß, gern oder nicht, in der Seele
Tragen ein Sänger und oft, aber die anderen nicht.

BROD UND WEIN

An Heinze

I

Rings um ruhet die Stadt; ſtill wird die erleuchtete Gaſſe,
Und mit Fakeln geſchmükt, rauſchen die Wagen hinweg.
Satt gehn heim von Freuden des Tags zu ruhen die Menſchen,
Und Gewinn und Verluſt wäget ein ſinniges Haupt
Wohlzufrieden zu Haus; leer ſteht von Trauben und Blumen,
Und von Werken der Hand ruht der geſchäfftige Markt.
Aber das Saitenſpiel tönt fern aus Gärten; vieleicht, daß
Dort ein Liebendes ſpielt oder ein einſamer Mann
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen,
Immerquillend und friſch, rauſchen an duftendem Beet.
Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Gloken,
Und der Stunden gedenk rufet ein Wächter die Zahl.
Jezt auch kommet ein Wehn und regt die Gipfel des Hains auf,
Sieh! und das Schattenbild unſerer Erde, der Mond
Kommet geheim nun auch; die Schwärmeriſche, die Nacht kommt,
Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns,

Glänzt die Erſtaunende dort, die Fremdlingin unter den Menſchen
Über Gebirgeshöhn traurig und prächtig herauf.

2

Wunderbar iſt die Gunſt der Hocherhabnen und niemand
Weiß, von wannen und was einem geſchiehet von ihr.
So bewegt ſie die Welt und die hoffende Seele der Menſchen,
Selbſt kein Weiſer verſteht, was ſie bereitet, denn ſo
Will es der oberſte Gott, der ſehr dich liebet, und darum
Iſt noch lieber, wie ſie, dir der beſonnene Tag.
Aber zuweilen liebt auch klares Auge den Schatten
Und verſuchet zu Luſt, eh' es die Noth iſt, den Schlaf,
Oder es blikt auch gern ein treuer Mann in die Nacht hin,
Ja, es ziemet ſich ihr Kränze zu weihn und Geſang,
Weil den Irrenden ſie geheiliget iſt und den Todten,
Selber aber beſteht, ewig, in freieſtem Geiſt.
Aber ſie muß uns auch, daß in der zaudernden Weile,
Daß im Finſtern für uns einiges Haltbare ſei,
Uns die Vergeſſenheit und das Heiligtrunkene gönnen,
Gönnen das ſtrömende Wort, das, wie die Liebenden, ſei,
Schlummerlos, und vollern Pokal und kühneres Leben,
Heilig Gedächtniß auch, wachend zu bleiben bei Nacht.

3

Auch verbergen umſonſt das Herz im Buſen, umſonſt nur
Halten den Muth noch wir, Meiſter und Knaben, denn wer
Möcht' es hindern und wer möcht' uns die Freude verbieten?
Göttliches Feuer auch treibet, bei Tag und bei Nacht,
Aufzubrechen. So komm! daß wir das Offene ſchauen,
Daß ein Eignes wir ſuchen, ſo weit es auch iſt.
Feſt bleibt Eins; es ſei um Mittag oder es gehe
Bis in die Mitternacht, immer beſtehet ein Maas,
Allen gemein, doch jeglichem auch iſt eignes beſchieden,
Dahin gehet und kommt jeder, wohin er es kann.
Drum! und ſpotten des Spotts mag gern frohlokkender Wahnſinn,
Wenn er in heiliger Nacht plözlich die Sänger ergreift.
Drum an den Iſthmos komm! dorthin, wo das offene Meer rauſcht
Am Parnaß und der Schnee delphiſche Felſen umglänzt,
Dort ins Land des Olymps, dort auf die Höhe Cithärons,
Unter die Fichten dort, unter die Trauben, von wo
Thebe drunten und Ismenos rauſcht, und die Quelle der Dirze,
Dort iſt das Sehnen, o dort ſchauen zufrieden wir auf.

4

Seeliges Griechenland! du Haus der Himmlischen alle,
Also ist wahr, was einst wir in der Jugend gehört?
Festlicher Saal! der Boden ist Meer! und Tische die Berge,
Wahrlich zu einzigem Brauche vor Alters gebaut!
Aber die Thronen, wo? die Tempel, und wo die Gefäße,
Wo mit Nectar gefüllt, Göttern zu Lust der Gesang?
Wo, wo leuchten sie denn, die fernhintreffenden Sprüche?
Delphi schlummert, und wo tönet das große Geschik?
Wo ist das schnelle? wo brichts, allgegenwärtigen Glüks voll,
Donnernd aus heiterer Luft über die Augen herein?
Vater Aether! so riefs und flog von Zunge zu Zunge
Tausendfach, es ertrug keiner das Leben allein;
Ausgetheilet erfreut solch Gut und getauschet, mit Fremden,
Wirds ein Jubel, es wächst schlafend des Wortes Gewalt:
Vater! heiter! und hallt, so weit es gehet, das uralt
Zeichen, von Eltern geerbt, treffend und schaffend hinab.
Denn so kehren die Himmlischen ein, tiefschütternd gelangt so
Aus den Schatten herab unter die Menschen ihr Tag.

5

Unempfunden kommen ſie erſt, es ſtreben entgegen
Ihnen die Kinder, zu hell kommet, zu blendend das Glük,
Und es ſcheut ſie der Menſch, kaum weiß zu ſagen ein Halbgott,
Wer mit Nahmen ſie ſind, die mit den Gaaben ihm nahn.
Aber der Muth von ihnen iſt groß, es füllen das Herz ihm
Ihre Freuden, und kaum weiß er zu brauchen das Gut,
Schafft, verſchwendet, und faſt ward ihm Unheiliges heilig,
Das er mit ſeegnender Hand thörig und gütig berührt.
Möglichſt dulden die Himmliſchen diß; dann aber in Wahrheit
Kommen ſie ſelbſt, und gewohnt werden die Menſchen des Glüks,
Und des Tags und zu ſchaun die Offenbaren, das Antliz
Derer, welche ſchon längſt Eines und Alles genannt,
Tief die verſchwiegene Bruſt mit freier Genüge gefüllet,
Und zuerſt und allein alles Verlangen beglükt;
So iſt der Menſch; wenn da iſt das Gut, und es ſorget mit Gaaben
Selber ein Gott für ihn, kennet und ſieht er es nicht.
Tragen muß er zuvor; nun aber nennt er ſein Liebſtes,
Nun, nun müſſen dafür Worte, wie Blumen, entſtehn.

6

Und nun denkt er zu ehren in Ernſt die ſeeligen Götter,
Wirklich und wahrhaft muß alles verkünden ihr Lob.
Nichts darf ſchauen das Licht, was nicht den Hohen gefället,
Vor den Aether gebührt müßigverſuchendes nicht.
Drum in der Gegenwart der Himmliſchen würdig zu ſtehen,
Richten in herrlichen Ordnungen Völker ſich auf
Untereinander, und baun die ſchönen Tempel und Städte
Veſt und edel, ſie gehn über Geſtaden empor —
Aber wo ſind ſie? wo blühn die Bekannten, die Kronen des Feſtes?
Thebe welkt und Athen; rauſchen die Waffen nicht mehr
In Olympia, nicht die goldnen Wagen des Kampfſpiels,
Und bekränzen ſich denn nimmer die Schiffe Korinths?
Warum ſchweigen auch ſie, die alten heilgen Theater?
Warum freuet ſich denn nicht der geweihete Tanz?
Warum zeichnet, wie ſonſt, die Stirne des Mannes ein Gott nicht,
Drükt den Stempel, wie ſonſt, nicht dem Getroffenen auf?
Oder er kam auch ſelbſt und nahm des Menſchen Geſtalt an,
Und vollendet' und ſchloß tröſtend das himmliſche Feſt.

7

Aber Freund! wir kommen zu ſpät. Zwar leben die Götter,
Aber über dem Haupt droben in anderer Welt.
Endlos wirken ſie da und ſcheinens wenig zu achten,
Ob wir leben, ſo ſehr ſchonen die Himmliſchen uns.
Denn nicht immer vermag ein ſchwaches Gefäß ſie zu faſſen,
Nur zu Zeiten erträgt göttliche Fülle der Menſch.
Traum von ihnen iſt drauf das Leben. Aber das Irrſaal
Hilft, wie Schlummer, und ſtark machet die Noth und die Nacht,
Biß daß Helden genug in der ehernen Wiege gewachſen,
Herzen an Kraft, wie ſonſt, ähnlich den Himmliſchen ſind.
Donnernd kommen ſie drauf. Indeſſen dünket mir öfters
Beſſer, zu ſchlafen, wie ſo ohne Genoſſen zu ſeyn,
So zu harren, und was zu thun indeß und zu ſagen,
Weiß ich nicht, und wozu Dichter in dürftiger Zeit?
Aber ſie ſind, ſagſt du, wie des Weingotts heilige Prieſter,
Welche von Lande zu Land zogen in heiliger Nacht.

8

Nemlich, als vor einiger Zeit, uns dünket ſie lange,
Aufwärts ſtiegen ſie all, welche das Leben beglükt,
Als der Vater gewandt ſein Angeſicht von den Menſchen,
Und das Trauern mit Recht über der Erde begann,

Als erſchienen zu lezt ein ſtiller Genius, himmliſch
Tröſtend, welcher des Tags Ende verkündet' und
ſchwand,
Ließ zum Zeichen, daß einſt er da geweſen und
wieder
Käme, der himmliſche Chor einige Gaaben zurük,
Derer menſchlich, wie ſonſt, wir uns zu freuen ver-
möchten,
Denn zur Freude, mit Geiſt, wurde das Größre zu
groß
Unter den Menſchen, und noch, noch fehlen die
Starken zu höchſten
Freuden, aber es lebt ſtille noch einiger Dank.
Brod iſt der Erde Frucht, doch iſts vom Lichte ge-
ſeegnet,
Und vom donnernden Gott kommet die Freude des
Weins.
Darum denken wir auch dabei der Himmliſchen, die
ſonſt
Da geweſen und die kehren in richtiger Zeit,
Darum ſingen ſie auch mit Ernſt, die Sänger, den
Weingott,
Und nicht eitel erdacht tönet dem Alten das Lob.

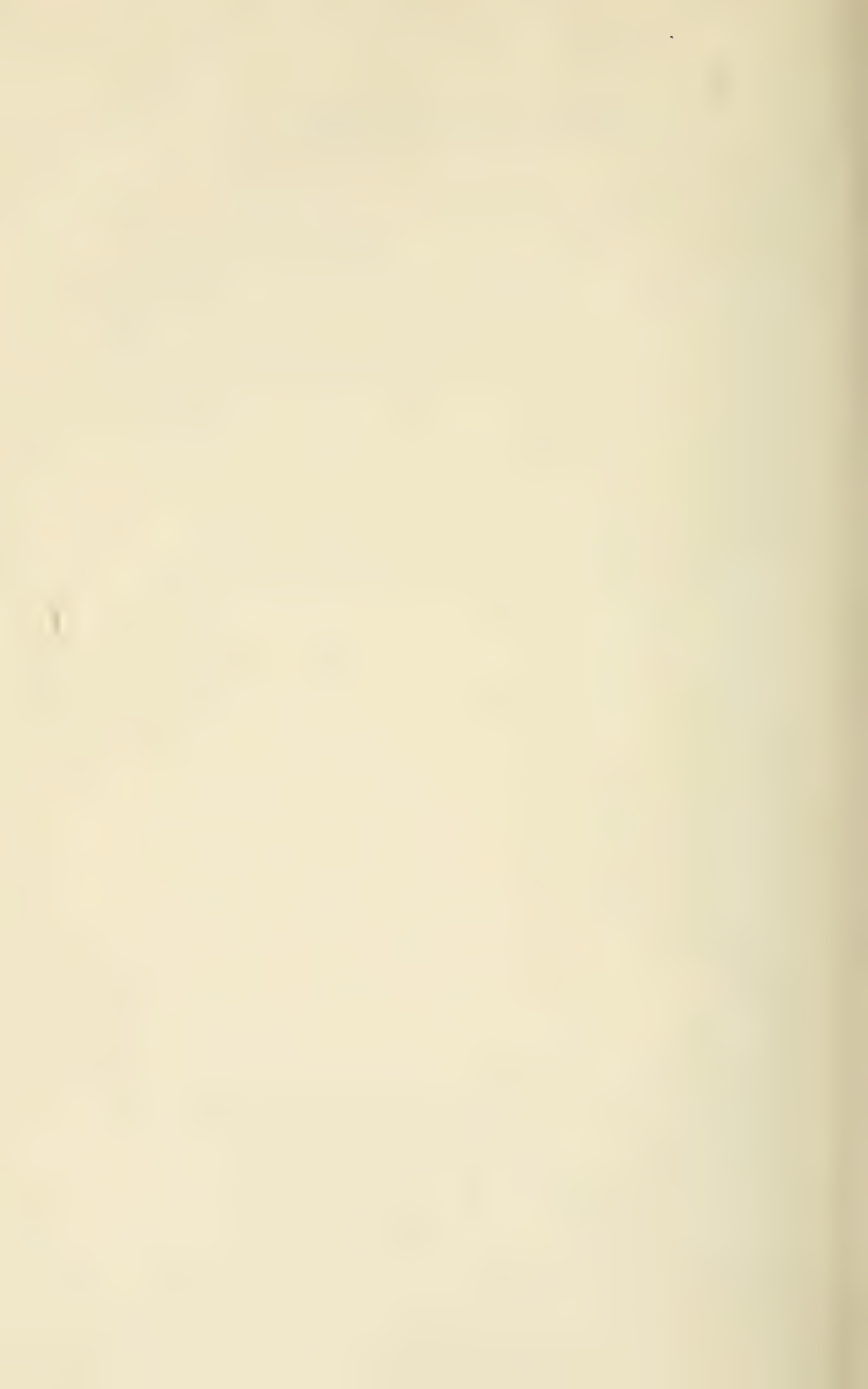
9

Ja! ſie ſagen mit Recht, er ſöhne den Tag mit der
Nacht aus,
Führe des Himmels Geſtirn ewig hinunter, hinauf,
Allzeit froh, wie das Laub der immergrünenden Fichte,
Das er liebt, und der Kranz, den er von Epheu ge-
wählt,

Weil er bleibet und ſelbſt die Spur der entflohenen Götter
Götterloſen hinab unter das Finſtere bringt.
Was der Alten Geſang von Kindern Gottes geweisſagt,
Siehe! wir ſind es, wir; Frucht von Heſperien iſts.
Wunderbar und genau iſts als an Menſchen erfüllet,
Glaube, wer es geprüft! aber ſo vieles geſchieht,
Keines wirket, denn wir ſind herzlos, Schatten, bis unſer
Vater Aether erkannt jeden und allen gehört.
Aber indeſſen kommt als Fakelſchwinger, des Höchſten
Sohn, der Syrier, unter die Schatten herab.
Seelige Weiſe ſehns; ein Lächeln aus der gefangnen
Seele leuchtet, dem Licht thauet ihr Auge noch auf.
Sanfter träumet und ſchläft in Armen der Erde der Titan,
Selbſt der neidiſche, ſelbſt Cerberus trinket und ſchläft.



Freie Rhythmen



SCHIKSAALSLIED

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, ſeelige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künſtlerin
Heilige Saiten.

Schikſaallos, wie der ſchlafende
Säugling, athmen die Himmliſchen;
Keuſch bewahrt
In beſcheidener Knoſpe,
Blühet ewig
Ihnen der Geiſt,
Und die ſeeligen Augen
Bliken in ſtiller
Ewiger Klarheit.

Doch uns iſt gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es ſchwinden, es fallen
Die leidenden Menſchen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Waſſer von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewiſſe hinab.

[DIE JUGEND]

Da ich ein Knabe war,
Rettet' ein Gott mich oft
Vom Geſchrei und der Ruthe der Menſchen,
Da ſpielt' ich ſicher und gut
Mit den Blumen des Hains,
Und die Lüftchen des Himmels
Spielten mit mir.

Und wie du das Herz
Der Pflanzen erfreuſt,
Wenn ſie entgegen dir
Die zarten Arme ſtreken,
So haſt du mein Herz erfreut,
Vater Helios! und, wie Endymion,
War ich dein Liebling,
Heilige Luna!

O all ihr treuen
Freundlichen Götter!
Daß ihr wüßtet,
Wie euch meine Seele geliebt!

Zwar damals ruft' ich noch nicht
Euch mit Nahmen, auch ihr
Nanntet mich nie, wie die Menſchen ſich nennen,
Als kennten ſie ſich.

Doch kannt' ich euch beſſer,
Als ich je die Menſchen gekannt,
Ich verſtand die Stille des Aethers,
Des Menſchen Worte verſtand ich nie.

Mich erzog der Wohllaut
Des ſäuſelnden Hains,
Und lieben lernt' ich
Unter den Blumen.

Im Arme der Götter wuchs ich groß

. . . .
. . . .

BUONAPARTE

Heilige Gefäße ſind die Dichter,
Worinn der Wein des Lebens, der Geiſt
Der Helden ſich aufbewahrt.
Aber der Geiſt dieſes Jünglings,
Der ſchnelle, müßt' er es nicht zerſprengen,
Wo es ihn faſſen wollte, das Gefäß?
Der Dichter laß ihn unberührt, wie den Geiſt
der Natur!
An ſolchem Stoffe wird zum Knaben der Meiſter.
Er kann im Gedichte nicht leben und bleiben,
Er lebt und bleibt in der Welt!

[DAS HIMMLISCHE FEUER]

Wie wenn am Feiertage, das Feld zu ſehn,
Der Landmann geht, des Morgens, wenn
Aus heißer Nacht die kühlenden Blize fielen
Die ganze Zeit und fern noch tönet der Donner,
In ſein Geſtade wieder tritt der Strom,
Und friſch der Boden grünt,
Und von [des] Himmels erfreuendem Reegen
Der Weinſtok trauft, und glänzend
In ſtiller Sonne ſtehn die Bäume des Haines:

So ſtehn ſie unter günſtiger Witterung,
Sie, die kein Meiſter allein, die wunderbar
Allgegenwärtig erzieht in leichtem Umfangen
Die mächtige, die göttlichſchöne Natur.
Drum wenn zu ſchlafen ſie ſcheint zu Zeiten des Jahrs
Am Himmel oder unter den Pflanzen oder den Völkern,
So trauert der Dichter Angeſicht auch,
Sie ſcheinen allein zu ſeyn, doch ahnen ſie immer.
Denn ahnend ruhet ſie ſelbſt auch.

Jezt aber tagts! Ich harrt' und ſah es kommen,
Und was ich ſah, das Heilige, ſei mein Wort.
Denn ſie, ſie ſelbſt, die älter denn die Zeiten
Und über die Götter des Abends und Orients iſt,
Die Natur iſt jezt mit Waffenklang erwacht,
Und hoch vom Aether bis zum Abgrund nieder
Nach veſtem Geſeze, wie einſt, aus heiligem Chaos gezeugt,
Fühlt neu die Begeiſterung ſich,
Die Allerſchaffende wieder.

Und wie im Aug' ein Feuer dem Manne glänzt,
Wenn Hohes er entwarf, ſo iſt
Von neuem Zeichen, den Thaten der Welt jezt
Ein Feuer angezündet in der Seele der Dichter.
Und was zuvor geſchah, doch kaum gefühlt,
Iſt offenbar erſt jezt,
Und die uns lächelnd den Aker gebaut
In Knechtsgeſtalt, ſie ſind bekannt dir,
Die Alllebendigen, die Kräfte der Götter.

Erfrägſt du ſie? im Liede wehet ihr Geiſt,
Wenn es der Sonn' des Tags und warmer Erd
Entwächſt, und Wettern, die in der Luft, und andern,
Die vorbereiteter in Tiefen der Zeit
Und deutungsvoller und vernehmlicher uns
Hinwandeln zwiſchen Himmel und Erd
und unter den Völkern.
Des gemeinſamen Geiſtes Gedanken ſind
Still endend in der Seele des Dichters.

Daß ſchnellbetroffen ſie, Unendlichem
Bekannt ſeit langer Zeit, von Erinnerung
Erbebt, und ihr, von heilgem Stral entzündet,
Die Frucht in Liebe geboren, der Götter und Men-
ſchen Werk,
Der Geſang, damit er beiden zeuge, glükt.
So fiel, wie Dichter ſagen, da ſie ſichtbar
Den Gott zu ſehen begehrte, ſein Bliz auf Semeles
Haus
Und die göttlichgetroffne gebahr,
Die Frucht des Gewitters, den heiligen Bacchus.

Und daher trinken himmlisches Feuer jezt
Die Erdensöhne ohne Gefahr.
Doch uns gebührt es, unter Gottes Gewittern,
Ihr Dichter! mit entblößtem Haupte zu stehen,
Des Vaters Stral, ihn selbst, mit eigner Hand
Zu fassen und dem Volk, ins Lied
Gehüllt, die himmlische Gaabe zu reichen.
Denn sind nur reinen Herzens,
Wie Kinder, wir, sind schuldlos unsere Hände,
Des Vaters Stral, der reine, versenget nicht,
Und tieferschüttert die Leiden des Stärkeren,
Die hochherstür[zen]den in unaufhaltsamen Stürmen,
Mitleidend, bleibt das ewige Herz doch fest.

Doch weh mir! wenn von . . . .
. . . .
. . . .
Und sag ich gleich,
Ich sei genaht, die Himmlischen zu schauen,
Sie selbst, sie werfen mich tief unter die Lebenden alle,
Den falschen Priester ins Dunkel, daß ich
Das warnende Lied den Gelehrigen singe.

DER MUTTER ERDE

Gefang der Brüder Ottmar, Hom und Tello

Ottmar

Statt offner Gemeine fing' ich Gefang.
So fpielt, von erfreulichen Händen
Wie zum Verfuche berühret, eine Saite
Von Anfang, aber freudig ernfter neigt
Bald über die Harfe
Der Meifter das Haupt und die Töne
Bereiten fich ihm, und werden geflügelt,
So viele fie find,
Und zufammen tönt es unter dem Schlage
Des Wekenden und voll wie aus Meeren fchwingt
Unendlich fich in die Lüfte die Wolke des Wohllauts.

Doch wird ein anderes noch,
Wie der Harfe Klang,
Der Gefang feyn, der Chor des Volks,
Und unausfprechlich wär und einfam
In feinem Dunkel umfonft, der doch
Der Zeichen genug, und Wetterflammen
Und Fluthen in feiner Macht
Wie Gedanken hat, der heilige Vater,
Und nirgend fänd er wahr fich unter den Lebenden
wieder,
Wenn zum Gefange ein Herz nicht hätt' die Gemeinde.

Doch wie der Fels erft ward,
Und gefchmiedet wurden in fchattiger Werkftatt
die ehernen Veften der Erde
Noch ehe Bäche raufchten von den Bergen

Und Hain' und Städte blüheten an der Strömung,
So hat er donnernd ſchon
Geſchaffen ein reines Geſez
Und reine Laute gegründet.

Hom

Indeſſen ſchon', o Mächtiger, deß,
Der einſam ſingt, und gieb mir Lieder genug,
Bis ausgeſprochen iſt, wie wir
Es meinen, unſerer Seele Geheimniß,
Denn öfters hört' ich
Der alten Prieſter Geſänge
. . . .
. . . . . und ſo
Zu denken bereite die Seele mir auch.

Doch wandeln im Waffenſaale
Mit gebundener Hand in müßigen Zeiten
Die Männer und ſchauen die Rüſtungen an,
Voll Ernſtes ſtehen ſie und einer erzählt,
Wie die Väter ſonſt den Bogen geſpannt
Fernhin des Zieles gewiß,
Und alle glauben es ihm,
Doch keiner darf es verſuchen.
Wie ein Gott ſinken die Arme
Der Menſchen,
Auch ziemt ein Feiergewand an jedem Tage ſich nicht.

Die Tempelſäulen ſtehn
Verlaſſen in Tagen der Noth,
Wohl tönet des Nordſturms Echo
tief in den Hallen,

Und der Reegen machet ſie rein,
Und Moos wächſt und es kehren die Schwalben,
In Tagen des Frühlings, nahmlos aber iſt
In ihnen der Gott, und die Schaale des Danks
Und Opfergefäß und alle Heiligtümer
Begraben dein Kind in verſchwiegener Erde.

Tello

Wer will auch danken, eh' er empfängt,
Und Antwort geben, eh' er gehört hat?
Ni . . . indeß ein Höherer ſpricht,
Zu fallen in die tönende Rede.
Viel hat er zu ſagen und anders Recht,
Und Einer iſt, der endet in Stunden nicht,
Und die Zeiten des Schaffenden ſind
Wie Gebirg,
Das hochaufwoogend von Meer zu Meer
Hinziehet über die Erde.

Es ſagen der Wanderer viele davon,
Und das Wild irrt in den Klüften
Und die Horde ſchweifet über die Höhen,
In heiligem Schatten aber,
Am grünen Abhang wohnet
Der Hirt und ſchauet die Gipfel.
So . . . .
. . . .

DIE WANDERUNG

Glükſeelig Suevien, meine Mutter,
Auch du, der glänzenderen, der Schweſter
Lombarda drüben gleich,
Von hundert Bächen durchfloſſen!
Und Bäume genug, weiß blühend und röthlich,
Und dunklern, wild, tiefgrünenden Laubs voll,
Und das Alpengebirg der Schweiz auch überſchattet,
Benachbartes, dich; denn nah dem Heerde des Haußes
Wohnſt du, und hörſt, wie drinnen
Aus ſilbernen Opferſchaalen
Der Quell rauſcht, ausgeſchüttet
Von reinen Händen, wenn berührt

Von warmen Stralen
Kryſtallenes Eis und, umgeſtürzt
Vom leichtanregenden Lichte,
Der ſchneeige Gipfel übergießt die Erde
Mit reineſtem Waſſer. Darum iſt
Dir angeboren die Treue. Schwer verläßt,
Was nahe dem Urſprung wohnet, den Ort.
Und deine Kinder, die Städte,
Am weithindämmernden See,
An Nekars Weiden, am Rheine,
Sie alle meinen, es wäre
Sonſt nirgend beſſer zu wohnen.

Ich aber will dem Kaukaſos zu!
Denn ſagen hört' ich
Noch heut in den Lüften:

Frei ſei'n, wie Schwalben, die Dichter.
Auch hat mir ohnediß
In jüngeren Tagen Eines vertraut,
Es ſeien vor alter Zeit
Die Eltern einſt, das deutſche Geſchlecht,
Still fortgezogen von Wellen der Donau
Dort mit der Sonne Kindern
Am Sommertage, da dieſe
Sich Schatten ſuchten, zuſammen
Am Schwarzen Meere gekommen;
Und nicht umſonſt ſei diß
Das gaſtfreundliche genennet.

Denn als ſie erſt ſich angeſehen,
Da nahten die Andern zuerſt; dann ſazten auch
Die Unſeren ſich neugierig unter den Ölbaum.
Doch als ſich ihre Gewande berührt,
Und keiner vernehmen konnte
Die eigene Rede des andern, wäre wohl
Entſtanden ein Zwiſt, wenn nicht aus Zweigen herunter
Gekommen wäre die Kühlung,
Die Lächeln über das Angeſicht
Der Streitenden öfters breitet; und eine Weile
Sahn ſtill ſie auf, dann reichten ſie ſich
Die Hände liebend einander. Und bald

Vertauſchten ſie Waffen und all
Die lieben Güter des Haußes,
Vertauſchten das Wort auch, und es wünſchten
Die freundlichen Väter umſonſt nichts

Beim Hochzeitjubel den Kindern.
Denn aus den heiligvermählten
Wuchs ſchöner, denn Alles,
Was vor und nach
Von Menſchen ſich nannt', ein Geſchlecht auf. Wo,
Wo aber wohnt ihr, liebe Verwandten,
Daß wir das Bündniß wiederbegehn,
Und der theuern Ahnen gedenken?

Dort an den Ufern, unter den Bäumen
Ionias, in Ebenen des Kaiſters,
Wo Kraniche, des Aethers froh,
Umſchloſſen ſind von fernhindämmernden Bergen,
Dort wart auch ihr, ihr Schönſten! oder pflegtet
Der Inſeln, die, mit Wein bekränzt,
Voll tönten von Geſang; noch andere wohnten
Am Tayget, am vielgeprieſnen Himettos,
Und dieſe blühten zulezt; doch von
Parnaſſos Quell bis zu des Tmolos
Goldglänzenden Bächen erklang
Ein ewig Lied; ſo rauſchten damals
Die heiligen Wälder und all
Die Saitenſpiele zuſamt,
Von himmliſcher Milde gerühret.

O Land des Homer!
Am purpurnen Kirſchbaum, oder wenn,
Von dir geſandt, im Weinberg mir
Die jungen Pfirſiche grünen,
Und die Schwalbe fernher kommt und vieles erzäh-
lend

An meinen Wänden ihr Haus baut, in
Den Tagen des Mais, auch unter den Sternen
Gedenk' ich, o Ionia, dein! Doch Menſchen
Iſt Gegenwärtiges lieb. Drum bin ich
Gekommen, euch, ihr Inſeln, zu ſehn, und euch,
Ihr Mündungen der Ströme, Hallen der Thetis,
Ihr Wälder, euch, und euch, ihr Wolken des Ida!

Doch nicht zu bleiben gedenk' ich.
Unfreundlich iſt und ſchwer zu gewinnen
Die Verſchloſſene, der ich entkommen, die Mutter.
Von ihren Söhnen einer, der Rhein,
Mit Gewalt wollt' er ans Herz ihr ſtürzen und ſchwand,
Der Zurükgeſtoßene, niemand weiß wohin, in die Ferne.
Doch ſo nicht wünſcht' ich gegangen zu ſeyn
Von ihr, und nur, euch einzuladen,
Bin ich zu euch, ihr Gratien Griechenlands,
Ihr Himmelstöchter, gegangen,
Daß, wenn die Reiſe zu weit nicht iſt,
Zu uns ihr kommet, ihr Holden!

Wenn milder athmen die Lüfte,
Und liebende Pfeile der Morgen
Uns Allzugedultigen ſchikt,
Und leichte Gewölke blühn
Uns über den ſchüchternen Augen,
Dann werden wir ſagen, wie kommt,
Ihr Charitinnen, zu Wilden?
Die Dienerinnen des Himmels
Sind aber wunderbar,

Wie alles Göttlichgeborne.
Zum Traume wirds ihm, will es Einer
Befchleichen, und ftraft den, der
Ihm gleichen will mit Gewalt.
Oft überrafcht es den,
Der eben kaum es gedacht hat.

DER RHEIN

An Isaak Sinclair

Im dunkeln Epheu saß ich, an der Pforte
Des Waldes, eben, da der goldene Mittag,
Den Quell besuchend, herunterkam
Von Treppen des Alpengebirgs,
Das mir die göttlichgebaute,
Die Burg der Himmlischen heißt
Nach alter Meinung, wo aber
Geheim noch manches entschieden
Zu Menschen gelanget; so
Vernahm ich ohne Vermuthen
Ein Schiksaal, denn noch kaum
War mir, im warmen Schatten
Sich manches beredend, die Seele
Italia zu geschweift
Und fernhin an die Küsten Moreas.

Jezt aber drinn im Gebirg,
Tief unter den silbernen Gipfeln
Und unter fröhlichem Grün,
Wo die Wälder schauernd zu ihm
Und der Felsen Häupter übereinander
Hinabschaun, taglang, dort
Im kältesten Abgrund hört'
Ich um Erlösung jammern
Den Jüngling, es hörten ihn, wie er tobt',
Und die Mutter Erd' anklagt'
Und den Donnerer, der ihn gezeuget,
Erbarmend die Eltern, doch

Die Sterblichen flohn von dem Ort,
Denn furchtbar war, da lichtlos er
In den Feſſeln ſich wälzte,
Das Raſen des Halbgotts.

Die Stimme wars des edelſten der Ströme,
Des freigeborenen Rheins,
Und anderes hoffte der, als droben von den Brüdern,
Dem Teſſin und dem Rhodanus,
Er ſchied und wandern wollt', und ungeduldig ihn
Nach Aſia trieb die königliche Seele.
Doch unverſtändig iſt
Das Wünſchen vor dem Schikſaal.
Die Blindeſten aber
Sind Götterſöhne. Denn es kennet der Menſch
Sein Haus, und dem Thier ward, wo
Es bauen ſolle, doch jenen iſt
Der Fehl, daß ſie nicht wiſſen, wohin,
In die unerfahrne Seele gegeben.

Ein Räthſel iſt Reinentſprungenes. Auch
Der Geſang kaum darf es enthüllen. Denn
Wie du anfiengſt, wirſt du bleiben,
So viel auch wirket die Noth
Und die Zucht; das meiſte nemlich
Vermag die Geburt,
Und der Lichtſtral, der
Dem Neugebornen begegnet.
Wo aber iſt einer,
Um frei zu bleiben
Sein Leben lang und des Herzens Wunſch

Allein zu erfüllen, ſo
Aus günſtigen Höhn, wie der Rhein,
Und ſo aus heiligem Schooſe
Glüklich geboren, wie jener?

Drum iſt ein Jauchzen ſein Wort.
Nicht liebt er, wie andere Kinder,
In Wikelbanden zu weinen.
Denn, wo die Ufer zuerſt
An die Seite ihm ſchleichen, die krummen,
Und, durſtig umwindend ihn,
Den Unbedachten, zu ziehn
Und wohl zu behüten begehren
Im eigenen Zahne, lachend
Zerreißt er die Schlangen und ſtürzt
Mit der Beut', und wenn in der Eil'
Ein Größerer ihn nicht zähmt,
Ihn wachſen läßt, wie der Bliz muß er
Die Erde ſpalten, und wie Bezauberte fliehn
Die Wälder ihm nach und zuſammenſinkend die Berge.

Ein Gott will aber ſparen den Söhnen
Das eilende Leben und lächelt,
Wenn unenthaltſam, aber gehemmt
Von heiligen Alpen, ihm
In der Tiefe, wie jener, zürnen die Ströme.
In ſolcher Eſſe wird dann
Auch alles Lautre geſchmiedet,
Und ſchön iſts, wie er drauf,
Nachdem er die Berge verlaſſen,
Stillwandelnd ſich im deutſchen Lande

Begnüget und das Sehnen ſtillt
Im guten Geſchäffte, wenn er das Land baut,
Der Vater Rhein, und liebe Kinder nährt
In Städten, die er gegründet.

Doch nimmer, nimmer vergißt ers.
Denn eher muß die Wohnung vergehn,
Und die Sazung, und zum Unbild werden
Der Tag der Menſchen, ehe vergeſſen
Ein ſolcher dürfte den Urſprung
Und die reine Stimme der Jugend.
Wer war es, der zuerſt
Die Liebesbande verderbt
Und Strike von ihnen gemacht hat?
Dann haben des eigenen Rechts
Und gewiß des himmliſchen Feuers
Geſpottet die Trozigen, dann erſt,
Die ſterblichen Pfade verachtend,
Verwegnes erwählt
Und den Göttern gleich zu werden getrachtet.

Es haben aber an eigner
Unſterblichkeit die Götter genug, und bedürfen
Die Himmliſchen eines Dings,
So ſind's Heroën und Menſchen,
Und Sterbliche ſonſt. Denn weil
Die Seeligſten nichts fühlen von ſelbſt,
Muß wohl, wenn ſolches zu ſagen
Erlaubt iſt, in der Götter Nahmen
Theilnehmend fühlen ein Andrer,
Den brauchen ſie; jedoch ihr Gericht

Iſt, daß ſein eigenes Haus
Zerbreche der und das Liebſte
Wie den Feind ſchelt' und ſich Vater und Kind
Begrabe unter den Trümmern,
Wenn einer, wie ſie, ſeyn will und nicht
Ungleiches dulden, der Schwärmer.

Drum wohl ihm, welcher fand
Ein wohlbeſchiedenes Schikſaal,
Wo noch der Wanderungen
Und ſüß der Leiden Erinnerung
Aufrauſcht am ſichern Geſtade,
Daß da und dorthin gern
Er ſehn mag bis an die Grenzen,
Die bei der Geburt ihm Gott
Zum Aufenthalte gezeichnet.
Dann ruht er, ſeeligbeſcheiden,
Denn alles, was er gewollt,
Das Himmliſche, von ſelber umfängt
Es unbezwungen, lächelnd
Jezt, da er ruhet, den Kühnen.

Halbgötter denk' ich jezt,
Und kennen muß ich die Theuern,
Weil oft ihr Leben ſo
Die ſehnende Bruſt mir beweget.
Wem aber, wie, Rouſſeau, dir,
Unüberwindlich die Seele,
Die ſtarkausdauernde, ward,
Und ſicherer Sinn
Und ſüße Gaabe zu hören,

Zu reden ſo, daß er aus heiliger Fülle,
Wie der Weingott, thörig, göttlich
Und geſezlos ſie, die Sprache der Reineſten, giebt,
Verſtändlich den Guten, aber mit Recht
Die Achtungsloſen mit Blindheit ſchlägt,
Die entweihenden Knechte, wie nenn ich den
Fremden?

Die Söhne der Erde ſind, wie die Mutter,
Allliebend, ſo empfangen ſie auch
Mühlos, die Glüklichen, Alles.
Drum überraſchet es auch
Und ſchrökt den ſterblichen Mann,
Wenn er den Himmel, den
Er mit den liebenden Armen
Sich auf die Schultern gehäufft,
Und die Laſt der Freude bedenket;
Dann ſcheint ihm oft das Beſte,
Faſt ganz vergeſſen da,
Wo der Stral nicht brennt,
Im Schatten des Walds,
Am Bielerſee, in friſcher Grüne zu ſeyn,
Und ſorglos arm an Tönen,
Anfängern gleich, bei Nachtigallen zu lernen.

Und herrlich iſts, aus heiligem Schlafe dann
Erſtehen und aus Waldes Kühle,
Erwachend, Abends nun
Dem milderen Licht entgegenzugehn,
Wenn, der die Berge gebaut
Und den Pfad der Ströme gezeichnet,

Nachdem er lächelnd auch
Der Menſchen geſchäfftiges Leben,
Das othemarme, wie Seegel,
Mit ſeinen Lüften gelenkt hat,
Auch ruht und zu der Schülerin jezt,
Verſöhnend, zu der Braut
Der Bildner ſich,
Zu unſerer Erde ſich neiget.

Dann feiern ein Brautfeſt Menſchen und Götter,
Es feiern die Lebenden all,
Und ausgeglichen
Iſt eine Weile das Schikſaal.
Und die Flüchtlinge ſuchen die Herberg
Und ſüßen Schlummer die Tapfern,
Die Liebenden aber
Sind, was ſie waren, ſie ſind
Zu Hauße, wo die Blume ſich freuet
Unſchädlicher Gluth und die finſteren Bäume
Der Geiſt umſäuſelt, aber die Unverſöhnten
Sind umgewandelt und eilen,
Die Hände ſich ehe zu reichen,
Bevor das freundliche Licht
Hinuntergeht und die Nacht kommt.

Doch einigen eilt
Diß ſchnell vorüber, andere
Behalten es länger.
Die ewigen Götter ſind
Voll Lebens allzeit; bis in den Tod
Kann aber ein Menſch auch

Im Gedächtniß doch das Beſte behalten,
Und dann erlebt er das Höchſte.
Nur hat ein jeder ſein Maas.
Denn ſchwer iſt zu tragen
Das Unglük, aber ſchwerer das Glük.
Ein Weiſer aber vermocht' es,
Vom Mittag bis in die Mitternacht,
Und bis der Morgen erglänzte,
Beim Gaſtmahl helle zu bleiben.

Dir mag auf heißem Pfade unter Tannen oder
Im Dunkel des Eichwalds, gehüllt
In Stahl, mein Sinclair! Gott erſcheinen oder
In Wolken, du kennſt ihn, da du kenneſt
Des Guten Kraft, und nimmer iſt dir
Verborgen das Lächeln des Herrſchers
Bei Tage, wenn
Es fieberhaft und angekettet das
Lebendige ſcheinet, oder auch
Bei Nacht, wenn alles gemiſcht
Iſt ordnungslos und wiederkehrt
Uralte Verwirrung.

. . . .

. . . .

Denn, wie wenn hoch von der herrlichgeſtimmten,
der Orgel
Im heiligen Saal,
Reinquillend aus den unerſchöpflichen Röhren,
Das Vorſpiel, wekend, des Morgens beginnt
Und weitumher, von Halle zu Halle,
Der erfriſchende nun, der melodiſche Strom rinnt,
Bis in den kalten Schatten das Haus,
Von Begeiſterungen erfüllt,
Nun aber erwacht iſt, nun, aufſteigend ihr,
Der Sonne des Feſts, antwortet
Der Chor der Gemeinde; ſo kam
Das Wort aus Oſten zu uns,
Und am Parnaſſos-Felſen und am Kithäron hör' ich,
O Aſia, das Echo von dir und es bricht ſich
Am Kapitol und jählings herab von den Alpen

Kommt eine Fremdlingin ſie
Zu uns, die Erwekerin,
Die menſchenbildende Stimme.
Da faßt' ein Staunen die Seele
Der Getroffenen all und Nacht
War über den Augen der Beſten.
Denn vieles vermag
Und die Fluth und den Fels und Feuersgewalt auch
Bezwinget mit Kunſt der Menſch
Und achtet, der Hochgeſinnte, das Schwerdt

Nicht, aber es ſteht
Vor Göttlichem der Starke niedergeſchlagen,

Und gleichet dem Wild faſt, das,
Von ſüßer Jugend getrieben,
Schweift raſtlos über die Berg'
Und fühlet die eigene Kraft
In der Mittagshizze. Wenn aber
Herabgeführt, in ſpielenden Lüften,
Das heilige Licht, und mit dem kühleren Stral
Der freudige Geiſt kommt zu
Der ſeeligen Erde, dann erliegt es, ungewohnt
Des Schönſten, und ſchlummert wachenden Schlaf,
Noch ehe Geſtirn naht. So auch wir. Denn manchen
erloſch
Das Augenlicht ſchon vor den göttlichgeſendeten
Gaben,

Den freundlichen, die aus Ionien uns,
Auch aus Arabia kamen, und froh ward
Der theuern Lehr' und auch der holden Geſänge
Die Seele jener Entſchlafenen nie,
Doch einige wachten. Und ſie wandelten oft
Zufrieden unter euch, ihr Bürger ſchöner Städte,
Beim Kampfſpiel, wo ſonſt unſichtbar der Heros
Geheim bei Dichtern ſaß, die Ringer ſchaut' und
lächelnd
Pries, der geprieſene, die müßigernſten Kinder.
Ein unaufhörlich Lieben wars und iſts.
Und wohl geſchieden, aber darum denken
Wir aneinander doch, ihr Fröhlichen am Iſthmos,

Und am Cephyß und am Taygetos,
Auch eurer denken wir, ihr Thale des Kaukafos,
So alt ihr feid, ihr Paradiefe dort,
Und deiner Patriarchen und deiner Propheten,

O Afia, deiner Starken, o Mutter!
Die furchtlos vor den Zeichen der Welt,
Und den Himmel auf Schultern und alles Schikfaal,
Taglang auf Bergen gewurzelt,
Zuerft es verftanden,
Allein zu reden
Zu Gott. Die ruhn nun. Aber wenn ihr,
Und diß ift zu fagen,
Ihr Alten all, nicht fagtet, woher?
Wir nennen dich, heiliggenöthiget, nennen,
Natur! dich wir, und neu, wie dem Bad, entfteigt
Dir alles Göttlichgeborne.

Zwar gehn wir faft, wie die Waifen;
Wohl ifts, wie fonft; nur jene Pflege nicht wieder;
Doch Jünglinge, der Kindheit gedenk,
Im Hauße find auch diefe nicht fremde.
Sie leben dreifach, eben wie auch
Die erften Söhne des Himmels.
Und nicht umfonft ward uns
In die Seele die Treue gegeben.
Nicht uns, auch Eures bewahrt fie,
Und bei den Heiligtümern, den Waffen des Worts,
Die fcheidend ihr den Ungefchikteren uns,
Ihr Schikfaalsföhne, zurükgelaffen,

Ihr guten Geiſter, da ſeid ihr auch,
Oftmals, wenn einen dann die heilige Wolk umſchwebt,
Da ſtaunen wir und wiſſens nicht zu deuten.
Ihr aber würzt mit Nectar uns den Othem
Und dann frohloken wir oft oder es befällt uns
Ein Sinnen, wenn ihr aber einen zu ſehr liebt,
Er ruht nicht, bis er euer einer geworden.
Darum, ihr Gütigen! umgebet mich leicht,
Damit ich bleiben möge, denn noch iſt manches zu ſingen,
Jezt aber endiget, ſeeligweinend,
Wie eine Sage der Liebe,
Mir der Geſang, und ſo auch iſt er
Mir, mit Erröthen, Erblaſſen,
Von Anfang her gegangen. Doch Alles geht ſo.

GERMANIEN

Nicht ſie, die Seeligen, die erſchienen ſind,
Die Götterbilder in dem alten Lande,
Sie darf ich ja nicht rufen mehr; wenn aber,
Ihr heimatlichen Waſſer! jezt mit euch
Des Herzens Liebe klagt, was will es anders,
Das Heiligtrauernde? Denn voll Erwartung liegt
Das Land und, als in heißen Tagen
Herabgeſenkt, umſchattet heut,
Ihr Sehnenden! uns ahnungsvoll ein Himmel.
Voll iſt er von Verheißungen und ſcheint
Mir drohend auch, doch will ich bei ihm bleiben,
Und rükwärts ſoll die Seele mir nicht fliehn
Zu euch, Vergangene! die zu lieb mir ſind.
Denn euer ſchönes Angeſicht zu ſehn,
Als wär's, wie ſonſt, – ich fürcht' es, tödtlich iſt's
Und kaum erlaubt, Geſtorbene zu weken.

Entflohene Götter! auch ihr, ihr gegenwärtigen, damals
Wahrhaftiger, ihr hattet eure Zeiten!
Nichts läugnen will ich hier und nichts erbitten.
Denn wenn es aus iſt, und der Tag erloſchen,
Wohl trift's den Prieſter erſt, doch liebend folgt
Der Tempel und das Bild ihm auch und ſeine Sitte
Zum dunkeln Land und keines mag noch ſcheinen.
Nur als von Grabesflammen, ziehet dann
Ein goldner Rauch, die Sage drob hinüber,
Und dämmert jezt uns Zweifelnden um das Haupt,
Und keiner weiß, wie ihm geſchieht. Er fühlt

Die Schatten derer, ſo geweſen ſind,
Die Alten, ſo die Erde neubeſuchen.
Denn die da kommen ſollen, drängen uns,
Und länger ſäumt von Göttermenſchen
Die heilige Schaar nicht mehr im blauem Himmel.

Schon grünet ja, im Vorſpiel rauherer Zeit
Für ſie erzogen, das Feld, bereitet iſt die Gaabe
Zum Opfermahl und Thal und Ströme ſind
Weit offen um prophetiſche Berge,
Daß ſchauen mag bis in den Orient
Der Mann und ihn von dort der Wandlungen viele
bewegen.
Vom Aether aber fällt
Das treue Bild und Götterſprüche reegnen
Unzählbar von ihm, und es tönt im innerſten
Haine.
Und der Adler, der vom Indus kömmt
Und über des Parnaſſos
Beſchneite Gipfel fliegt, hoch über den Opferhügeln
Italias, und frohe Beute ſucht
Dem Vater, nicht wie ſonſt, geübter im Fluge,
Der Alte, jauchzend überſchwingt er
Zulezt die Alpen und ſieht die vielgearteten Länder.

Die Prieſterin, die ſtillſte Tochter Gottes,
Sie, die zu gern in tiefer Einfalt ſchweigt,
Sie ſuchet er, die offnen Auges ſchaute,
Als wüßte ſie es nicht, jüngſt da ein Sturm
Todtdrohend über ihrem Haupt ertönte;
Es ahnete das Kind ein Beſſeres.

Und endlich ward ein Staunen weit im Himmel,
Weil Eines groß an Glauben, wie ſie ſelbſt,
Die ſeegnende, die Macht der Höhe ſei;
Drum ſandten ſie den Boten, der, ſie ſchnell erkennend,
Denkt lächelnd ſo: „Dich, unzerbrechliche, muß
Ein ander Wort erprüfen,“ und ruft es laut,
Der Jugendliche, nach Germania ſchauend:
„Du biſt es, auserwählt
Allliebend, und ein ſchweres Glük
Biſt du zu tragen ſtark geworden,

„Seit damals, da im Walde verſtekt und blühendem Mohn
Voll ſüßen Schlummers, trunkene, meiner du
Nicht achteteſt, lang, ehe noch auch Geringere fühlten
Der Jungfrau Stolz, und ſtaunten, weß du wärſt und woher,
Doch du es ſelbſt nicht wußteſt. Ich miskannte dich nicht,
Und heimlich, da du träumteſt, ließ ich
Am Mittag ſcheidend dir ein Freundeszeichen,
Die Blume des Mundes zurük und du redeteſt einſam.
Doch Fülle der goldenen Worte ſandteſt du auch,
Glükſeelige! mit den Strömen und ſie quillen unerſchöpflich
In die Gegenden all. Denn faſt wie der heiligen,
Die Mutter iſt von allem,
Die Verborgene ſonſt genannt von Menſchen,
So iſt von Lieben und Leiden

Und voll von Ahnungen dir
Und voll von Frieden der Bufen.

„O trinke Morgenlüfte,
Biß daß du offen bift,
Und nenne, was vor Augen dir ift.
Nicht länger darf Geheimniß mehr
Das Ungefprochene bleiben,
Nachdem es lange verhüllt ift;
Denn Sterblichen geziemet die Schaam,
Und fo zu reden die meifte Zeit,
Ift weife auch von Göttern.
Wo aber überflüffiger, denn lautere Quellen,
Das Gold und ernft geworden ift der Zorn an dem
Himmel,
Muß zwifchen Tag und Nacht
Einsmals ein Wahres erfcheinen.
Dreifach umfchreibe du es,
Doch ungefprochen auch, wie es da ift,
Unfchuldige, muß es bleiben.

„O nenne, Tochter du der heilgen Erd'!
Einmal die Mutter. Es raufchen die Waffer am
Fels
Und Wetter im Wald und bei den Nahmen der-
felben
Tönt auf aus alter Zeit Vergangengöttliches wieder.
Wie anders ift's! – und rechthin glänzt und fpielt
Zukünftiges auch erfreulich aus den Fernen.
Doch in der Mitte der Zeit
Lebt ruhig mit geweihter

Jungfräulicher Erde der Aether,
Und gerne, zur Erinnerung, ſind
Die unbedürftigen, ſie
Gaſtfreundlich bei den unbedürftigen,
Bei deinen Feiertagen,
Germania, wo du Prieſterin biſt
Und wehrlos Rath giebſt rings
Den Königen und den Völkern.“

[AM ABEND DER ZEIT]

Verſöhnender, der du nimmergeglaubt
Nun da biſt, Freundesgeſtalt mir
Annimmſt, Unſterblicher, aber wohl
Erkenn ich . . . das Hohe,
Das mir die Knie beugt,
Und faſt wie ein Blinder muß ich
Dich, himmliſcher Bote, fragen, wozu du mir,
Woher du ſeieſt, ſeeliger Friede!
Diß Eine weiß ich, ſterbliches biſt du nichts,
Denn manches mag ein Weiſer oder [der]
Treuanblickenden Freunde einer erhellen, wenn aber
Ein Gott erſcheint, auf Himmel und Erd und Meer
Kömmt allerneuende Klarheit.

Einſt freueten wir uns auch,
Zur Morgenſtunde, wo ſtille die Werkſtatt war
Am Feiertag; und die Blumen in der Stille,
Wohl blühten ſchöner auch ſie und helle quillten
lebendige Brunnen.
Fern rauſchte der Gemeinde ſchauerlicher Geſang,
Wo, heiligem Wein gleich, die geheimeren Sprüche
Gealtert, aber gewaltiger einſt, aus Gottes
Gewittern im Sommer gewachſen,
Die Sorgen doch mir ſtillten
Und die Zweifel; aber nimmer wußt ich, wie mir ge-
ſchah,
Denn kaum geboren, warum breitetet
Ihr mir ſchon über die Augen eine Nacht,
Daß ich die Erde nicht ſah, und mühſam
Euch athmen mußt', ihr himmliſchen Lüfte.

Zuvorbeſtimmt wars. Und es lächelt Gott,
Wenn unaufhaltſam, aber von ſeinen Bergen gehemmt,
Ihm zürnend in den ehernen Ufern brauſen die Ströme,
Tief, wo kein Tag die begrabenen nennt.
Und o, daß immer, allerhaltender, du auch mich
So halteſt und leichtentfliegende Seele mir ſpareſt,
Drum hab ich heute das Feſt, und abendlich in der Stille
Blüht rings der Geiſt; und wär auch ſilbergrau mir die Loke,
Doch würd ich rathen, daß wir ſorgten, ihr Freunde,
Für Gaſtmahl und Geſang und Kränze genug und Töne
Bei ſolcher Zeit, unſterblichen Jünglingen gleich.

Darum, o Göttlicher! ſei gegenwärtig,
Und ſchöner, wie ſonſt, o ſei,
Verſöhnender! nun verſöhnt, daß wir des Abends
Mit den Freunden dich nennen, und ſingen
Von den Hohen, und neben dir noch andere ſeien.

. . . .

. . . .

Und manchen möcht' ich laden, aber o du,
Der freundlichernſt, den Menſchen zugethan,
Dort unter ſyriſcher Palme,
Wo nahe lag die Stadt, am Brunnen gerne weilt',
Das Kornfeld rauſchte rings, ſtill athmete die Kühlung
Vom Dunkel des geweiheten Gebirgs.
Und die lieben Freunde, das treue Gewölk,

Umſchatteten dich auch, damit der reine, kühne,
Durch Wildniß mild der Stral von oben kam, o Jüng-
ling!
Ach! aber dunkler umſchattete, mitten im Wort, dich
Furchtbarentſcheidend ein tödtlich Verhängniß. So
iſt ſchnell
Vergänglich alles Himmliſche; aber umſonſt nicht.

Denn ſchonend rührt, des Maaſes allzeit kundig,
Nur einen Augenblik die Wohnungen der Menſchen
Ein Gott an, unverſehn, und keiner weiß es, wer?
Und drüber hin darf alles Freche gehn,
Und kommen muß zum heilgen Ort das Wilde,
Von Enden fern, und blindbetaſtend übt den Wahn
Am Göttlichen und trift daran ein Schikſaal. Aber
Dank folgt niemals auf dem Fuße ſolchem Geſchenke.
Zu ſchwer iſt jenes zu faſſen,
Denn wäre, der es giebt, nicht ſparſam,
Längſt wäre vom Seegen des Heerds
Uns Gipfel und Boden entzündet.

Des Göttlichen aber empfiengen wir
Doch viel. Es ward die Flamm uns
In die Hände gegeben, und Boden und Meersfluth.
Denn nur auf menſchliche Weiſe; nimmermehr
Sind jene mit uns, die fremde Kräfte, vertraut,
Und es lehret das Geſtirn dich, das
Vor Augen dir iſt: nimmer kannſt du ihm gleichen,
Dem Alllebendigen, aber von dem
Viel Freuden ſind und Geſänge.

. . . .
. . . .

. . . .
. . . .
Und wenn, fortzehrend von Geſchlecht zu Geſchlecht,
Die Menſchen wären des Seegens zu voll,
Daß jeder ſich genügt und übermüthig vergäße des
Himmels,
Dann, ſprach er, ſoll ein neues beginnen,
Und ſuchen, was du verſchwiegeſt.
Der Zeiten Vollendung hat es gebracht.
Wohl wußteſt du es, aber nicht zu leben, zu ſterben
warſt du geſandt,
Und immer größer, denn ſein Feld, wie der Götter
Gott
Er ſelbſt, muß einer der anderen auch ſeyn.

Wenn aber die Stunde ſchlägt,
Wie der Meiſter, tritt er aus der Werkſtatt,
Und ander Gewand nicht, denn
Ein feſtliches, ziehet er an,
Zum Zeichen, daß noch anderes auch
Im Werk ihm übrig geweſen.
Geringer und größer erſcheint er.
Und ſo auch du . . . . .
Und gönneſt uns, den Söhnen der liebenden Erde,
Daß wir, ſo viel herangewachſen
Der Feſte ſind, ſie alle feiern und nicht
Die Götter zählen. Einer iſt immer für alle.
Sei gleich dem Sonnenlichte! göttlicher ſeien
Am Abend deine Tage gegrüßet,
Und mögen bleiben, von uns.

DER EINZIGE

Was ift es, das
An die alten feeligen Küften
Mich feffelt, daß ich mehr noch
Sie liebe, als mein Vaterland?
Denn wie in himmlifche
Gefangenfchaft verkaufft
Dort bin ich, wo Apollo gieng
In Königsgeftalt,
Und zu unfchuldigen Jünglingen fich
Herablies Zeus und Söhne in heiliger Art
Und Töchter zeugte,
Der Hohe unter den Menfchen.

Der hohen Gedanken
Sind nemlich viel
Entfprungen des Vaters Haupt
Und große Seelen
Von ihm zu Menfchen gekommen.
Gehöret hab' ich
Von Elis und Olympia, bin
Geftanden oben auf dem Parnaß,
Und über Bergen des Ifthmus,
Und drüben auch
Bei Smyrna und hinab
Bei Ephefos bin ich gegangen;

Viel hab' ich fchönes gefehn.
Und gefungen Gottes Bild
Hab' ich, das lebet unter

Den Menſchen. Aber dennoch,
Ihr alten Götter und all
Ihr tapfern Söhne der Götter,
Noch Einen ſuch' ich, den
Ich liebe, unter euch,
Wo ihr den lezten eures Geſchlechts,
Des Haußes Kleinod, mir,
Dem fremden Gaſte, verberget.

Mein Meiſter und Herr!
O du, mein Lehrer!
Was biſt [du] ferne
Geblieben? und da
Ich fragte unter den Alten,
Die Helden und
Die Götter, warum bliebeſt
Du aus? Und jezt iſt voll
Von Trauern meine Seele,
Als eifertet ihr Himmliſchen ſelbſt,
Daß, dien' ich einem, mir
Das andere fehlet.

Ich weiß es aber, eigene Schuld
Iſts. Denn zu ſehr,
O Chriſtus, häng' ich an dir,
Wiewohl Herakles Bruder.
Und kühn bekenn' ich, du
Biſt Bruder auch des Eviers, der
An den Wagen ſpannte
Die Tyger und, hinab
Bis an den Indus

Gebietend freudigen Dienſt,
Den Weinberg ſtiftet' und
Den Grimm bezähmte der Völker.

Es hindert aber eine Schaam
Mich, dir zu vergleichen
Die weltlichen Männer. Und freilich weiß
Ich, der dich zeugte, dein Vater, iſt
Derſelbe, der . . . .
. . . .

Denn nimmer herrſcht er allein.
. . . .
. . . .

Es hänget aber an Einem
Die Liebe. Dieſesmal
Iſt mir vom eigenen Herzen
Zu ſehr gegangen der Geſang,
Gut will ich aber machen
Den Fehl mit nächſtem,
Wenn ich noch andere ſinge.
Nie treff' ich, wie ich wünſche,
Das Maas. Ein Gott weiß aber,
Wenn kommet, was ich wünſche, das Beſte.
Denn wie der Meiſter
Gewandelt auf Erden,

Ein gefangener Aar,
Und viele, die
Ihn ſahen, fürchteten ſich,

Dieweil ſein Äußerſtes that
Der Vater und ſein Beſtes unter
Den Menſchen wirkete wirklich,
Und ſehr betrübt war auch
Der Sohn ſo lange, bis er auf
Gen Himmel fuhr in den Lüften:
Dem gleich iſt gefangen die Seele der Helden.
Die Dichter müſſen, auch
Die geiſtigen, weltlich ſeyn.

PATMOS

Dem Landgrafen von Homburg

Nah ift
Und fchwer zu faffen der Gott.
Wo aber Gefahr ift, wächft
Das Rettende auch.
Im Finftern wohnen
Die Adler, und furchtlos gehn
Die Söhne der Alpen über den Abgrund weg
Auf leichtgebaueten Brüken.
Drum, da gehäuft find rings
Die Gipfel der Zeit, und die Liebften
Nah wohnen, ermattend auf
Getrennteften Bergen,
So gieb unfchuldig Waffer,
O Fittige gieb uns, treueften Sinns
Hinüberzugehn und wiederzukehren.

So fprach ich, da entführte
Mich fchneller, denn ich vermuthet,
Und weit, wohin ich nimmer
Zu kommen gedacht, ein Genius mich
Vom eigenen Hauß'. Es dämmerten
Im Zwielicht, da ich gieng,
Der fchattige Wald
Und die fehnfüchtigen Bäche
Der Heimath; nimmer kannt' ich die Länder;
Doch bald, in frifchem Glanze,
Geheimnißvoll

Im goldenen Rauche, blühte,
Schnell aufgewachſen
Mit Schritten der Sonne,
Mit tauſend Gipfeln duftend,

Mir Aſia auf, und geblendet ſucht'
Ich eines, das ich kennete, denn ungewohnt
War ich der breiten Gaſſen, wo herab
Vom Tmolus fährt
Der goldgeſchmükte Pactol
Und Taurus ſtehet und Meſſogis,
Und voll von Blumen der Garten,
Ein ſtilles Feuer; aber im Lichte
Blüht hoch der ſilberne Schnee;
Und Zeug' unſterblichen Lebens,
An unzugangbaren Wänden
Uralt der Epheu wächſt und getragen ſind
Von lebenden Säulen, Cedern und Lorbeern,
Die Feierlichen,
Die göttlichgebauten Palläſte.

Es rauſchen aber um Aſias Thore
Hinziehend da und dort
In ungewiſſer Meeresebene
Der ſchattenloſen Straßen genug,
Doch kennt die Inſeln der Schiffer.
Und da ich hörte,
Der nahegelegenen eine
Sei Patmos,
Verlangte mich ſehr,
Dort einzukehren und dort

Der dunkeln Grotte zu nahn.
Denn nicht, wie Cypros,
Die quellenreiche, oder
Der anderen eine,
Wohnt herrlich Patmos.

Gaſtfreundlich aber iſt
Im ärmeren Hauße
Sie dennoch,
Und wenn vom Schiffbruch, oder klagend
Um die Heimath oder
Den abgeſchiedenen Freund,
Ihr nahet einer
Der Fremden, hört ſie es gern; und ihre Kinder,
Die Stimmen des heißen Hains,
Und wo der Sand fällt und ſich ſpaltet
Des Feldes Fläche, die Laute,
Sie hören ihn, und liebend tönt
Es wieder von den Klagen des Manns. So pflegte
Sie einſt des gottgeliebten,
Des Sehers, der in ſeeliger Jugend war

Gegangen mit
Dem Sohne des Höchſten, unzertrennlich; denn
Es liebte der Gewittertragende die Einfalt
Des Jüngers und es ſahe der achtſame Mann
Das Angeſicht des Gottes genau,
Da, beim Geheimniſſe des Weinſtoks, ſie
Zuſammenſaßen, zu der Stunde des Gaſtmals,
Und in der großen Seele ruhig ahnend den Tod
Ausſprach der Herr, und die lezte Liebe, denn nie genug

Hatt' er, von Güte zu ſagen,
Der Worte, damals, und zu erheitern, da
Ers ſahe, das Zürnen der Welt.
Denn alles iſt gut. Drauf ſtarb er. Vieles wäre
Zu ſagen davon. Und es ſahn ihn, wie er ſiegend blikte,
Den Freudigſten, die Freunde noch zulezt.

Doch trauerten ſie, da nun
Es Abend worden, erſtaunt,
Denn Großentſchiedenes hatten in der Seele
Die Männer, aber ſie liebten unter der Sonne
Das Leben, und laſſen wollten ſie nicht
Vom Angeſichte des Herrn
Und der Heimath. Eingetrieben war,
Wie Feuer im Eiſen, das, und ihnen gieng
Zur Seite der Schatte des Lieben.
Drum ſandt' er ihnen
Den Geiſt, und freilich bebte
Das Haus und die Wetter Gottes rollten
Ferndonnernd über
Die ahnenden Häupter, da, ſchwerſinnend,
Verſammelt waren die Todeshelden,

Izt, da er ſcheidend
Noch einmal ihnen erſchien.
Denn izt erloſch der Sonne Tag,
Der Königliche, und zerbrach
Den geradeſtralenden,
Den Zepter, göttlichleidend, von ſelbſt,
Denn wiederkommen ſollt' es
Zu rechter Zeit. Nicht wär' es gut

Gewefen, fpäter, und fchroffabbrechend, untreu,
Der Menfchen Werk, und Freude war es
Von nun an,
Zu wohnen in liebender Nacht und bewahren
In einfältigen Augen unverwandt
Abgründe der Weisheit. Und es grünen
Tief an den Bergen auch lebendige Bilder.

Doch furchtbar ift, wie da und dort
Unendlich hin zerftreut das Lebende Gott.
Denn fchon das Angeficht
Der theuern Freunde zu laffen
Und fernhin über die Berge zu gehn
Allein, wo zweifach
Erkannt, einftimmig
War himmlifcher Geift; und nicht geweisfagt war es,
fondern
Die Loken ergriff es, gegenwärtig,
Wenn ihnen plözlich
Ferneilend zurük blikte
Der Gott und fchwörend,
Damit er halte, wie an Seilen golden,
Gebunden hinfort,
Das Böfe nennend, fie die Hände fich reichten. –

Wenn aber ftirbt alsdenn,
An dem am meiften
Die Schönheit hieng, daß an der Geftalt
Ein Wunder war und die Himmlifchen gedeutet
Auf ihn, und wenn, ein Räthfel ewig füreinander,
Sie fich nicht faffen können

Einander, die zuſammenlebten
Im Gedächtniß, und nicht den Sand nur oder
Die Weiden es hinwegnimmt und die Tempel
Ergreifft, wenn die Ehre
Des Halbgotts und der Seinen
Verweht und ſelber ſein Angeſicht
Der Höchſte wendet
Darob, daß nirgend ein
Unſterbliches mehr am Himmel zu ſehn iſt oder
Auf grüner Erde, was iſt diß?

Es iſt der Wurf des Säemanns, wenn er faßt
Mit der Schaufel den Waizen,
Und wirft dem Klaren zu, ihn ſchwingend über die
Tenne.
Ihm fällt die Schaale vor den Füßen, aber
Ans Ende kommet das Korn.
Und nicht ein Übel iſts, wenn einiges
Verloren gehet und von der Rede
Verhallet der lebendige Laut,
Denn göttliches Werk auch gleichet dem unſern.
Nicht alles will der Höchſte zumal.
Zwar Eiſen träget der Schacht
Und glühende Harze der Aetna,
So hätt' ich Reichtum,
Ein Bild zu bilden und ähnlich
Zu ſchaun, wie er geweſen, den Chriſt.

Wenn aber einer ſpornte ſich ſelbſt,
Und traurig redend, unterweges, da ich wehrlos wäre,
Mich überfiele, daß ich ſtaunt' und von dem Gotte

Das Bild nachahmen möcht' ein Knecht –
Im Zorne ſichtbar ſah ich einmal
Des Himmels Herrn, nicht, daß ich ſeyn ſollt' etwas,
ſondern
Zu lernen. Gütig ſind ſie, ihr Verhaßteſtes aber iſt,
So lange ſie herrſchen, das Falſche, und es gilt
Dann Menſchliches unter Menſchen nicht mehr.
Denn ſie nicht walten, es waltet aber
Unſterblicher Schikſaal und es wandelt ihr Werk
Von ſelbſt und eilend geht es zu Ende.
Wenn nemlich höher gehet himmliſcher
Triumphgang, wird genennet, der Sonne gleich,
Von Starken der frohlokende Sohn des Höchſten,

Ein Looſungszeichen, und hier iſt der Stab
Des Geſanges, niederwinkend,
Denn nichts iſt gemein. Die Todten weket
Er auf, die noch gefangen nicht
Vom Rohen ſind. Es warten aber
Der ſcheuen Augen viele,
Zu ſchauen das Licht. Nicht gerne wollen
Am ſcharfen Strale ſie blühn,
Wiewohl den Muth der goldene Zaum hält.
Wenn aber, als
Von ſchwellenden Augenbraunen
Der Welt vergeſſen,
Stillleuchtende Kraft aus heiliger Schrift fällt, mögen,
Der Gnade ſich freuend, ſie
Am ſtillen Blike ſich üben.

Und wenn die Himmliſchen jezt
So, wie ich glaube, mich lieben,

Wie viel mehr dich,
Denn Eines weiß ich,
Daß nemlich der Wille
Des ewigen Vaters viel
Dir gilt. Still ist sein Zeichen
Am donnernden Himmel. Und Einer stehet darunter
Sein Leben lang. Denn noch lebt Christus.
Es sind aber die Helden, seine Söhne,
Gekommen all und heilige Schriften
Von ihm, und den Bliz erklären
Die Thaten der Erde bis izt,
Ein Wettlauf unaufhaltsam. Er ist aber dabei. Denn
seine Werke sind
Ihm alle bewußt von jeher.

Zu lang, zu lang schon ist
Die Ehre der Himmlischen unsichtbar.
Denn fast die Finger müssen sie
Uns führen und schmählich
Entreißt das Herz uns eine Gewalt.
Denn Opfer will der Himmlischen jedes.
Wenn aber eines versäumt ward,
Nie hat es Gutes gebracht.
Wir haben gedienet der Mutter Erd'
Und haben jüngst dem Sonnenlichte gedient,
Unwissend, der Vater aber liebt,
Der über allen waltet,
Am meisten, daß gepfleget werde
Der veste Buchstab, und bestehendes gut
Gedeutet. Dem folgt deutscher Gesang.

DER ISTER

Jezt komme, Feuer!
Begierig ſind wir
Zu ſchauen den Tag,
Und wenn die Prüfung
Iſt durch die Knie gegangen,
Mag einer ſpüren das Waldgeſchrei.
Wir ſingen aber vom Indus her
Fernangekommen und
Vom Alphëus, lange haben
Das Schikliche wir geſucht,
Nicht ohne Schwingen mag
Zum Nächſten einer greifen
Geradezu
Und kommen auf die andere Seite.
Hier aber wollen wir bauen.
Denn Ströme machen urbar
Das Land. Wenn nemlich Kräuter wachſen
Und an denſelben gehn
Im Sommer zu trinken die Thiere,
So gehn auch Menſchen daran.

Man nennet aber dieſen den Iſter.
Schön wohnt er. Es brennet der Säulen Laub,
Und reget ſich. Wild ſtehn
Sie aufgerichtet, untereinander; darob
Ein zweites Maas, ſpringt vor
Von Felſen das Dach. So wundert
Mich nicht, daß er
Den Herkules zu Gaſte geladen,

Fernglänzend, am Olympos drunten,
Da der, ſich Schatten zu ſuchen,
Vom heißen Iſthmos kam,
Denn voll des Muthes waren
Daſelbſt ſie, es bedarf aber, der Geiſter wegen,
Der Kühlung auch. Darum zog jener lieber
An die Waſſerquellen hieher und gelben Ufer,
Hoch duftend oben, und ſchwarz
Vom Fichtenwald, wo in den Tiefen
Ein Jäger gern luſtwandelt
Mittags, und Wachstum hörbar iſt
An harzigen Bäumen des Iſters,

Der ſcheinet aber faſt
Rükwärts zu gehen und
Ich mein, er müſſe kommen
Von Oſten.
Vieles wäre
Zu ſagen davon. Und warum hängt er
An den Bergen gerad? Der andre,
Der Rhein, iſt ſeitwärts
Hinweggegangen. Umſonſt nicht gehn
Im Troknen die Ströme. Aber wie? Sie ſollen nemlich
Zur Sprache ſeyn. Ein Zeichen braucht es,
Nichts anderes, ſchlecht und recht, damit es Sonn'
Und Mond trag' im Gemüth', untrennbar,
Und fortgeh, Tag und Nacht auch, und
Die Himmliſchen warm ſich fühlen aneinander.
Darum ſind jene auch
Die Freude des Höchſten. Denn wie käm er ſonſt
Herunter? Und wie Hertha grün,

Sind ſie die Kinder des Himmels. Aber allzugedultig
Scheint der mir, nicht
Freier, und faſt zu ſpotten. Nemlich wenn

Angehen ſoll der Tag
In der Jugend, wo er zu wachſen
Anfängt, es treibet ein anderer da
Hoch ſchon die Pracht, und Füllen gleich
In den Zaum knirſcht er, und weithin hören
Das Treiben die Lüfte,
Iſt der betrübt;
Es brauchet aber Stiche der Fels
Und Furchen die Erd',
Unwirthbar wär es, ohne Weile.
Was aber jener thuet, der Strom,
Weis niemand.

ANDENKEN

Der Nordoſt wehet,
Der liebſte unter den Winden
Mir, weil er feurigen Geiſt
Und gute Fahrt verheißet den Schiffern.
Geh aber nun und grüße
Die ſchöne Garonne,
Und die Gärten von Bourdeaux
Dort, wo am ſcharfen Ufer
Hingehet der Steg und in den Strom
Tief fällt der Bach, darüber aber
Hinſchauet ein edel Paar
Von Eichen und Silberpappeln;

Noch denket das mir wol, und wie
Die breiten Gipfel neiget
Der Ulmwald, über die Mühl',
Im Hofe aber wächſet ein Feigenbaum.
An Feiertagen gehn
Die braunen Frauen daſelbſt
Auf ſeidnen Boden,
Zur Märzenzeit,
Wenn gleich iſt Nacht und Tag,
Und über langſamen Stegen,
Von goldenen Träumen ſchwer,
Einwiegende Lüfte ziehen.

Es reiche aber,
Des dunkeln Lichtes voll,
Mir einer den duftenden Becher,

Damit ich ruhen möge; denn ſüß
Wär' unter Schatten der Schlummer.
Nicht iſt es gut,
Seellos von ſterblichen
Gedanken zu ſeyn, doch gut
Iſt ein Geſpräch und zu ſagen
Des Herzens Meinung, zu hören viel
Von Tagen der Lieb',
Und Thaten, welche geſchehen.

Wo aber ſind die Freunde? Bellarmin
Mit dem Gefährten? Mancher
Trägt Scheue, an die Quelle zu gehn;
Es beginnet nemlich der Reichtum
Im Meere. Sie,
Wie Mahler, bringen zuſammen
Das Schöne der Erd' und verſchmähn
Den geflügelten Krieg nicht, und
Zu wohnen einſam, jahrlang, unter
Dem entlaubten Maſt, wo nicht die Nacht
durchglänzen
Die Feiertage der Stadt,
Und Saitenſpiel und eingeborener Tanz nicht.

Nun aber ſind zu Indiern
Die Männer gegangen,
Dort an der luftigen Spize
An Traubenbergen, wo herab
Die Dordogne kommt,
Und zuſammen mit der prächt'gen
Garonne meerbreit

Ausgehet der Strom. Es nehmet aber und giebt
Gedächtniß die See,
Und die Lieb' auch heftet fleißige Augen.
Was bleibet aber, ſtiften die Dichter.

HÄLFTE DES LEBENS

Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Roſen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küſſen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Waſſer.

Weh mir, wo nehm' ich, wenn
Es Winter iſt, die Blumen, und wo
Den Sonnenſchein,
Und Schatten der Erde?
Die Mauern ſtehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

LEBENSALTER

Ihr Städte des Euphrats!
Ihr Gaſſen von Palmyra!
Ihr Säulenwälder in der Ebne der Wüſte,
Was ſeid ihr?
Euch hat die Kronen,
Dieweil ihr über die Gränze
Der Othmenden ſeid gegangen,
Von Himmliſchen der Rauchdampf und
Hinweg das Feuer genommen;
Jezt aber ſiz' ich unter Wolken (deren
Ein jedes eine Ruh' hat eigen), unter
Wohleingerichteten Eichen, auf
Der Haide des Reh's, und fremd
Erſcheinen und geſtorben mir
Der Seeligen Geiſter.

DER WINKEL VON HAHRDT

Hinunter ſinket der Wald,
Und Knoſpen ähnlich, hängen
Einwärts die Blätter, denen
Blüht unten auf ein Grund,
Nicht gar unmündig,
Da nemlich iſt Ulrich
Gegangen; oft ſinnt, über den Fußtritt,
Ein groß Schikſaal
Bereit, an übrigem Orte.

[ERNTEZEIT]

Reif ſind, in Feuer getaucht, gekochet
Die Frücht und auf der Erde geprüfet, und ein Geſez iſt,
Daß alles hineingeht, Schlangen gleich,
Prophetiſch, träumend auf
Den Hügeln des Himmels. Und vieles,
Wie auf den Schultern eine
Laſt von Scheitern, iſt
Zu behalten. Aber böſ' ſind
Die Pfade. Nemlich unrecht,
Wie Roſſe, gehn die gefangenen
Element' und alten
Geſeze der Erd. Und immer
Ins Ungebundene gehet eine Sehnſucht. Vieles aber iſt
Zu behalten. Und Noth die Treue.
Vorwärts aber und rükwärts wollen wir
Nicht ſehn. Uns wiegen laſſen, wie
Auf ſchwankem Kahne der See.

Anhang

Jugendgedichte



[DANKGEDICHT AN DIE LEHRER]

. . . .
. . . .

Uns würdigte einſt eurer Weißheit Wille,
Der Kirche Dienſt auch uns zu weih'n,
Wer, Brüder, ſäumt, daß er die Schuld des Danks
erfülle,
Da wir uns ſolcher Gnade freun?

Froh eilt der Wanderer, durch dunkle Wälder,
Durch Wüſten, die von Hize glühn,
Erblikt er nur von fern des Lands beglükte Felder,
Wo Ruh' und Friede blühn.

So können wir die frohe Bahn durcheilen,
Weil ſchon das hohe Ziel uns lacht,
Und der Beſtimmung Sporn, ein Feind von trägen
Weilen,
Uns froh und emſig macht.

Ja, dieſes Glük, das, große Mäcenaten,
Ihr ſchenkt, ſoll nie ein träger Sinn
Bey uns verdunkeln, nein! verehren Fleis und Thaten
Und Tugend immerhin.

Euch aber kröne Ruhm und hohe Ehre,
Die dem Verdienſte ſtets gebührt,
Und jeder künfftge Tag erhöhe und vermehre
Den Glanz, der euch ſchon ziert.

Und was iſt wohl für euch die ſchönſte Krone?
Der Kirche und des Staates Wohl,
Stets eurer Sorgen Ziel. Wohlan, der Himmel lohne
Euch ſtets mit ihrem Wohl.

M. B.

Herr! was biſt du, was Menſchenkinder?
Jehovah du, wir ſchwache Sünder,
Und Engel ſinds, die, Herr, dir dienen,
Wo ewger Lohn, wo Seeligkeiten krönen.

Wir aber ſind es, die gefallen,
Die ſträflich deiner Güte Straalen
In Grim verwandelt, Heil verſcherzet,
Durch das der Hölle Todt nicht ſchmerzet.

Und doch, o Herr! erlaubſt du Sündern,
Dein Heil zu ſehn, wie Väter Kindern,
Ertheilſt du deine Himmelsgaben,
Die uns, nach Gnade dürſtend, laben.

Rufft dein Kind Abba, rufft es Vater,
So biſt du Helffer, du Berather.
Wann Todt und Hölle tobend krachen,
So eilſt als Vater du zu wachen.

DIE NACHT

Seyd gegrüßt, ihr zufluchtsvolle Schatten,
Ihr Fluren, die ihr einſam um mich ruht;
Du ſtiller Mond, du hörſt, nicht wie Verläumder
lauren,
Mein Herz, entzükt von deinem Perlenglanz.

Aus der Welt, wo tolle Thoren ſpotten,
Um leere Schattenbilder ſich bemühn,
Flieht der zu euch, der nicht das ſchimmernde Ge-
tümmel
Der eitlen Welt, nein! nur die Tugend liebt.

Nur bei dir empfindt auch hier [die] Seele,
Wie göttlich ſie dereinſt wird ſeyn,
Die Freude, deren falſchem Schein ſo viel Altäre,
So viele Opfer hier gewiedmet ſind.

Weit hinauf, weit über euch, ihr Sterne,
Geht ſie entzükt mit heilgem Seraphsflug;
Sieht über euch herab mit göttlich heilgem Blike,
Auf ihre Erd, da wo ſie ſchlummernd ruht. – .

Goldner Schlaf, nur deſſen Herz zufrieden
Wohlthätger Tugend wahre Freude kennt,
Nur der fühlt dich. – . Hier ſtellſt du dürftig ſchwache
Arme,
Die ſeine Hülfe ſuchen, vor ihn hin.

Schnell fühlt er des armen Bruders Leiden;
Der arme weint, er weinet auch mit ihm;
Schon Troſt genug! Doch ſpricht er: gab Gott ſeine
Gaben
Nur mir? nein, auch für andre lebe ich. – .

Nicht von Stolz, noch Eitelkeit getrieben,
Kleidt er den nakten dann, und ſättigt den,
Dem blaſſe Hungersnoth ſein ſchwach Gerippe zählet;
Und himmliſch wird ſein fühlend Herz entzükt.

So ruht er, allein des Laſters Sclaven
Quält des Gewiſſens bange Donnerſtimm,
Und Todesangſt wälzt ſie auf ihren weichen Lagern,
Wo Wolluſt ſelber ſich die Ruthe hält.

AN M. B.

O lächle fröhlich unſchuldsvolle Freuden,
Ja, muntrer Knabe, freue dich,
Und unbekümmert, gleich dem Lamm auf Frühlings-
Haiden,
Entwikeln deine Keime ſich.

Nicht Sorgen und kein Heer von Leidenſchafften
Strömt über deine Seele hin;
Du ſahſt noch nicht, wie tolle Thoren neidiſch gafften,
Wann ſie die Tugend ſehen blühn.

Dich ſucht noch nicht des kühnen Läſtrers Zunge:
Erſt lobt ſie, doch ihr Schlangengifft
Verwandelt bald das Lob, das ſie ſo glänzend ſunge,
In Tadel, welcher tödtlich trifft.

Du glaubſt mir nicht, daß dieſe ſchöne Erde
So viele unzufriedne trägt,
Daß nicht der Welt, der dich der Schöpfer gab, Be-
ſchwerde,
Nur eigner Kummer Seufzen regt.

So folge ihr, du edle gute Seele,
Wohin dich nur die Tugend treibt,
Sprich: Welt! kein leerer Schatten iſts, das ich mir
wähle,
Nur Weißheit, die mir ewig bleibt.

DAS MENSCHLICHE LEBEN

Menſchen, Menſchen! was iſt euer Leben,
Eure Welt, die tränenvolle Welt,
Dieſer Schauplaz, kann er Freuden geben,
Wo ſich Trauern nicht dazu geſellt?
O! die Schatten, welche euch umſchweben,
Die ſind euer Freudenleben.

Tränen, fließt! o fließet, Mitleidstränen!
Taumel, Reue, Tugend, Spott der Welt,
Wiederkehr zu ihr, ein neues Sehnen,
Banges Seufzen, das die Leiden zählt,
Sind der armen Sterblichen Begleiter,
O, nur allzu wenig heiter!

Banger Schauer faßt die trübe Seele,
Wenn ſie jene Thorenfreuden ſieht,
Welt, Verführung, manches Guten Hölle,
Flieht von mir, auf ewig immer flieht!
Ja gewiß, ſchon manche gute Seele hat, betrogen,
Euer tödtend Gifft geſogen.

Wann der Sünde dann ihr Urtheil tönet,
Des Gewiſſens Schrekensreu ſie lehrt,
Wie die Laſterbahn ihr Ende krönet,
Schmerz, der ihr Gebein verſehrt!
Dann ſieht das verirrte Herz zurüke;
Reue ſchluchzen ſeine Blike.

Und die Tugend bietet ihre Freuden
Gerne Mitleid lächelnd an,

Doch die Welt – bald ſtreut ſie ihre Leiden
Auch auf die zufrieden heitre Bahn:
Weil ſie dem, der Tugendfreuden kennet,
Sein zufrieden Herz nicht gönnet.

Tauſend mißgunſtvolle Läſterungen
Sucht ſie dann, daß ihr die Tugend gleicht;
Beißend ſpotten dann des Neides Zungen,
Bis die arme Unſchuld ihnen weicht;
Kaum verfloſſen etlich Freudentage,
Sieh, ſo ſinkt der Tugend Waage.

Etlich' Kämpfe – Tugend und Gewiſſen –
Nur noch ſchwach bewegen ſie das Herz,
Wieder umgefallen! – und es fließen
Neue Tränen, neuer Schmerz!
O du Sünde, Dolch der edlen Seelen,
Muß denn jede dich erwählen?

Schwachheit, nur noch etlich' Augenblike,
So entfliehſt du, und dann göttlich ſchön
Wird der Geiſt verklärt, ein beſſ'res Glüke
Wird dann glänzender mein Auge ſehn;
Bald umgiebt dich, unvollkommne Hülle,
Dunkle Nacht, des Grabes Stille.

DIE MEINIGE

Herr der Welten! der du deinen Menſchen
Leuchten läß'ſt ſo liebevoll dein Angeſicht,
Lächle, Herr der Welten! auch des Betters Erden-
wünſchen,
O du weiſt es! ſündig ſind ſie nicht.
Ich will betten für die lieben Meinen,
Wie dein großer Sohn für ſeine Jünger bat –
O auch Er, er konte Menſchentränen weinen,
Wann er bettend für die Menſchen vor dich trat –

Ja! in ſeinem Nahmen will ich betten,
Und du zürnſt des Betters Erdewünſchen nicht,
Ja! mit freiem, ofnem Herzen will ich vor dich
tretten,
Sprechen will ich, wie dein Luther ſpricht. –
Bin ich gleich vor dir ein Wurm, ein Sünder –
Floß ja auch für mich das Blut von Golgatha –
O! ich glaube! Guter! Vater deiner Kinder!
Glaubend, glaubend trett' ich deinem Trone nah.

Meine Mutter! – o mit Freudentränen
Dank ich, großer Geber, lieber Vater! dir,
Mir, o mir, dem glüklichſten von tauſend andern
Söhnen,
Ach, die beſte Mutter gabſt du mir.
Gott! ich falle nieder mit Entzüken,
Welches ewig keine Menſchenlippe ſpricht,
Tränend kan ich aus dem Staube zu dir bliken –
Nimm es an das Opfer! mehr vermag ich nicht! –

Ach, als einſt in unſre ſtille Hütte,
Furchtbarer! herab dein Todesengel kam,
Und den jammernden, den flehenden aus ihrer Mitte,
Ewigteurer Vater! dich uns nahm;
Als am ſchröklichſtillen Sterbebette
Meine Mutter ſinnlos in dem Staube lag –
Wehe! noch erblik' ich ſie, die Jammerſtätte,
Ewig ſchwebt vor mir der ſchwarze Sterbetag –

Ach! da warf ich mich zur Mutter nieder,
Heiſcherſchluchzend blikte ich an ihr hinauf;
Plözlich bebt' ein heilger Schauer durch des Knaben
Glieder,
Kindlich ſprach ich – Laſten legt er auf,
Aber o! er hilft ja auch, der gute –
Hilft ja auch der gute, liebevolle Gott – –
Amen! amen! noch erkenn ichs! deine Ruthe
Schläget väterlich! du hilfſt in aller Noth!

O ſo hilf, ſo hilf in trüben Tagen,
Guter, wie du bisher noch geholfen haſt,
Vater! liebevoller Vater! hilf, o hilf ihr tragen,
Meiner Mutter – jede Lebenslaſt.
Daß allein ſie ſorgt die Elternſorgen!
Einſam jede Schritte ihres Sohnes wägt!
Für die Kinder jeden Abend, jeden Morgen --
Ach! und oft ein Tränenopfer vor dich legt!

Daß ſie in ſo manchen trüben Stunden
Uber Witwenquäler in der Stille weint!
Und dann wieder aufgeriſſen bluten alle Wunden,
Jede Trau'rerinnrung ſich vereint!

Daß ſie aus den ſchwarzen Leichenzügen
Oft ſo ſchmerzlich hin nach ſeinem Grabe ſieht!
Da zu ſein wünſcht, wo die Tränen all' verſiegen,
Wo uns jede Sorge, jede Klage flieht.

O ſo hilf, ſo hilf in trüben Tagen,
Guter! wie du bisher noch geholfen haſt!
Vater! liebevoller Vater! hilf, o hilf ihr tragen,
Sieh! ſie weinet! – jede Lebenslaſt.
Lohn' ihr einſt am großen Weltenmorgen,
All' die Sanftmuth, all' die treue Sorglichkeit,
All' die Kümmerniſſe, all' die Mutterſorgen,
All' die Tränenopfer ihrer Einſamkeit.

Lohn' ihr noch in dieſem Erdenleben
Alles, alles, was die Teure für uns that.
O! ich weiß es froh, du kanſt, du wirſt es geben,
Wirſt dereinſt erfüllen, was ich bat.
Laß ſie einſt mit himmliſch hellem Blike,
Wann um ſie die Tochter – Söhne – Enkel ſtehn –
Himmelauf die Hände faltend, groß zurüke
Auf der Jahre ſchöne Stralenreihe ſehn.

Wann ſie dann entflammt im Dankgebette
Mit uns in den Silberloken vor dir kniet,
Und ein Engelschor herunter auf die heilge Stätte
Mit Entzüken in dem Auge ſieht;
Gott! wie ſoll dich dann mein Lied erheben!
Halleluja! Halleluja! jauchz' ich dann;
Stürm aus meiner Harfe jubelnd Leben;
Heil dem groſen Geber! ruf ich himmelan.

Auch für meine Schwester laß mich flehen,
Gott! du weist es, wie sie meine Seele liebt,
Gott! du weist es, kennest ja die Herzen, hast gesehen,
Wie bei ihren Leiden sich mein Blik getrübt. –
Unter Rosen, wie in Dornengängen,
Leite jeden ihrer Tritte himmelan.
Laß die Leiden sie zur frommen Ruhe bringen,
Laß sie weise gehn auf heitrer Lebensbahn.

Laß sie früh das beste Theil erwählen,
Schreib ihrs tief in ihren unbefangnen Sinn,
Tief, wie schön – die Himmelsblume blüht in jungen
Seelen,
Christuslieb' und Gottesfurcht wie schön!
Zeig ihr deiner Weisheit reinre Wonne,
Wie sie hehrer deiner Wetter Schauernacht,
Heller deinen Himmel, schöner deine Sonne,
Näher deinem Trone die Gestirne macht.

Wie sie in das Herz des Kämpfers Frieden,
Tränen in des bangen Dulders Auge giebt –
Wie dann keine Stürme mehr das stille Herz
ermüden,
Keine Klage mehr die Seele trübt.
Wie sie frei einhergeht im Getümmel,
Ihr vor keinem Spötter, keinem Hasser graut,
Wie ihr Auge, helleschimmernd, wie dein Himmel,
Schrökend dem Verführer in das Auge schaut.

Aber Gott! daß unter Frühlingskränzen
Oft das feine Laster seinen Stachel birgt –

Daß ſo oft die Schlange unter heitern Jugendtänzen
Wirbelt, und ſo ſchnell die Unſchuld würgt –!
Schweſter! Schweſter! reine gute Seele!
Gottes Engel walte immer über dir!
Häng' dich nicht an dieſe Schlangenhöhle,
Unſers Bleibens iſt – Gott ſeis gedankt! nicht hier.

Und mein Carl – – o! Himmelsaugenblike! –
O du Stunde ſtiller, frommer Seeligkeit! –
Wohl iſt mir! ich denke mich in jene Zeit zurüke –
Gott! es war doch meine ſchönſte Zeit.
(O daß wiederkehrten dieſe Tage!
O daß noch ſo unbewölkt des Jünglings Herz,
Noch ſo harmlos wäre, noch ſo frei von Klage,
Noch ſo ungetrübt von ungeſtümem Schmerz!)

Guter Carl! – in jenen ſchönen Tagen
Saß ich einſt mit dir am Nekkarſtrand.
Fröhlich ſahen wir die Welle an das Ufer ſchlagen,
Leiteten uns Bächlein durch den Sand.
Endlich ſah ich auf. Im Abendſchimmer
Stand der Strom. Ein heiliges Gefühl
Bebte mir durchs Herz; und plözlich ſcherzt' ich nimmer,
Plözlich ſtand ich ernſter auf vom Knabenſpiel.

Bebend liſpelt' ich: wir wollen betten!
Schüchtern knieten wir in dem Gebüſche hin.
Einfalt, Unſchuld wars, was unſre Knabenherzen redten –
Lieber Gott! die Stunde war ſo ſchön.

Wie der leiſe Laut dich Abba! nannte!
Wie die Knaben ſich umarmten! himmelwärts
Ihre Hände ſtrekten! wie es brandte –
Im Gelübde, oft zu betten – beeder Herz!

Nun, mein Vater! höre, was ich bitte:
Ruf ihm oft ins Herz, vor deinen Tron zu gehn;
Wann der Sturm einſt droht, die Wooge rauſcht um ſeine Tritte,
O ſo mahne ihn, zu dir zu flehn.
Wann im Kampf ihm einſt die Arme ſinken,
Bang nach Rettung ſeine Blike um ſich ſehn,
Die Vernunft verirrte Wünſche lenken;
O ſo mahne ihn dein Geiſt, zu dir zu flehn.

Wenn er einſt mit unverdorbner Seele
Unter Menſchen irret, wo Verderber ſpähn,
Und ihm ſüßlich ſcheint der Peſthauch dieſer Schlangenhöhle,
O! ſo mahne ihn, zu dir zu flehn.
Gott! wir gehn auf ſchwerem, ſteilem Pfade,
Tauſend fallen, wo noch zehen aufrecht ſtehn –
Gott! ſo leite ihn mit deiner Gnade,
Mahn ihn oft durch deinen Geiſt, zu dir zu flehn.

O! und ſie im frommen Silberhaare,
Der ſo heiß der Kinder Freudenträne rinnt,
Die ſo groß zurükblikt auf ſo viele ſchöne Jahre,
Die ſo gut, ſo liebevoll mich Enkel nennt,
Die, o lieber Vater! deine Gnade
Führte durch ſo manches rauhe Diſtelnfeld,

Durch ſo manche dunkle Dornenpfade –
Die jezt froh die Palme hoft, die ſie erhält –

Laß, o laß ſie lange noch genießen
Ihrer Jahre lohnende Erinnerung,
Laß uns alle jeden Augenblik ihr ſüßen,
Streben, ſo wie ſie, nach Heiligung.
Ohne dieſe wird dich niemand ſehen,
Ohne dieſe trift uns kein Gericht;
Heilge mich! ſonſt muß ich draußen ſtehen,
Wann die Meinen ſchaun dein heilig' Angeſicht.

Ja! uns alle laß einander finden,
Wo mit Freuden erndten, die mit Tränen ſäen,
Wo wir mit Eloah unſer Jubellied verbinden,
Ewig, ewig ſeelig vor dir ſtehn.
O! ſo ende bald, du Bahn der Leiden!
Rinne eilig, rinne eilig, Pilgerzeit!
Himmel! ſchon empfind' ich ſie, die Freuden –
Deine – Wiederſehen froher Ewigkeit!

DER NÄCHTLICHE WANDERER

Ha! der Kauz! wie er heult,
Wie ſein Furchtgeſchrei krächzt,
Erwürgen – ha! Du hungerſt nach erwürgtem Aas,
Du naher Würger komme, komme.

Sieh! er lauſcht, ſchnaubend Todt –
Ringsum ſchnarchet der Hauf,
Des Mordes Hauf, er hörts, er hörts, im Traume
hört' ers –
Ich irre, Würger, ſchlafe, ſchlafe.

DAS ERINNERN

Viel, viel ſind meiner Tage
Durch Sünd entweiht geſunken hinab,
O, großer Richter, frage
Nicht wie, laſſe ihr Grab
Erbarmende Vergeſſenheit,
Laß, Vater der Barmherzigkeit,
Das Blut des Sohns es deken.

Ach wenig ſind der Tage
Mit Frömmigkeit gekrönt entflohn,
Sie ſinds, mein Engel, trage
Sie vor des Ewigen Thron,
Laß ſchimmern die geringe Zahl,
Daß einſten mich des Richters Wahl
Zu ſeinen Frommen zähle.

AN DIE NACHTIGALL

Dir flüſterts leiſe, Nachtigall! dir allein,
  Dir, ſüße Träumewekerin! ſagt es nur
    Die Saite. – Stellas wehmuthsvoller
      Seufzer – er raubte mein Herz – dein Kehlchen –

Es klagte – o! es klagte! – wie Stella iſts.
  Starr ſah ich hin beim Seufzer, wie, als dein Lied
    Am liebevollſten ſchlug, am ſchönſten
      Aus der melodiſchen Kehle ſtrömte.

Dann ſah ich auf, ſah bebend, ob Stellas Blik
  Mir lächle – ach! ich ſuche dich, Nachtigall!
    Und du verbirgſt dich. – Wem, o Stella!
      Seufzeſt du? Sangeſt du mir, du Süße?

Doch nein! doch nein! ich will es ja nicht, dein Lied,
  Von ferne will ich lauſchen – o, ſinge dan̄!
    Die Seele ſchläft – und plözlich ſchlägt die
      Bruſt mir empor zum erhabnen Lorbeer.

O Stella! ſag' es, ſag' es! – ich bebe nicht! –
  Es tödtete die Wonne, geliebt zu ſein,
    Den Schwärmer. – Aber trauernd will ich
      Deinen beglükten Geliebten ſeegnen.

BEI DER ANKUNFT DER HERZOGINN FRANZISCA IN MAULBRONN

Lang wars der heiße inniggefühlte Wunſch
Des Jünglings, lange —! oft der Gedank der Stund,
Die feurig hinriß zur Vollkommenheit —
Wie ihm im Buſen glühe die Ehrfurcht,

Dirs hinzuſagen! Aber der deutſcheren
Gemüthseröfnung winkte mit zärtlichem —
Mit ihrem Mutterblik die Sittſamkeit,
Stille zu ſtehn — dem ſtrömenden Danke.

Du kommſt — jezt winke gutgemeint immerhin
Die Sittſamkeit! Die Lippe bebt nimmer mir!
Franziſca iſts, Franziſca! Ha, es bebt
Nimmer die Lippe furchtſames Stammeln!

Weh' über dich, du Menſchenfeind, grauſamer
Bedrüker du des Schwächeren neben dir!
Dem's zu alltäglich iſt, vom Jammerblik,
Von dem entblößten Hungergerippe

Erweicht zu werden — Schaue die liebende
Erhalterin, wie ringsum ſie Lächeln ſtreut!
Schon ſank der Pilger dort der Grube zu;
Wie er ſo ruhig jezt auf die Leiden

Zurükblikt! Dann du retteteſt ihn, dann du,
Franziſca, goſſeſt Balſam ihm in die Wund! — —
Zu weit hab' ich den Mund ſchon aufgethan,
Siehe! die Lippe bebt, ich verſtumme. — —.

Es ſags der Greis nur, welchem der Lorbeerlohn
Am glänzendſten die Stirne umfließt! Es ſei
Franziſca ihm der lezte Erdgedank,
Und er entſinke ruhig dem Stabe.

Und Carln die thät'ge Hände zu weihen, ſei
Des Mannes erſter feurigſter Trieb! und dann –
Iſts auch dem Jüngling dann gegönnt, für Carln
Leb' er hienieden, leiſe zu denken?

AN STELLA

Du gute Stella! wähneſt du mich beglükt,
Wann ich im Thale ſtill und verlaſſen, und
Von dir vergeſſen wandle, wann in
Flüchtigen Freuden dein Leben hinhüpft?

Schon oft, wenn meine Brüder, die Glüklichen,
So harmlos ſchliefen, blikt ich hinauf, und fragt
Im Geiſte, ob ich glüklich ſeie –
Bin ich ein glüklicher Jüngling, Stella?

Es ſtreut der Schöpfer ſeeliges Lächeln oft
In meine Tage, giebt mir der heiligen
Empfindungen, der Freuden recht zu
Handeln ſo viele, der gute Schöpfer:

Doch giebt es Wünſche, denen der Spötter höhnt –
O Stella! du nicht! höhne dem Armen nicht! –
Giebt unerfülte Wünſche – – Tugend,
Hehre Gefährtin! du kennſt die Wünſche.

Ach laß mich weinen! – nein! ich will heiter ſein!
Iſt ja ein Ort, wo nimmer gewünſcht [wird], wo
Der Sterbliche ſein Schikſaal preiſet, –
Dort iſt es, wo ich dich wiederſehe.

Und ſtürb' ich erſt mit grauem gebeugtem Haupt
Nach langem Sehnen, endlich erlöſt zu ſein,
Und ſähe dich als Pilger nimmer,
Stella! ſo ſeh' ich dich jenſeits wieder.

AN MEINEN B.

Freund! wo über das Thal ſchauerlich Wald und Fels
Herhängt, wo das Gefild leiſe die Erms durchſchleicht,
Und das Reh des Gebürges
Stolz an ihrem Geſtade geht –

Wo im Knabengelok heiter und unſchuldsvoll
Wen'ge Stunden mir einſt lächelnd vorüberflohn –
Dort ſind Hütten des Seegens,
Freund! – du kenneſt die Hütten auch;

Dort am ſchattichten Hain wandelt Amalia.
Seegne, ſeegne mein Lied, kränze die Harfe mir,
Denn ſie nannte den Nahmen,
Den, du weiſts, des Getümmels Ohr

Nicht zu kennen verdient. Stille, der Tugend nur
Und der Freundſchaft bekannt, wandelt die Gute dort.
Liebes Mädchen, es trübe
Nie dein himmliſches Auge ſich.

AN MEINE FREUNDINNEN

Mädchen! die ihr mein Herz, die ihr mein Schikſaal
kennt,
Und das Auge, das oft Tränen im Thale weint
In den Stunden des Elends –
Diß mein traurendes Auge ſeht!

In der Stille der Nacht denket an euch mein Lied,
Wo mein ewiger Gram jeglichen Stundenſchlag,
Welcher näher mich bringt dem
Trauten Grabe, mit Dank begrüßt.

Aber daß ich mein Herz redlich und treu, und rein
Im Gewirre der Welt, unter den Läſterern
Treu und rein es behielt, iſt
Himmelswonne dem Leidenden.

Mädchen! bleibet auch ihr redlich und rein und treu!
Gute Seelen! Vieleicht wartet auf euch [ein] Loos,
Das dem meinigen gleicht. Dann
Stärkt im Leiden auch euch mein Troſt.

MEIN VORSAZ

O Freunde! Freunde! die ihr ſo treu mich liebt,
Was trübet meine einſame Blike ſo?
Was zwingt mein armes Herz in dieſe
Wolkenumnachtete Todtenſtille?

Ich fliehe euren zärtlichen Händedruk,
Den ſeelenvollen ſeeligen Bruderkuß.
O zürnt mir nicht, daß ich ihn fliehe!
Schaut mir ins Innerſte! prüft und richtet! –

Iſts heißer Durſt nach Männervollkommenheit?
Iſts leiſes Geizen um Hekatombenlohn?
Iſts ſchwacher Schwung nach Pindars Flug? iſts
Kämpfendes Streben nach Klopſtoksgröße?

Ach Freunde! welcher Winkel der Erde kan
Mich deken, daß ich ewig in Nacht gehült
Dort weine? – Ich erreich ihn nie, den
Weltenumeilenden Flug der Großen.

Doch nein! hinan den herrlichen Ehrenpfad!
Hinan! hinan! im glühenden kühnen Traum,
Sie zu erreichen! Muß ich einſt auch
Sterbend noch ſtammeln – vergeßt mich,
Kinder!

AUF EINER HAIDE GESCHRIEBEN

Wohl mir! daß ich den Schwarm der Thoren nimmer erblike,
Daß jezt unumwölkter der Blik zu den Lüften emporſchaut,
Freier atmet die Bruſt, dann in den Mauren des Elends,
Und den Winkeln des Trugs. O! ſchöne, ſeelige Stunde!
Wie getrennte Geliebte nach langentbehrter Umarmung
In die Arme ſich ſtürzen, ſo eilt' ich herauf auf die Haide,
Mir ein Feſt zu bereiten auf meiner einſamen Haide.
Und ich habe ſie wieder gefunden, die ſtille Freuden
Alle wieder gefunden, und meine ſchattigten Eichen
Stehn noch ebenſo königlich da, umdämmern die Haide
Noch in alten ſtatlichen Reih'n, die ſchattigten Eichen.
Jedesmal wandelt an meinen tauſendjährigen Eichen
Mit entblößtem Haupt der Jäger vorüber, dann alſo
Heiſchet die ländliche Sage, denn unter den ſtatlichen Reihen
Schlummern ſchon lange gefallene Helden der eiſernen Vorzeit.
Aber horch! was rauſchet herauf im ſchwarzen Gebüſche?
Bleibe ferne! Störer des Sängers! – aber ſiehe,
Siehe! wie herrlich! wie groß! ein hochgeweihetes Hirſchheer
Wandelt langſam vorüber – hinab nach der Quelle des Thales. –

O! jezt kenn' ich mich wieder, der menſchenhaſſende Trübſinn
Iſt ſo ganz, ſo ganz aus meinem Herzen verſchwunden.
Wär' ich doch ewig ferne von dieſen Mauren des Elends,
Dieſen Mauren des Trugs! – Es blinken der Rieſenpalläſte
Schimmernde Dächer herauf, und die Spizen der alternden Türme,
Wo ſo einzeln ſtehn die Buchen und Eichen. Es tönet
Dumpf vom Tale herauf das höfiſche Waagengeraſſel
Und der Huf der prangenden Roſſe – – Höflinge! bleibet,
Bleibet immerhin in eurem Waagengeraſſel,
Bükt euch tief auf den Narrenbühnen der Rieſenpalläſte,
Bleibet immerhin! – Und ihr, ihr edlere, kommet!
Edle Greiſe und Männer, und edle Jünglinge, kommet!
Laßt uns Hütten baun – des ächten germaniſchen Mannſins
Und der Freundſchaft Hütten auf meiner einſamen Haide.

DIE UNSTERBLICHKEIT DER SEELE

Da ſteh' ich auf dem Hügel, und ſchau' umher,
Wie alles auflebt, alles empor ſich dehnt,
Und Hain und Flur, und Thal, und Hügel
Jauchzet im herrlichen Morgenſtrale.

O dieſe Nacht – da bebtet ihr, Schöpfungen!
Da wekten nahe Donner die Schlummernde,
Da ſchrekten im Gefilde grauſe
Zakigte Blize die ſtille Schatten.

Jezt jauchzet die Erde, feiert im Perlenſchmuk
Den Sieg des Tages über das Graun der Nacht –
Doch freut ſich meine Seele ſchöner,
Denn ſie beſiegt der Vernichtung Grauen.

Denn – o ihr Himmel! Adams Geſchlechte ſinds,
Die dieſe Erd' im niedrigen Schooſe trägt –
O betet an, Geſchlechte Adams!
Jauchzet mit Engeln, Geſchlechte Adams!

O ihr ſeid ſchön, ihr herrliche Schöpfungen!
Geſchmükt mit Perlen blizet das Blumenfeld;
Doch ſchöner iſt des Menſchen Seele,
Wenn ſie von euch ſich zu Gott erhebet.

O dich zu denken, die du aus Gottes Hand
Erhaben über tauſend Geſchöpfe giengſt,
In deiner Klarheit dich zu denken,
Wenn du zu Gott dich erhebſt, o Seele!

Ha! dieſe Eiche – ſtreket die ſtolze nicht
Ihr Haupt empor, als ſtünde ſie ewig ſo?
Und drohte nicht Jehovas Donner,
Niederzuſchmettern die ſtolze Eiche?

Ha! dieſe Felſen – bliken die ſtolze nicht
Hinab ins Thal, als blieben ſie ewig ſo?
Jahrhunderte – und an der Stelle
Malmet der Wandrer zu Staub das Sandkorn.

Und meine Seele – wo iſt dein Stachel, Todt?
O beugt euch, Felſen! neiget euch ehrfurchtsvoll,
Ihr ſtolze Eichen! – hörts und beugt euch!
Ewig iſt, ewig des Menſchen Seele.

Mit grauſem Ziſchen brauſet der Sturm daher,
Ich komme, ſpricht er, und das Gehölze kracht
Und Türme wanken, Städte ſinken,
Länder zerſchmettern ſich, wenn ich ergrimme.

Doch – wandelt nicht in Schweigen der Winde Dräun,
Macht nicht ein Tag die brauſende atemlos?
Ein Tag, ein Tag, an dem ein andrer
Sturm der Verweſten Gebeine ſammelt.

Zum Himmel ſchäumt und wooget der Ozean
In ſeinem Grimm, der Sonnen und Monde Heer
Herab aus ihren Höh'n, die ſtolze,
Niederzureißen in ſeine Tiefen.

Was biſt du, Erde? hadert der Ozean,
Was biſt du? ſtrek' ich nicht, wie die Fittige
Aufs Reh der Adler, meine Arme
Über die Schwächliche aus? – Was biſt du,

Wenn nicht zur Sonne ſeegnend mein Hauch ſich hebt,
Zu tränken dich mit Reegen und Morgenthau?
Und wann er ſich erhebt, zu nah'n in
Mitternachtswolken, zu nah'n mit Donnern;

Ha! bebſt du nicht, gebrechliche? bebſt du nicht? –
Und doch! vor jenem Tage verkriechet ſich
Das Meer, und ſeiner Woogen keine
Tönt in die Jubel der Auferſtehung.

Wie herrlich, Sonne! wandelſt du nicht daher?
Dein Kommen und dein Scheiden iſt Widerſchein
Vom Tron des Ewigen; wie göttlich
Blikſt du herab auf die Menſchenkinder!

Der Wilde gaft mit zitternden Wimpern dich,
O Heldin, an, von heiligen Ahndungen
Durchbebt, verhüllt er ſchnell ſein Haupt und
Nennet dich Gott, und erbaut dir Tempel.

Und doch, o Sonne! endet dereinſt dein Lauf,
Verliſcht an jenem Tage dein hehres Licht.
Doch wirbelt ſie an jenem Tage
Rauchend die Himmel hindurch und ſchmettert.

O du Entzüken meiner Unſterblichkeit!
O kehre, du Entzüken! du ſtärkeſt mich!
Daß ich nicht ſinke, in dem Graun der
Großen Vernichtungen nicht verſinke.

Wenn all diß anhebt – fühle dich ganz, o Menſch!
Da wirſt du jauchzen: wo iſt dein Stachel, Todt?
Dann ewig iſt ſie – tönt es nach, ihr
Harfen des Himmels! – des Menſchen Seele.

O Seele! jezt ſchon biſt du ſo wundervoll!
Wer denkt dich aus? daß, wann du zu Gott dich
nahſt,
Erhabne, mir ins Auge blinket
Deine Erhabenheit – daß du, Seele!

Wann auf die Flur das irrdiſche Auge blikt,
So ſüß, ſo himmliſch dann dich in mir erhebſt –
Wer ſah, was Geiſt an Körper bindt, wer
Lauſchte der Sprache der Seele mit den

Verweſungen? – O Seele, ſchon jezt biſt du
So groß, ſo himmliſch, wann du von Erdentand
Und Menſchendruk entlediget in
Großen Momenten zu deinem Urſtoff

Empor dich ſchwingſt. Wie Schimmer Eloas Haupt
Umſchwebt der Umkreis deiner Gedanken dich;
Wie Edens goldne Ströme, reihen
Deine Betrachtungen ſich zuſammen.

Und o! wie wirds einſt werden, wann Erdentand
Und Menſchendruk auf ewig verſchwunden iſt,
Wann ich an Gottes –, Gottes Trone
Bin, und die Klarheit des Höchſten ſchaue!

Und weg, ihr Zweifel! quälendes Seelengift!
Hinweg! der Seele Jubel iſt Ewigkeit! –
Und iſt ers nicht, ſo mag noch heute
Todt und Verderben des Lebens große

Geſeze niedertrümmern; ſo mag der Sohn
In ſeinem Elend Vater- und Mutterherz
Durchbohren; mag ums Brodt die Armuth
Tempel beſtehlen; ſo mag das Mitlaid

Zu Tigern fliehn, zu Schlangen Gerechtigkeit,
Und Kannibalenrache des Kindes Bruſt
Entflammen, und Banditentrug im
Himmelsgewande der Unſchuld wohnen.

Doch nein! der Seele Jubel iſt Ewigkeit!
Jehova ſprachs! ihr Jubel iſt Ewigkeit!
Sein Wort iſt ewig, wie ſein Nahmen,
Ewig iſt, ewig des Menſchen Seele.

So ſingt ihn nach, ihr Menſchengeſchlechte! nach,
Myriaden Seelen, ſinget den Jubel nach –
Ich glaube meinem Gott, und ſchau' in
Himmelsentzükungen meine Größe.

DER LORBEER

Dank dir! aus dem ſchnadernden Gedränge
Nahmſt du mich, Vertraute! Einſamkeit!
Daß ich glühend von dem Lorbeer ſänge,
Dem ſo einzig ſich mein Herz geweiht.

Euch zu folgen, Große! – Werd ichs können?
Wirds einſt ſtärker, eures Jünglings Lied?
Soll ich in die Bahn, zum Ziel zu rennen,
Dem diß Auge ſo entgegenglüht?

Wann ein Klopſtok in des Tempels Halle
Seinem Gott das Flammenopfer bringt
Und in ſeiner Pſalmen Jubelſchalle
Himmelan ſich ſeine Seele ſchwingt –

Wann mein Young, in dunkeln Einſamkeiten
Rings verſammelnd ſeine Todte, wacht,
Himmliſcher zu ſtimmen ſeine Saiten
Für Begeiſtrungen der Mitternacht – –

Ha! der Wonne! ferne nur zu ſtehen,
Lauſchend ihres Liedes Flammenguß,
Ihres Geiſtes Schöpfungen zu ſehen,
Warlich! es iſt Himmelsvorgenuß.

Nein! ich wollte nichts auf dieſer Erden!
Dulden all' der Welt Verfolgungen,
Jedes Drangſal, jegliche Beſchwerden,
All des Neiders bittre Schmähungen – –

Lieber Gott! wie oft ich ſchwacher dachte,
Wie ichs tröſtete, das arme Herz,
Wenn ich Nächte kummervoll durchwachte,
O ſo oft, ſo oft in meinem Schmerz,

Wann der Stolz verächtlich niederſchaute,
Wann der Eitle meiner ſpottete,
Dem vor meinen Sittenſprüchen graute,
Wenn oft ſelbſt – mich floh – der Edlere;

O vieleicht, daß dieſe Bitterkeiten –
Dacht' ich – ſtärker bilden deinen Geiſt!
Daß die Stille höher deine Saiten
Stimmt, zu mänlichem Geſang dich reißt!

Aber ſtill! Die goldne Bubenträume
Hört in ihrer Nacht die Zukunft nicht –
Schon ſo manche Früchte ſchöner Keime
Logen grauſam mir ins Angeſicht.

DIE EHRSUCHT

Großer Nahme! – Millionen Herzen
Lokt ins Elend der Sirenenton,
Tausend Schwächen wimmern, tausend Schmerzen
Um der Ehrsucht eitlen Flittertron.

Seine schwarze, blutbeflekte Hände
Dünken dem Erobrer göttlichschön –
Schwache morden scheint ihm keine Sünde,
Und er jauchzt auf seine Trümmer hin.

Um wie Könige zu pralen, schänden
Kleinre Wütriche ihr armes Land;
Und um feile Ordensbänder wenden
Räthe sich das Ruder aus der Hand.

Pfaffen spiegeln um Apostelehre
Ihren Narren schwarze Wunder vor,
Um Mariasehre krächzen Nonnenchöre
Wahnsinn zum Marienbild empor.

Graue Sünder donnern, ihre Blöße
Wegzudonnern, rauh die Unschuld an;
Gott zu leugnen hält so oft für Größe,
Hält für Größe noch so oft – ein Mann.

Göttin in des Buben Mund zu heißen,
Giebt das Mädchen ihren Reiz zum Sold;
Mitzurasen in Verführerkraisen
Wird der Bube früh ein Trunkenbold.

Doch es ſträubet ſich des Jünglings Rechte,
Länger ſing' ich von den Thoren nicht.
Wiſſe! ſchwaches, niedriges Geſchlechte!
Nahe ſteht der Narr am Böſewicht.

DIE DEMUTH

Hört, größre, edlere der Schwabenſöhne!
Die ihr vor keinem Dominiksgeſicht
Euch krümmet, welchen keine Dirnenträne
Das winzige, geſchwächte Herzchen bricht.

Hört, größre, edlere der Schwabenſöhne!
In welchen noch das Kleinod Freiheit pocht,
Die ihr euch keines reichen Ahnherrn Miene
Und keiner Fürſtenlaune unterjocht.

Geſchlecht von oben! Vaterlandeskronen!
Nur euch bewahre Gott vor Übermuth!
O! Brüder! der Gedanke ſoll uns lohnen,
In Hermann braußte kein Deſpotenblut.

Beweinenswürdig iſt des Stolzen Ende,
Wann er die Grube ſeiner Größe gräbt,
Doch fürchterlich ſind ſeine Henkershände,
Wann er ſich glüklich über andre hebt.

Viel ſind und ſchön des ſtillen Mannes Freuden,
Und ſtürmten auch auf ihn der Leiden viel,
Er blikt gen Himmel unter ſeinen Leiden,
Beneidet nie des Lachers Poſſenſpiel.

Sein feurigſter, ſein erſter Wunſch auf Erden
Iſt allen, allen Menſchen nüzlich ſein,
Und wann ſie froh durch ſeine Thaten werden,
Dann will der edle ihres Danks ſich freun.

O! Demuth! Demuth! laß uns all dich lieben,
Du biſts, die uns zu einem Bund vereint,
In welchem gute Herzen nie ſich trüben,
In welchem nie bedrängte Unſchuld weint.

Drum größre, edlere der Schwabenſöhne,
Laßt Demuth, Demuth euer erſtes ſein,
Wie ſehr das Herz nach Außenglanz ſich ſehne,
Laßt Demuth, Demuth euer erſtes ſein.

Vor allen, welchen Gott ein Herz gegeben,
Das groß und königlich, und feurig iſt,
Die in Gefahren nur vor Freude beben,
Für Tugend ſelbſt auf einem Blutgerüſt,

Vor allen, allen, ſolche Schwabenſöhne,
O ſolche, Demuth, ſolche führe du
Aus jeder bäuriſchſtolzen Narrenbühne
Den ſtillen Reihen jenes Bundes zu.

DIE STILLE

Die du ſchon mein Knabenherz entzükteſt,
Welcher ſchon die Knabenträne floß,
Die du früh dem Lärm der Thoren mich entrükteſt,
Beſſer mich zu bilden, nahmſt in Mutterſchoos,

Dein, du Sanfte! Freundin aller Lieben!
Dein, du Immertreue! ſei mein Lied!
Treu biſt du in Sturm und Sonnenſchein geblieben,
Bleibſt mir treu, wenn einſt mich alles, alles flieht.

Jene Ruhe – jene Himmelswonne –
O ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Wann ſo oft in ſtiller Pracht die Abendſonne,
Durch den dunklen Wald zu mir herunterſah –

Du, o du nur hatteſt ausgegoſſen
Jene Ruhe in des Knaben Sinn,
Jene Himmelswonne iſt aus dir gefloſſen,
Hehre Stille! holde Freudengeberin!

Dein war ſie, die Träne, die im Haine
Auf den abgepflükten Erdbeerſtraus
Mir entfiel – mit dir gieng ich im Mondenſcheine
Dann zurük ins liebe elterliche Haus.

Fernher ſah ich ſchon die Kerzen ſchimmern,
Schon wars Suppenzeit – ich eilte nicht!
Spähte ſtillen Lächelns nach des Kirchhofs Wimmern,
Nach dem dreigefüßten Roß am Hochgericht.

War ich endlich ſtaubigt angekommen,
Theilt ich erſt den welken Erdbeerſtraus,
Rühmend, wie mit ſaurer Müh' ich ihn bekommen,
Unter meine dankende Geſchwiſter aus;

Nahm dann eilig, was vom Abendeſſen
An Kartoffeln mir noch übrig war,
Schlich mich in der Stille, wann ich ſatt gegeſſen,
Weg von meinem luſtigen Geſchwiſterpaar.

O! in meines kleinen Stübchens Stille
War mir dann ſo über alles wohl,
Wie im Tempel, war mirs in der Nächte Hülle,
Wann ſo einſam von dem Thurm die Gloke ſcholl.

Alles ſchwieg, und ſchlief, ich wacht' alleine;
Endlich wiegte mich die Stille ein,
Und von meinem dunklen Erdbeerhaine
Träumt' ich, und vom Gang im ſtillen Mondenſchein.

Als ich weggeriſſen von den Meinen
Aus dem lieben elterlichen Haus
Unter Fremden irrte, wo ich nimmer weinen
Durfte, in das bunte Weltgewirr hinaus;

O wie pflegteſt du den armen Jungen,
Teure, ſo mit Mutterzärtlichkeit,
Wann er ſich im Weltgewirre müdgerungen,
In der lieben, wehmuthsvollen Einſamkeit.

Als mir nach dem wärmern, vollern Herzen
Feuriger izt ſtürzte Jünglingsblut;
O! wie ſchweigteſt du oft ungeſtüme Schmerzen,
Stärkteſt du den ſchwachen oft mit neuem Muth.

Jetzt belauſch' ich oft in deiner Hütte
Meinen Schlachtenſtürmer Oſſian,
Schwebe oft in ſchimmernder Seraphen Mitte
Mit dem Sänger Gottes, Klopſtok, himmelan.

Gott! und wann durch ſtille Schattenheken
Mir mein Mädchen in die Arme fliegt,
Und die Haſel, ihre Liebenden zu deken,
Sorglich ihre grüne Zweige um uns ſchmiegt –

Wann im ganzen ſeegensvollen Thale
Alles dann ſo ſtille, ſtille iſt,
Und die Freudenträne, hell im Abendſtrale,
Schweigend mir mein Mädchen von der Wange
wiſcht –

Oder wann in friedlichen Gefilden
Mir mein Herzensfreund zur Seite geht,
Und mich ganz dem edlen Jüngling nachzubilden,
Einzig vor der Seele der Gedanke ſteht –

Und wir bei den kleinen Kümmerniſſen
Uns ſo ſorglich in die Augen ſehn,
Wann ſo ſparſam öfters, und ſo abgeriſſen
Uns die Worte von der ernſten Lippe gehn –

Schön, o ſchön ſind ſie! die ſtille Freuden,
Die der Thoren wilder Lärm nicht kennt,
Schöner noch die ſtille, gottergebne Leiden,
Wann die fromme Träne von dem Auge rinnt!

Drum, wenn Stürme einſt den Mann umgeben,
Nimmer ihn der Jugendſinn belebt,
Schwarze Unglükswolken drohend ihn umſchweben,
Ihm die Sorge Furchen in die Stirne gräbt;

O ſo reiße ihn aus dem Getümmel,
Hülle ihn in deine Schatten ein!
O! in deinen Schatten, Teure! wohnt der Himmel,
Ruhig wirds bei ihnen unter Stürmen ſein.

Und wann einſt nach tauſend trüben Stunden
Sich mein graues Haupt zur Erde neigt,
Und das Herz ſich mattgekämpft an tauſend Wunden
Und des Lebens Laſt den ſchwachen Naken beugt:

O ſo leite mich mit deinem Staabe –
Harren will ich auf ihn hingebeugt,
Biß in dem willkommnen, ruhevollen Grabe
Aller Sturm, und aller Lärm der Thoren ſchweigt.

SCHWÄRMEREI

Freunde! Freunde! wenn er heute käme,
Heute mich aus unſerm Bunde nähme
Jener lezte große Augenblik –
Wann der frohe Puls ſo plözlich ſtünde
Und verworren Freundesſtimme tönte,
Und, ein Nebel, mich umſchwebte, Erdenglük.

Ha! ſo plözlich Lebewohl zu ſagen
All den lieben ſchöndurchlebten Tagen –
Doch – ich glaube – nein! ich bebte nicht!
„Freunde! ſpräch' ich, dort auf jenen Höhen
Werden wir uns alle wiederſehen,
Freunde! wo ein ſchönrer Tag die Wolken bricht.

„Aber Stella! fern iſt deine Hütte,
Nahe rauſchen ſchon des Würgers Tritte –
Stella! meine Stella! weine nicht!
Nur noch einmal möcht' ich ſie umarmen,
Sterben dann in meiner Stella Armen,
Eile, Stella! eile, eh' das Auge bricht.

„Aber ferne, ferne deine Hütte,
Nahe rauſchen ſchon des Würgers Tritte –
Freunde! bringet meine Lieder ihr.
Lieber Gott! ein großer Mann zu werden,
War ſo oft mein Wunſch, mein Traum auf Erden,
Aber – Brüder – größre Rollen winken mir.

„Traurt ihr, Brüder! daß ſo weggeſchwunden
All' der Zukunft ſchöngeträumte Stunden,

Alle, alle meine Hofnungen!
Daß die Erde meinen Leichnam deket
Eh' ich mir ein Denkmal aufgeſteket
Und der Enkel nimmer denkt des Schlummernden.

„Daß er kalt an meinem Leichenſteine
Stehet, und des Modernden Gebeine
Keines Jünglings ſtiller Seegen grüßt,
Daß auf meines Grabes Roſenheken,
Auf den Liljen, die den Moder deken,
Keines Mädchens herzergoſſne Träne fließt.

„Daß von Männern, die vorüberwallen,
Nicht die Worte in die Gruft erſchallen:
Jüngling! du entſchlummerteſt zu früh!
Daß den Kleinen keine Silbergreiſe
Sagen an dem Ziel der Lebensreiſe:
Kinder! mein und jenes Grab vergeſſet nie!

„Daß ſie mir ſo grauſam weggeſchwunden,
All der Zukunft langerſehnte Stunden,
All der frohen Hofnung Seeligkeit,
Daß die ſchönſte Träume dieſer Erden
Hin ſind, ewig niemals wahr zu werden,
Hin die Träume von Unſterblichkeit.

„Aber weg! in dieſem todten Herzen
Bluten meiner armen Stella Schmerzen,
Folge! folge mir, Verlaſſene!
Wie du ſtarr an meinem Grabe ſteheſt
Und um Tod, um Tod zum Himmel fleheſt!
Stella! komm! es harret dein der Schlummernde.

„O an deiner Seite! o ſo ende,
Jammerſtand! vieleicht, daß unſre Hände
Die Verweſung in einander legt!
Da wo keine ſchwarze Neider ſpähen,
Da wo keine Splitterrichter ſchmähen,
Träumen wir vieleicht, bis die Poſaun' uns wekt.

„Sprechen wird an unſerm Leichenſteine
Dann der Jüngling – ſchlummernde Gebeine!
Liebe Todte! ſchön war euer Loos!
Hand in Hand entfloht ihr eurem Kummer,
Heilig iſt der Langverfolgten Schlummer
In der kühlen Erde mütterlichem Schoos.

„Und mit Liljen und mit Roſenheken
Wird das Mädchen unſern Hügel deken,
Ahndungsvoll an unſern Gräbern ſtehn,
Zu den Schlummernden hinab ſich denken,
Mit gefaltnen Händen niederſinken,
Und um dieſer Todten Loos zum Himmel flehn.

„Und von Vätern, die vorüber wallen,
Wird der Seegen über uns erſchallen –
Ruhet wohl! ihr ſeid der Ruhe werth!
Gott! wie mags im Tod den Vätern bangen,
Die ein Kind in Quälerhände zwangen,
Ruhet wohl! ihr habt uns Zärtlichkeit gelehrt."

DER KAMPF DER LEIDENSCHAFT

Raſ' ich ewig? noch nicht ausgeſtritten
Iſt der heiße Streit der Leidenſchaft?
Hab' ich armer nicht genug gelitten?
Sie iſt hin – iſt hin – des Kämpfers Kraft.
Engelsauge! immer um mich ſchweben –
O warum? warum? du liebe Grauſame!
Schone! ſchone! ſieh! diß ſchwache Beben!
Weibertränen weint der Überwundene.

Weibertränen weinen? Weibertränen?
Wirklich? wein ich wirklich, Zauberin?
Und diß Klopfen, dieſes bange Sehnen,
Iſts um Luzias Umarmungen?
Nein! ich kann nicht! will nicht! Dieſe Tränen
Stieß der Zorn ins Auge, ſie vergoß der Grimm;
O! mich ſchmelzen keine Mädchenmienen,
Nur der Freiheit braußte dieſes Ungeſtümm.

Aber wie? Dein Stolz hat ſich betrogen,
Siehe! Lügen ſtraft die Liebe mich;
Männergröße hat dein Herz gelogen,
Und im ſchwachen Kampf verkennſt du dich.
Stolz verſchmähſt du alle Mädchenherzen,
Weil dir Luzia ihr großes Herz nicht giebt,
Kindiſch heuchelſt du verbiſſne Schmerzen,
Armer Heuchler! weil dich Luzia nicht liebt.

Weh! ſie kan, ſie kan mich nimmer lieben,
Mir geraubt durch ein tyranniſch Joch,
Nur die Wunde noch iſt mir geblieben,
Fühlſt du's? fühlſt du's? Weib! die Wunde noch.

Ha! ein Abgrund droht vor meinen Sinnen –
Laß mich! laß mich! todesvolle Leidenſchaft!
Höllenflamme! willſt du ewig brennen?
Schone! ſchone! ſie iſt hin, des Kämpfers Kraft.

HERO

Lange ſchlummern ruhig all' die Meinen,
Stille atmet durch die Mitternacht;
Auf dann! Hero! auf und laß das Weinen!
Dank euch, Götter! Heros Muth erwacht.
Fort ans Meer! ans Meer! es ſchäume die Welle,
Brauſe der Sturm mir immer ins Angeſicht!
Fort ans Meer! ohn' ihn iſt Alles Hölle –
Liebe ängſtet mich arme – Sturm und Welle nicht.

Ruhig will ich da hinüberlauſchen,
Wo ſein Hütgen über Felſen hängt,
Rufen will ichs in der Wooge Rauſchen,
Wie ſein Zaudern ſeine Hero kränkt.
Ha! da wird er ſich mutig von ſeinem Geſtade
Stürzen, Poſidaons Kraft ihm Liebe verleihn,
Lieb' ihn leiten des Meeres furchtbare Pfade,
Götter! wie wird – wie wird uns wieder ſein?

(ſie komt ans Meer)

Aber Himmel! – wie hoch die Woogen ſchäumen
So hätt' ich den Sturm mir nicht gedacht.
Weh! wie ſie dräuend gegen mein Ufer ſich bäumen!
Stärkt mich, Götter, in dieſer ernſten Nacht! –
Nein! mir banget nicht um Tod und Leben –
Todt und Leben, wie das Schikſaal will!
Liebe beſieget die Schreken, die um mich ſchweben,
Schlangengeziſch, und Skorpionen, und Löwengebrüll.

Jüngling! ſieben ſolche Schrekennächte
Harr' ich deiner, zager Jüngling, ſchon,

Wenn mein Jüngling meiner Angſt gedächte,
O! er ſpräch' Orkanen und Woogen Hohn.
Oder hätt' er den furchtbaren Eid gebrochen,
Spottet er meiner im Arm der Bulerinn –
Ha! ſo bin ich ſo leicht, ſo ſchön gerochen,
Leicht und ſchön gerochen – ich ſterbe hier um ihn.

Aber weg von mir! du Donnergedanke!
Weg, das flüſterte mir die Hölle zu,
Daß mein Jüngling, mein Leander wanke,
Nein! Geliebter! bleibe, bleibe du!
Wann ich dich in dieſen Woogen dächte,
Deinen Pfad ſo ſchröklich ungewiß,
Nein! ich will einſam durchirren die Schreken-
nächte,
Dein zu harren, Geliebter, iſt ja ſchon ſo ſüß.

Aber horch! – o Himmel! – dieſe Töne –
Warlich! es waren des Sturmes Töne nicht –
Biſt dus? – oder ſpielt die Narrenſcene
Täuſchend mit mir ein grauſames Traumgeſicht?
Götter! da ruft es ja wieder Hero! herüber,
Flüſtert ja wieder die Stimme der Liebe mir her –
Auf! zu ihm, zu ihm in die Woogen hinüber,
Wenn er ermattete – auf! dem Geliebten entgegen
ins Meer.

Sieh! wie im Tanze, ſtürz ich zu dir vom Geſtade,
Liebe ſoll mir Poſidaons Kraft verleihn,
Liebe mich leiten des Meeres furchtbare Pfade –
Götter! Götter! wie wird uns wieder ſein!

Kämpfend über den Woogen will ich ihn drüken,
Drüken an Bruſt und Lippe mit Todesgefahr,
Ha! und ſink' ich, ſo träumet mein Entzüken
Noch im Abgrund fort, wie ſchön die Stunde war.

Aber, Götter! was ſeh' ich? meinem Geſtade
Schon ſo nahe? – Geſiegt! mein Held hat geſiegt!
Siehe! er ſchwebet verachtend die furchtbare Pfade
Mutig einher, vom Meere gefällig gewiegt.
(Freudig) Ha! er ſoll mich ſuchen – da will ich lauſchen
Hinter dieſem Felſen – (leiſe) Götter! wie ſchön!
Wie die weiße Arme durch die Welle rauſchen,
Ach! ſo ſehnend, ſo ſtrebend nach Heros Ufer hin.

Aber Grauen des Orkus! Sterbegewimmer!
Grauen des Orkus! dort dem Felſen zu!
Wie? – ſo kenn ich dieſe Todentrümmer!
Wehe! wehe! alſo ſiegteſt du? –
Aber weg! ihr hölliſche Schrekengeſichte!
Täuſchende Furien! weg! er iſt es nicht!
So zerſchmettern nicht der Götter Gerichte –
(ſie hält ihre Leuchte über den Todten hin)
Aber dieſes Lächeln auf dem Todengeſicht –

Kenſt dus? Hero! kenſt dus? – Nimmer, nimmer
Spricht das tode Lächeln Liebe dir – (ſie weint heftig)
Engelsauge! ſo iſt erloſchen dein Schimmer –
Blikteſt einſt ſo heiße Liebe mir.
Jüngling! erweken dich nicht der Geliebten Tränen?
Nicht die blutige Umarmungen?
Jüngling! Jüngling! dieſe Todesmienen –
Wehe! ſie töden mich! wehe! dieſe Zukungen,

Und er dacht in ſeiner Todesſtunde,
In der Kämpfe furchtbarſtem noch dein –
Hero! ſtammelt' er noch mit ſterbendem Munde –
Und ſo ſchröklich muß ſein Ende ſein?
Ha! und dieſe Liebe überleben –
Ohne dieſen Toden in der Welt –
Weg! vor dem wird Hero nicht erbeben,
Der zu dieſem Toden die Einſame geſelt.

Wenig kurze ſchrökende Sekunden –
Und du ſinkſt an deines Jünglings Bruſt,
Und du haſt ihn auf ewig wiedergefunden,
Ewig umlächelt von hoher Eliſiumsluſt – –
(Pauſe)
Ha! ich habe geſiegt! an des Orkus Pforte
Anzuklopfen – nein! ich bin nicht zu ſchwach!
Hero! Hero! rief er, Götterworte!
Stärkt mich! ſtärkt durchs Dunkle mich! ich folge nach.

DIE TEK

Ach! ſo hab' ich noch die Traubenhügel erſtiegen,
Ehe der leuchtende Stral an der güldenen Ferne hinabſinkt.
Und wie wohl iſt mir! Ich ſtrek' im ſtolzen Gefühle –
Als umſchlänge mein Arm das Unendliche – auf zu den Wolken
Meine gefaltete Hände, zu danken im edlen Gefühle,
Daß er ein Herz mir gab, dem Schaffer der edlen Gefühle,
Mich mit den frohen zu freuen, zu ſchauen den herbſtlichen Jubel,
Wie ſie die köſtliche Traube mit heiterſtaunendem Blike
Über ſich halten, und lange noch zaudern, die glänzende Beere
In des Kelterers Hände zu geben – wie der gerührte
Silberlokigte Greis an der abgeerndteten Rebe
Königlich froh zum herbſtlichen Mahle ſich ſezt mit den Kleinen,
O! und zu ihnen ſpricht aus der Fülle des dankenden Herzens:
Kinder! am Seegen des Herrn iſt alles, alles gelegen – –
Mich mit den frohen zu freuen, zu ſchauen den herbſtlichen Jubel,
War ich herauf von den Hütten der gaſtlichen Freundſchaft gegangen.
Aber ſiehe! allmächtig reißen mich hin in ernſte Bewundrung
Gegenüber die waldigte Rieſengebirge. – Laß mich vergeſſen,

Laß mich deine Luſt, du faltigte Rebe, vergeſſen,
Daß ich mit voller Seele ſie ſchaue, die Rieſengebirge!
Ha! wie jenes ſo königlich über die Brüder empor-
ragt!
Tek iſt ſein Nahme. Da klangen einſt Harniſche,
Schwerder ertönten
Zwiſchen den mooſigten Mauren der Fürſten und
blinkende Helme.
Eiſern waren und groß und bieder ſeine Bewohner.
Mit dem kommenden Tag ſtand über den mooſigten
Mauren
In der ehernen Rüſtung der Fürſt, ſein Gebirge zu
ſchauen.
Mein diß Rieſengebirge – ſo ſtolz – ſo königlich herr-
lich –?
Sprach er mit ernſterer Stirne, mit hohem, denken-
den Auge –
Mein die trozende Felſen? die tauſendjährige Eichen?
Ha! und ich? – und ich? – Bald wäre mein Harniſch
geroſtet,
O! der Schande! mein Harniſch geroſtet in dieſem
Gebirge.
Aber ich ſchwör' – ich ſchwör', ich meide mein
Rieſengebirge,
Fliehe mein Weib, verlaſſe das blaue redliche Auge,
Biß ich dreimal geſiegt im Kampfe des Bluts und der
Ehre.
Trage mich mein Roß zu deutſcher ſtatlicher Fehde
Oder wider der Chriſtenfeinde wütende Säbel –
Biß ich dreimal geſiegt, verlaſſ' ich das ſtolze Gebirge.
Unerträglich! ſtärker, als ich, die trozende Felſen,

Ewiger, als mein Nahme, die tausendjährige Eichen!
Biß ich dreimal gesiegt, verlaß' ich das stolze Gebirge.
Und er gieng und schlug, der feurige Fürst des Gebirges.
Ja! so erheben die Seele, so reißen sie hin in Bewundrung,
Diese felsigte Mitternachtswälder, so allerschütternd
Ist sie, die Stunde, da ganz es fühlen dem Herzen vergönnt ist. —
Bringet ihn her, den frechen Spötter der heilsamen Wahrheit,
O! und kommet die Stunde, wie wird er staunen, und sprechen:
Warlich! ein Gott, ein Gott hat dieses Gebirge geschaffen.
Bringet sie her, des Auslands häßlich gekünstelte Affen,
Bringet sie her, die hirnlos hüpfende Puppen, zu schauen
Dieses Riesengebirge so einfach schön, so erhaben;
O, und kommet die Stunde, wie werden die Knaben erröten,
Daß sie Gottes herrlichstes Werk so elend verzerren. —
Bringet sie her, der deutschen Biedersitte Verächter,
Übernachtet mit ihnen, wo Moder und Disteln die graue
Trümmer der fürstlichen Mauern, der stolzen Pforten bedeken,
Wo der Eule Geheul und des Uhus Todtengewimmer
Ihnen entgegenruft aus schwarzen, sumpfigten Höhlen.
Wehe! wehe! so flüstern im Sturme die Geister der Vorzeit,

Ausgetilget aus Suevia redliche biedere Sitte!
Ritterwort, und Rittergrus, und traulicher Handſchlag! –
Laßt euch mahnen, Suevias Söhne! die Trümmer der Vorzeit!
Laßt ſie euch mahnen! Einſt ſtanden ſie hoch, die gefallene Trümmer,
Aber ausgetilget ward der trauliche Handſchlag,
Ausgetilget das eiſerne Wort, da ſanken ſie gerne,
Gerne hin in den Staub, zu beweinen Suevias Söhne.
Laßt ſie euch mahnen, Suevias Söhne! die Trümmer der Vorzeit!
Beben werden ſie dann, der Biederſitte Verächter,
Und noch lange ſie ſeufzen, die fallverkündende Worte –
Ausgetilget aus Suevia redliche biedere Sitte!
Aber nein! nicht ausgetilget iſt biedere Sitte,
Nicht ganz ausgetilget aus Suevias friedlichen Landen – –
O mein Thal! mein Tekbenachbartes Thal! – ich verlaſſe
Mein Gebirge, zu ſchauen im Tale die Hütten der Freundſchaft,
Wie ſie von Linden umkränzt beſcheiden die rauchende Dächer
Aus den Fluren erheben, die Hütten der biederen Freundſchaft.
O ihr, die ihr fern und nahe mich liebet, Geliebte!
Wär't ihr um mich, ich drükte ſo warm euch die Hände, Geliebte!
Jezt, o! jezt über all' den Lieblichkeiten des Abends·
Schellend kehren zurük von ſchattigten Triften die Heerden,

Und fürs dritte Gras der Wiesen, im Herbste noch
fruchtbar,
Schneidend geklopfet, ertönt des Mähers blinkende
Sense.
Traulich summen benachbarte Abendgloken zu-
sammen,
Und es spielet der fröhliche Junge dem lauschenden
Mädchen
Zwischen den Lippen mit Birnbaumblättern ein scher-
zendes Liedchen.
Hütten der Freundschaft, der Seegen des Herrn sei
über euch allen!
Aber indessen hat mein hehres Riesengebirge
Sein gepriesenes Haupt in nächtliche Nebel verhüllet,
Und ich kehre zurük in die Hütten der biederen
Freundschaft.

AM TAGE DER FREUNDSCHAFTSFEIER

Ihr Freunde! mein Wunſch iſt, Helden zu ſingen,
Meiner Harfe erſter Laut,
Glaubt es, ihr Freunde!
Durchſchleich' ich ſchon ſo ſtille mein Tal,
Flammt ſchon mein Auge nicht feuriger,
Meiner Harfe erſter Laut
War Kriegergeſchrei und Schlachtengetümmel.

Ich ſah, Brüder! ich ſah
Im Schlachtengetümmel das Roß
Auf röchelnden Leichnamen ſtolpern,
Und zuken am ſprudelnden Rumpf
Den grauſen geſpaltenen Schädel,
Und blizen und treffen das rauchende Schwerd,
Und dampfen und ſchmettern die Donnergeſchüze,
Und Reuter hin auf Lanzen gebeugt,
Mit grimmiger Miene Reuter ſich ſtürzen,
Und unbeweglich, wie eherne Mauren,
Mit furchtbarer Stille
Und todverhöhnender Ruhe
Den Reutern entgegen ſich ſtreken die Lanzen.

Ich ſah, Brüder! ich ſah
Des kriegriſchen Suezias eiſerne Söhne
Geſchlagen von Pultawas wütender Schlacht.
Kein Wehe! ſprachen die Krieger,
Von den blutiggebiſſnen Lippen
Ertönte kein Lebewohl –
Verſtummet ſtanden ſie da,

In wilder Verzweiflung da,
Und blikten es an, das rauchende Schwerd,
Und ſchwangen es höher, das rauchende Schwerd,
Und zielten – und zielten –
Und ſtießen es ſich bitterlächelnd
In die wilde braußende Bruſt.

Noch vieles will ich ſehen,
Ha! vieles noch! vieles noch!
Noch ſehen Guſtavs Schwerdſchlag,
Noch ſehen Eugenius Siegerfauſt.

Doch möcht ich, Brüder! zuvor
In euren Armen ausruhn,
Dann ſchweb' ich wieder mutiger auf,
Zu ſehen Guſtavs Schwerdſchlag,
Zu ſehen Eugenius Siegerfauſt.

Willkommen du! –
Und du! – Willkommen!
Wir drei ſinds:
Nun! ſo ſchließet die Halle.
Ihr ſtaunt, mit Roſen beſtreut
Die Tiſche zu ſehen, und Weihrauch
Am Fenſter dampfend,
Und meine Laren –
Den Schatten meiner Stella,
Und Klopſtoks Bild und Wielands, –
Mit Blumen umhängt zu ſehen.

Ich wolt' in meiner Halle Chöre verſammeln
Von ſingenden roſichten Mädchen

Und kränzetragenden blühenden Knaben,
Und euch empfangen mit Saitenſpiel,
Und Flötenklang, und Hörnern, und Hoboën.

Doch – ſchwur ich nicht, ihr Freunde,
Am Mahle bei unſers Fürſten Feſt,
Nur Einen Tag mit Saitenſpiel
Und Flötenklang, und Hörnern und Hoboën,
Mit Chören von ſingenden roſichten Mädchen
Und kränzetragenden blühenden Knaben
Nur Einen Tag zu feiren?

Den Tag, an dem ein Weiſer
Und biedere Jünglinge,
Und deutſche Mädchen
Zu meiner Harfe ſprächen:
Du tönſt uns, Harfe, lieblich ins Ohr,
Und hauchſt uns Edelmuth,
Und hauchſt uns Sanftmuth in die Seele.

Aber heute, Brüder!
O, kommt in meine Arme!
Wir feiern das Feſt
Der Freundſchaft heute.

Als jüngſt zum erſtenmal wieder
Der Mäher des Morgens die Wieſe
Entkleidete, und der Heugeruch
Jezt wieder zum erſtenmal
Durchduftete mein Tal,

Da war es, Brüder!
O da war es!
Da schlossen wir unsern Bund,
Den schönen, seeligen, ewigen Bund.

Ihr hörtet so oft mich sprechen,
Wie lang' es mir werde
Bei diesem Geschlechte zu wohnen,
Ihr sahet den Lebensmüden
In den Stunden seiner Klage so oft.

Da stürmt' ich hinaus in den Sturm,
Da sah' ich aus der vorüberjagenden Wolke
Die Helden der eisernen Tage herunterschaun.
Da rief ich den Nahmen der Helden
In des hohlen Felsen finstres Geklüft,
Und siehe! der Helden Nahmen
Rief ernster mir zurük
Des hohlen Felsen finstres Geklüft.

Da stolpert' ich hin auf dornigten Trümmern
Und drang durchs Schlehengebüsch in den alternden
Turm
Und lehnte mich hin an die schwärzliche Wände
Und sprach mit schwärmendem Auge an ihm hinauf:

Ihr Reste der Vorzeit!
Euch hat ein nervigter Arm gebaut,
Sonst hätte der Sturm die Wände gespalten,
Der Winter den moosigten Wipfel gebeugt;
Da solten Greise um sich
Die Knaben und Mädchen versammlen

Und küſſen die mooſigte Schwelle,
Und ſprechen – ſeid wie eure Väter!
Aber an euren ſteinernen Wänden
Rauſchet dorrendes Gras herab,
In euren Wölbungen hangt
Zeriſſnes Spinnengewebe –
Warum, ihr Reſte der Vorzeit,
Den Fäuſten des Sturmes trozen, den Zähnen des Winters.

O Brüder! Brüder!
Da weinte der Schwärmer blutige Tränen,
Auf die Diſteln des Turmes,
Daß er vieleicht noch lange
Verweilen müſſe unter dieſem Geſchlechte,
Da ſah' er all' die Schande
Der weichlichen Teutonsſöhne,
Und fluchte dem verderblichen Ausland,
Und fluchte den verdorbnen Affen des Auslands,
Und weinte blutige Tränen,
Daß er vieleicht noch lange
Verweilen müſſe unter dieſem Geſchlechte.

Doch ſiehe! es kam
Der ſeelige Tag –
O Brüder, in meine Arme! –
O Brüder, da ſchloſſen wir unſern Bund,
Den ſchönen, ſeeligen, ewigen Bund!

Da fand ich Herzen, –
Brüder, in meine Arme! –
Da fand ich eure Herzen.

Jezt wohn' ich gerne
Unter diesem Geschlechte,
Jezt werde der Thoren
Immer mehr! immer mehr!
Ich habe eure Herzen.

Und nun – ich dachte bei mir
An jenem Tage,
Wann zum erstenmal wieder
Des Schnitters Sichel
Durch die goldene Ähren rauscht,
So feir' ich ihn, den seeligen Tag.

Und nun – es rauschet zum erstenmal wieder
Des Schnitters Sichel durch die goldene Saat,
Jezt laßt uns feiren,
Laßt uns feiren
In meiner Halle den seeligen Tag.

Es warten jezt in euren Armen
Der Freuden so viel' auf mich,
O Brüder! Brüder!
Der edlen Freuden so viel.

Und hab' ich dann ausgeruht
In euren Armen,
So schweb' ich mutiger auf,
Zu schauen Gustavs Schwerdschlag
Zu schauen Eugenius Siegesfaust.

AN LUISE NAST

Laß ſie drohen die Stürme, die Leiden
  Laß trennen – der Trennung Jahre,
    Sie trennen uns nicht!
      Sie trennen uns nicht!
Denn mein biſt du! Und über das Grab hinaus
Soll ſie dauren, die unzertrennbare Liebe.

O! wenn's einſt da iſt,
  Das große ſeelige Jenſeits,
    Wo die Krone dem leidenden Pilger,
      Die Palme dem Sieger blinkt,
Dann Freundin – lohnet auch Freundſchaft –
Auch Freundſchaft – der Ewige.

MÄNNERJUBEL

Erhabne Tochter Gottes! Gerechtigkeit,
Die du den Dreimalheilgen von Anbeginn
Umſtralteſt, und umſtralen wirſt am
Tage der ernſten Gerichtspoſaune.

Und du, o Freiheit! heiliger Überreſt
Aus Edens Tagen! Perle der Redlichen!
In deren Halle ſich der Völker
Kronen begrüßen, und Thaten ſchwören.

Und du, der Geiſterkräfte gewaltigſte!
Du löwenſtolze! Liebe des Vaterlands!
Die du auf Mordgerüſten lächelſt,
Und, in dem Blute gewälzt, noch ſiegeſt.

Wer wagts, zu türmen Rieſengebirge ſich,
Zu ſchaun den Anfang eurer Erhabenheit?
Wer gründ't der Tiefen tiefſte aus nach
Euch, ſich zu beugen vor euch, Erhabne?

Und wir – o tönet, tönet den Jubel nach,
Ihr ferne Glanzgefilde des Uranus!
O beugt euch nieder, Orione!
Beugt euch! wir ſind der Erhabnen Söhne.

Es glimmt in uns ein Funke der Göttlichen;
Und dieſen Funken ſoll aus der Männerbruſt
Der Hölle Macht uns nicht entreißen!
Hört es, Deſpotengerichte, hört es!

Ihn ſenkte, ſeine Welt zu verherrlichen,
Der Gott der Götter Adams Geſchlecht ins Herz,
Daß preiſen wir den Gott der Götter!
Hört es, ihr Knechte des Lügners, hört es!

Was überwiegt die Wonne, der Herrlichen,
Der Töchter Gottes würdiger Sohn zu ſein?
Den Stolz, in ihrem Heiligtum zu
Wandeln, zu dulden um ihretwillen?

Und lärmten, gleich dem hadernden Ozean,
Deſpotenflüche geifernd auf uns herab,
Vergiftete das Schnauben ihrer
Rache, wie Syrias Abendlüfte –

Und dräute tauſendarmigter Pöbel, uns
Zu würgen, tauſendzüngigte Pfaffenwuth
Mit Bann den Neuerern; es lachen
Ihrer die Söhne der Töchter Gottes.

Und würden unſre Kinder vom Schwerdt verfolgt,
Zu heulen über uns in der Finſterniß
Des Wolfs, und mit dem Löwen ſeine
Beute zu teilen, bei Kannibalen

Sich Väter, und im Sande von Afrika
Das Gaſtrecht aufzuſuchen, ſie dulden gern,
Verlachen eure Blutgerüſte
Folgen den Vätern zu Schwerdt und Folter.

Drum tönet, tönet, tönet den Jubel nach,
Ihr ferne Glanzgefilde des Uranus,
Darum beuget euch nieder, Orione!
Beugt euch, wir ſind der Erhabnen Söhne.

[DIE HEILIGE BAHN]

Iſt alſo diß die heilige Bahn?
Herrlicher Blik – o trüge mich nicht!
Dieſe geh' ich?? ſchwebend auf des Liedes
Hoher fliegender Morgenwolke?

Und welch' iſt jene? künſtlich gebaut,
Eben hinaus mit Marmor beſchränkt,
Prächtig gerad, gleich den Sonnenſtralen –
An der Pforte ein hoher Richtſtuhl?

Ha! wie den Richtſtuhl Purpur umfließt,
Und der Smaragd, wie blendend er glänzt,
Und auf dem Stuhl, mit dem großen Scepter
Ariſtoteles hinwärts blikend

Mit hellem Aug' auf des Lieds
Feurigen Lauf; – und jenes Gebirg'
Eilt ſie hinweg – muthig in die Thäler
Stürzt ſie, ungeſtüm, und ihr Boden

Iſt wie des Nordens Flammengewölk,
Wallend vom Tritt des rennenden Gangs –
Waffengeräuſch rauſchen ſeine Tritte
Über alternde Wolkenfelſen.

Ha! ſie iſt heiß, die heilige Bahn –
Ach, wie geübt der Große dort rennt,
Um ihn herum – wie da Staunen wimmelt –
Freunde – Vaterland – fernes Ausland.

Und ich um ihn mit Mükengeſums,
Niedrig – im Staub – Nein, Großer, das nicht.
Muthig hinan! – ! – Wanns nur da iſt, voll iſt

. . . .

DIE BÜCHER DER ZEITEN

Herr! Herr!
  Unterwunden hab' ich mich,
    Zu fingen dir
      Bebenden Lobgefang.

Dort oben
  In all der Himmel höchftem Himmel,
    Hoch über dem Siriusftern,
      Hoch über Uranus Scheitel,

Wo von Anbeginn
  Wandelte der heilige Seraph
    Mit feirender, erbebender Anbetung
      Ums Heiligtum des Unnennbaren,

Da fteht im Heiligtum ein Buch
  Und im Buche gefchrieben
    All die Millionenreihen
      Menfchentage –

Da fteht gefchrieben –
  Länderverwüftung und Völkerverheerung,
  Und feindliches Kriegergemezel,
  Und würgende Könige –
  Mit Roff' und Wagen,
  Und Reuter und Waffen,
  Und Scepter um fich her;
  Und giftge Tyrannen,
  Mit grimmigem Stachel,

Tief in der Unſchuld Herz.
Und ſchrökliche Fluthen,
Verſchlingend die Frommen,
Verſchlingend die Sünder,
Zerreißend die Häuſer
Der Frommen, der Sünder.
Und freſſende Feuer –
Palläſte und Thürme
Mit ehernen Thoren,
Gigantiſchen Mauern
Zernichtend im Augenblik.
Geöfnete Erden,
Mit ſchwefelndem Rachen
Ins rauchende Dunkel
Den Vater, die Kinder,
Die Mutter, den Säugling
In Wehegeröchel
Und Sterbegewinſel
Hinuntergurgelnd. –.

Da ſteht geſchrieben: –
Vatermord! Brudermord!
Säuglinge blaugewürgt!
Greulich! Greulich!
Um ein Linſengericht
Därmzerfreſſendes Gift
Dem guten, ſicheren Freund gemiſcht. –.
Hohlaugigte Krüppel,
Ihrer Onansſchande
Teufliſche Opfer –.
Kannibalen,

Von Menſchenbraten gemäſtet –
Nagend an Menſchengebein,
Aus Menſchenſchädel ſaufend
Rauchendes Menſchenblut.
Wütendes Schmerzgeſchrei
Der Geſchlachteten über dem
Bauchzerſchlizenden Meſſer.
Des Feindes Jauchzen
Über dem Wohlgeruch,
Welcher warm dampft
Aus dem Eingeweid. –.

Da ſteht geſchrieben –
Die Verzweiflung ſchwarz
Am Strik um Mitternacht,
Noch im quälenden Lebenskampf
Die Seel – am höllenahenden Augenblik.

Da ſteht geſchrieben –
Der Vater verlaſſend
Weib und Kind in Hunger,
Zuſtürzend im Taumel
Dem lokenden ſüßlichen Laſterarm. –.
Im Staub das Verdienſt,
Zurük von der Ehre
Ins Elend geſtoßen
Vom Betrüger –
Im Lumpengewand
Einher der Wanderer,
Bettelnahrung zu ſuchen
Dem zerſtümmelten Gliederbau.

Da ſteht geſchrieben –
Des heitern, roſigen Mädchens
Grabenaher Fieberkampf;
Der Mutter Händeringen,
Des donnergerührten Jünglings
Wilde ſtumme Betäubung.

(Eine Pauſe im Gefühl)

Furchtbarer, Furchtbarer!
Das all, all im Buche geſchrieben,
Furchtbarer, Furchtbarer!

Ha die Greuel des Erdgeſchlechts!
Richter! Richter!
Warum vertilgt mit dem Flammenſchwerdt
All die Greuel von der Erde
Der Todesengel nicht?

Gerechter, ſieh! die Gerichte
Treffen den Frommen,
Die Blüthen den Sünder,
Die Erdgerichte all' –

Aber ſieh, ich ſchweige –
Das ſei dir Lobgeſang!
Du, der du lenkſt
Mit weiſer, weiſer Allmachtshand
Das bunte Zeitengewimmel.

(Wieder eine Pauſe)

Halleluja, Halleluja,
Der da denkt,
Das bunte Zeitengewimmel

Iſt Liebe!!!
Hörs Himmel und Erde!
Unbegreifliche Liebe!

Es ſteht im Heiligtum ein Buch
Und im Buche geſchrieben
All die Millionenreihen
Menſchentage –

Da ſteht geſchrieben –
Jeſus Chriſtus Creuzestod!
Des Sohnes Gottes Creuzestod!
Des Lamms auf dem Throne Creuzestod!
Seelig zu machen alle Welt,
Engelswonne zu geben
Seinen Glaubigen. –.
Der Seraphim, Cherubim
Staunende Still
Weit in den Himmelsgefilden umher –
Des Harfenklangs Verſtummen,
Kaum athmend der Strom ums Heiligtum.
Anbetung – Anbetung –
Über des Sohnes Werk,
Welcher erlöſt
Ein gefallen Greuelgeſchlecht.

Da ſteht geſchrieben –
Der geſtorben iſt,
Jeſus Chriſtus,
Abſchüttelnd im Felſen den Tod!
Heraus in der Gotteskraft Allgewalt!

Und lebend – lebend –
Zu ruffen dereinſt dem Staub:
Kommet wieder, Menſchenkinder!
Jezt tönt die Poſaun'
Ins unabſehliche Menſchengewimmel
Zum Richtſtuhl hinan! Zum Richtſtuhl!
Zum Sohn, der aufſtellt
Der Gerechtigkeit Gleichgewicht!

Jammerſt du jezt noch, Frommer?
  Unter [der] Menſchheit Druk?
    Und, Spötter, ſpotteſt du
      In tanzenden Freuden
        Noch des furchtbarn Richtſtuhls?

Da ſteht geſchrieben –
Menſchliches Rieſenwerk,
Stattlich einherzugehn
Auf Meerestiefen!
Oceanswanderer! Stürmebezwinger!
Schnell mit der Winde Frohn
Niegeſehene Meere
Ferne von Menſchen und Land
Mit ſtolzen, brauſenden Seegeln
Und ſchaurlichen Maſten durchkreuzend.
Leviathanserleger,
Lachend des Eisgebürgs,
Weltenentdeker,
Niegedacht von Anbeginn.

Da ſteht geſchrieben –
Völkerſeegen,

Brods die Fülle,
Lustgefilde
Überall –
Allweit Freude,
Niederströmend
Von der guten
Fürstenhand.

[AN DIE VOLLENDUNG]

Vollendung! Vollendung! –
O du der Geifter heiliges Ziel!
Wann werd ich fiegestrunken
Dich umfahen und ewig ruhn?

Und frei und groß
Entgegenlächeln der Heerfchar,
Die zahllos aus den Welten
In den Schoos dir ftrömt?

Ach ferne, ferne von dir!
Mein göttlichfter fchönfter Gedanke
War, wie der Welten
Fernftes Ende, ferne von dir!

Und fleugt auf des Sturmes Flügeln
Aeonen lang die Liebe dir zu,
Noch fchmachtet fie ferne von dir,
Ach! ferne, ferne von dir!

Doch küner gewaltiger
Unaufhaltbarer immer
Fleugt durch Myriaden Aeonen
Dir zu die glühende Liebe.

Voll hoher Einfalt
Einfältig ftill und groß,
Rangen des Sieges gewiß,
Rangen dir zu die Väter.

Ihre Hülle verſchlang die Zeit,
Verweſt, zerſtreut iſt der Staub,
Doch rang des Sieges gewiß
Der Funke Gottes, ihr Geiſt dir zu.

Sind ſie emporgegangen zu dir,
Die da lebten im Anbeginn?
Ruhen, ruhen ſie nun,
Die frommen Väter?

Vollendung! Vollendung!
Der Geiſter heiliges Ziel!
Wann werd ich ſiegestrunken
Dich umfahen und ewig ruhn?

[SCHWABENS MÄGDELEIN]

So lieb, wie Schwabens Mägdelein,
Giebts keine weit und breit,
Der kan mein Trauter nimmer ſein,
Der ihrer ſich nicht freut.

Mir war noch immer wohl zu Sinn,
So lang' ich bei ihr war,
Bei meiner Herzenskönigin
Im blonden Lokenhaar.

Sie blikt des lieben Herrgotts Welt
So traut, ſo freundlich an
Und geht gerad und unverſtellt
Den Lebensweg hinan.

Die Blumen wachſen ſichtbarlich,
Wenn ſie das Land begießt,
Es beuget Birk' und Erle ſich,
Wenn ſie den Hain begrüßt.

Entgegen hüpft ihr jedes Kind
Und ſchmiegt ſich traulich an,
Die Mütter in dem Dorfe ſind
Ihr ſonders zugethan.

Es freun ſich alle, fern und nah,
Die meine Holdin ſehn –
Du lieber Gott! wie ſollt ich da
Die ſüße Minne ſchmähn.

Nicht minder lob ich alle mir
Die Schwabenmägdelein
Und tracht im Herzen für und für
Mich ihrer Gunſt zu freun.

Und zieh' ich einſt um Ruhmsg[ewinn]
In Helm und Harniſch aus –
Komt ihr, ihr Lieben, mir in [Sinn,]
Straks kehrt der Held nach Haus.

Und träuft mir einſt von Hon[igſeim]
Das Land Arabia,
So ruft: Herr Schwabe, kom [er heim!]
Flugs bin ich wieder da.

Weß Herz die Holden nicht verehrt,
Der höre meinen Hohn:
Er iſt des Vaterlands nicht werth,
Er iſt kein Schwabenſohn.

Er ſchmähe mir die Minne nicht,
Die Minne treu und rein.
Es ſpricht der Thor: die Roſe ſticht,
Laß Roſe Roſe ſein.

[GUSTAV ADOLF]

Wir wollten ſeegnen
In deinem Thale, du Herrlicher!
Und ſchänden die heilige Stätte mit Fluch?
O Guſtav! Guſtav! vergieb,
Vergieb den Eifer der Deinen,
Und neige dich freundlich herab vom Gefilde des Lohns,
Zu den Stimmen des dankenden Lobgeſangs.

Dank dem Retter der Freiheit!
Dem Richter der Witwenmörder!
Dank dem Sieger bei Lipſia!
Dank dem Sieger am Lechus;
Dank dem Sieger im Todesthal!

Dank und Ruhm dem Bruder des Schwachen,
Dem gnadelächelnden Sieger!
Dank und Ruhm dem Erwäger des Rechts,
Dem Feind des Erobrers, dem Haſſer des Stolzen,
Dem weichen Weiner an Tillys Grab!
Dank und Ruhm und Heil dem Schüzer des Frommen,
Dem Trokner der Märtyrerstränen,
Dem Steurer der Pfaffenwuth – –

O Guſtav! Guſtav!
Es verſtummt der Seegen der Deinen,
Der Seegen des Ewigen lohnet dich nur,
Der donnernde Jubel des Weltgerichts.

KEPLER

Unter den Sternen ergehet ſich
Mein Geiſt, die Gefilde des Uranus
Überhin ſchwebt er und ſinnt; einſam iſt
Und gewagt, ehernen Tritt heiſchet die Bahn.

Wandle mit Kraft, wie der Held, einher!
Erhebe die Miene! doch nicht zu ſtolz,
Denn es naht, ſiehe, es naht, hoch herab
Vom Gefild, wo der Triumf jubelt, der Mann,

Welcher den Denker in Albion,
Den Späher des Himmels um Mitternacht,
Ins Gefild tiefern Beſchauns leitete,
Und voran leuchtend ſich wagt' ins Labyrinth,

Daß der erhabenen Themſe Stolz,
Im Geiſte ſich beugend vor ſeinem Grab,
Ins Gefild würdigern Lohns nach ihm rief:
„Du begannſt, Suevias Sohn! wo es dem Blik

„Aller Jahrtauſende ſchwindelte;
Und ha! ich vollende, was du begannſt,
Denn voran leuchteteſt du, Herrlicher!
Im Labyrinth, Stralen beſchwurſt du in die Nacht.

„Möge verzehren des Lebens Mark
Die Flamm' in der Bruſt – ich ereile dich,
Ich vollends! denn ſie iſt groß, ernſt und groß
Deine Bahn, höhnet des Golds, lohnet ſich ſelbſt."

Wonne Walhalla's! und ihn gebahr
Mein Vaterland? ihn, den die Themſe pries?
Der zuerſt ins Labyrinth Stralen ſchuf,
Und den Pfad, hin an den Pol, wies dem Geſtirn.

Heklas Gedonner vergäß ich ſo,
Und gieng ich auf Ottern, ich bebte nicht
In dem Stolz, daß er aus dir, Suevia!
Sich erhub, unſer der Dank Albions iſt.

Mutter der Redlichen! Suevia!
Du ſtille! dir jauchzen Aeonen zu,
Du erzogſt Kenner des Lichts ohne Zal,
Des Geſchlechts Rund, das da kọmmt, huldiget dir.

AN THILLS GRAB

Der Leichenreihen wandelte ſtill hinan,
Und Fakelnſchimmer ſchien auf des Theuren Sarg,
Und du, geliebte gute Mutter!
Schauteſt entſeelt aus der Jammerhütte,

Als ich ein ſchwacher ſtammelnder Knabe noch,
O Vater! lieber Seeliger! dich verlohr,
Da fühlt' ichs nicht, was du mir warſt, doch
Mißte dich bald der verlaſſne Waiſe.

So weint' ich leiſen Knabengefühles ſchön
Der Wehmuth Träne über dein traurig Loos,
Doch jezt, o Thill! jezt fühl' ichs ernſter,
Schmerzender jezt über deinem Hügel,

Was hier im Grab den Redlichen Suevias
Verweſt, den himmelnahenden Einſamen.
Und, o mein Thill, du ließſt ſie Waiſen?
Eilteſt ſo frühe dahin, du guter?

Ihr ſtille Schatten ſeines Holunderbaums!
Verbergt mich, daß kein Spötter die Tränen ſieht
Und lacht, wann ich geſchmiegt an ſeinem
Hügel die bebenden Wangen trokne.

O wohl dir! wohl dir, guter! du ſchläfſt ſo ſanft
Im ſtillen Schatten deines Holunderbaums.
Dein Monument iſt er, und deine
Lieder bewahren des Dorfes Greiſen.

O daß auch mich dein Hügel umſchattete,
Und Hand in Hand wir ſchliefen, bis Erndte wird!
Da ſchielten keine Vorurteile,
Lachte kein Affe des ſtillen Pilgers.

O Thill! ich zage. Denn er iſt dornenvoll,
Und noch ſo fern der Pfad zur Vollkommenheit;
Die Starken beugen ja ihr Haupt, wie
Mag ihn erkämpfen der ſchwache Jüngling?

Doch nein! ich wags! es ſtreitet zur Seite ja
Ein felſentreuer, muthiger Bruder mir.
O freut euch, ſeelige Gebeine!
Über dem Namen! Es iſt – mein Neuffer.

AN DIE RUHE

Vom Gruß des Hahns, vom Sichelgetön' erwekt,
Gelobt' ich dir, Beglükerin! Lobgesang,
Und siehe da, am heitern Mittag
Schläget sie mir, der Begeist'rung Stunde.

Erquiklich, wie die heimische Ruhebank
Im fernen Schlachtgetümmel dem Krieger deucht,
Wenn die zerfleischten Arme sinken,
Und der geschmetterte Stahl im Blut liegt –

So bist du, Ruhe! freundliche Trösterin!
Du schenkest Riesenkraft dem Verachteten;
Er höhnet Dominiksgesichtern,
Höhnet der zischenden Natterzunge.

Im Veilchenthal, vom dämmernden Hain umbraust,
Entschlummert er, von süßen Begeist'rungen
Der Zukunft trunken, von der Unschuld
Spielen im flatternden Flügelkleide.

Da weiht der Ruhe Zauber den Schlummernden,
Mit Muth zu schwingen im Labyrinth sein Licht,
Die Fahne rasch voranzutragen,
Wo sich der Dünkel entgegenstemmet.

Auf springt [er], wandelt ernster den Bach hinab
Nach seiner Hütte. Siehe! das Götterwerk,
Es keimet in der großen Seele.
Wieder ein Lenz, – und es ist vollendet.

An jener Stätte bauet der Herrliche
Dir, gottgesandte Ruhe! den Dankaltar.
Dort harrt [er], wonnelächlend, wie die
Scheidende Sonne, des längern Schlummers.

Denn sieh', es wallt der Enkel zu seinem Grab,
Voll hohen Schauers, wie zu des Weisen Grab,
Des Herrlichen, der, von der Pappel
Säuseln umweht, auf der Insel schlummert.

[ENDE EINES GEDICHTES AUF GUSTAV ADOLF]

. . . .
. . . .
Erſcholl von jeder Haide, jedem Hügel
Das Schrekengelärm gewapneter Wütriche her.
Doch wenig Stunden ſann um Mitternacht der Held,
Vollbrachte mit ſtürmender Hand, was er ſann,
Am geflügelten Tag. Und ha! wo war er nun,
Wo war er nun, der Fremdlinge Grimm?
Die Racheblike, wie ſo bange rollten ſie?
Der Roſſe Schnauben hatt' in Röcheln ſich gewandelt,
Zerriſſen moderten im Blut des Flüchtlings
Die güldenen Paniere, Raben krächzten
Im leichenvollen Hinterhalt, und Angſtgeheul
Erſcholl von jeder Haide, jedem Hügel.
Verſchlungen hatte ſie der größre Strom.

Der Tag des Weltgerichts – auch er! auch er!
Wird zeugen einſt im Angeſicht der Völker.
So ſpricht Jehovah: Herrlich ſei dein Lohn!
Sie ſchändeten zum blutbeflekten Greu'l
Die Fahne meines Reichs, – die Lehre meines Mundes
Zur Menſchenwürgerin, zur Brudermörderin.
Mit Henkersfäuſten trieben ſie vom Vaterland
Die Kinder meines Luters, die das Joch des Wahns
Vom Naken ſchüttelten, in Todeswüſten hin.
Da troknet' ihre Tränen Guſtav ab,
Der Fromme baute Häuſer meinen Irrenden.
Dein Lohn ſei herrlich! du Geſeegneter!

So ſpricht Jehovah, und die Myriaden
Verſammleter erheben ihre Häupter
Und breiten ihre Arme gegen Guſtav aus,
Und jubeln: Amen! herrlich iſt ſein Lohn.

[AN GUSTAV ADOLF]

O Guſtav! Guſtav! haſt du dein Ohr geneigt
Den Zeugen deiner Größe – du herrlicher!
Und zürnſt du nicht, und lächelſt du im
Arme der Helden zu uns herunter?

Verzeih, du Liebling Gottes, ich liebe dich! –
Wenn Donner rollen über mein trautes Thal,
So denk' ich dein, und wenn der Obſtbaum
Freundlich den Apfel herunterreichet,

So nenn' ich deinen Namen. Denn ringsum ſieht
Ein Denkmal deiner Thaten mein ſtaunend Aug'.
Und ha! wie wird diß Auge ſtaunen,
Führet mich fürder hinauf zum Tempel,

Zum höchſten Tempel ſeiner Erhabenheit
Mit wolkenloſem Muth die Begeiſterung –
Hinauf, wo es dem Tändler ſchwindelt,
Wo der gebrechliche nie heranklimmt!

Umdonnert, Meereswoogen! die einſame
Gewagte Bahn! euch bebet die Saite nicht!
Ertürmt euch, Felſen! ihr ermüdet
Nicht den geflügelten Fuß des Sängers.

Nur, daß ich nie der ernſten Bewundrung Lied
Mit Tand entweihe – ferne von Gleisnerslob!
Und ſeiner gottgeſandten Thaten
Keine vergeſſe – denn diß iſt Läſtrung!

[DER LORBEER]

Ich duld' es nimmer! ewig und ewig ſo
Die Knabenſchritte, wie ein Gekerkerter,
Die kurzen vorgemeſſnen Schritte
Täglich zu wandeln, ich duld' es nimmer!

Iſts Menſchenlooß – iſts meines? ich trag' es nicht,
Mich reizt der Lorbeer, Ruhe beglükt mich nicht,
Gefahren zeugen Männerkräfte,
Leiden erheben die Bruſt des Jünglings.

Was bin ich dir, was bin ich, mein Vaterland?
Ein ſiecher Schwächling, welchen mit trauerndem,
Mit hofnungsloſem Blik die Mutter
In den gedultigen Armen ſchaukelt.

Mich tröſtete das blinkende Kelchglas nie,
Mich nie der Blik der lächelnden Tändlerin,
Soll ewiges trauern mich umwolken?
Ewig mich tödten die zornge Sehnſucht?

Was ſoll des Freundes traulicher Handſchlag mir,
Was mir des Frühlings freundlicher Morgengruß,
Was mir der Eiche Schatten? was die
Blühende Rebe, der Linde Düfte?

Beim grauen Mana! nimmer genieß ich dein,
Du Kelch der Freuden, blinkteſt du noch ſo ſchön,
Bis mir ein Männerwerk gelinget,
Bis ich ihn haſche, den erſten Lorbeer.

Der Schwur ist groß. Er zeuget im Auge mir
Die Trän', und wohl mir, wenn ihn Vollendung krönt!
Dann jauchz auch ich, du Krais der Frohen,
Dann, o Natur, ist dein Lächeln Wonne.

AN DIE EHRE

Einſt war ich ruhig, ſchlummerte ſorgenfrei
Am ſtillen Moosquell, träumte von Stellas Kuß,
Da riefſt du, daß der Waldſtrom ſtille
Stand und erbebte, vom Eichenwipfel –

Auf ſprang ich, fühlte taumelnd die Zauberkraft,
Hin flog mein Athem, wo ſie, den Lieblingen
Die ſchweisbeträufte Stirn im Haine
Kühlend, die Eich' und die Palme ſpendet.

Umdonnert, Meereswoogen! die einſame
Gewagte Bahn! euch höhnet mein künes Herz!
Ertürmt euch, Felſen! ihr ermüdet
Nie den geflügelten Fuß des Sängers.

So rief ich – ſtürzt' im Zauber des Aufrufs hin,
Doch ha! der Täuſchung – wenige Schritte ſinds!
Bemerkbar kaum! und Hohn der Spötter,
Freude der Feigen umziſcht den Armen.

Ach! ſchlummert' ich am murmelnden Moosquell
noch,
Ach! träumt' ich noch von Stellas Umarmungen!
Doch nein! bei Mana nein! auch Streben
Ziert, auch der Schwächeren Schweis iſt edel.

EINST UND JEZT

Einſt, tränend Auge! ſaheſt du hell empor,
Einſt ſchlugſt du mir ſo ruhig, empörtes Herz!
So, wie die Wallungen des Bächleins,
Wo die Forell' am Geſtade hinſchlüpft.

Einſt in des Vaters Schooſe, – des liebenden,
Geliebten Vaters – aber der Würger kam,
Wir weinten, flehten, doch der Würger
Schnellte den Pfeil; und es ſank die Stüze!

Ha! du gerechte Vorſicht! ſo bald begann
Der Sturm, ſo bald? – Doch – ſtraft mich des Undanks – nein!
Ihr Stunden meiner Knabenfreude,
Stunden des Spiels und des Ruhelächelns,

Ich ſeh' euch wieder – herrlicher Augenblik!
Da füttert' ich mein Hünchen, da pflanzt' ich Kohl
Und Nelken – freue ſo des Frülings
Mich und der Erndt' und des Herbſtgewimmels.

Da ſuch' ich Maienblümchen im Walde mir,
Da wälz' ich mich im duftenden Heu umher,
Da brokt' ich Milch mit Schnittern ein, da
Schleudert' ich Schwärmer am Rebenberge.

Und o! wie warm, wie hieng ich ſo warm an euch,
Geſpielen meiner Einfalt, wie ſtürmten wir
In ofner Feldſchlacht, lehrten uns den
Strudel durchſchwimmen, die Eich' erſteigen!

Jezt wandl' [ich] einſam an dem Geſtade hin,
Ach, keine Seele, keine für dieſes Herz?
Ihr frohen Reigen? Aber weh dir,
Sehnender Jüngling! ſie gehn vorüber!

Zurük denn in die Zelle, Verachteter!
Zurük zur Kummerſtätte, wo ſchlaflos du
So manche Mitternächte weinteſt,
Weinteſt im Durſte nach Lieb' und Lorbeer!

Lebt wohl, ihr güldnen Stunden vergangner Zeit,
Ihr lieben Kinderträume von Größ' und Ruhm,
Lebt wohl, lebt wol, ihr Spielgenoſſen,
Weint um den Jüngling, er iſt verachtet!

[SELBSTQUÄLEREI]

Ich haſſe mich! es iſt ein ekles Ding
Des Menſchen Herz, ſo kindiſchſchwach, ſo ſtolz,
So freundlich wie Tobias Hündlein iſt,
Und doch ſo hämiſch wieder! weg! ich haſſe mich!
So ſchwärmeriſch, wenn es des Dichters Flamme
wärmt,
Und ha! wenn ſich ein freundeloſer Junge
An unſre Seite ſchmiegt, ſo ſtolz, ſo kalt!
So fromm, wenn uns des Lebens Sturm
Den Naken beugt, ...
. . . .

DIE WEISHEIT DES TRAURERS

Hinweg, ihr Wünſche! Quäler des Unverſtands!
Hinweg von dieſer Stätte Vergänglichkeit!
Ernſt, wie das Grab, ſei meine Seele!
Heilig mein Sang, wie die Todtengloke!

Du ſtille Weisheit! öfne dein Heiligtum.
Laß, wie den Greis am Grabe Cecilias,
Mich lauſchen deinen Götterſprüchen,
Ehe der Todten Gericht ſie donnert.

Da, unbeſtochne Richterin, richteſt du
Tirannenfeſte, wo ſich der Höflinge
Entmanntes Heer zu Trug begeiſtert,
Wo des geſchändeten Römers Kehle

Die ſchweiſerrungne Haabe des Pflügers ſtiehlt,
Wo tolle Luſt in güldnen Pokalen ſchäumt,
Und ha! des Gräuels! an getürmten
Silbergefäßen des Landes Mark klebt.

Halt ein! Tyrann! Es fähret des Würgers Pfeil
Daher. Halt ein! es nahet der Rache Tag,
Daß er, wie Bliz die giftge Staude,
Nieder den taumelnden Schädel ſchmett're.

Doch ach! am grimmen richtenden Saitenſpiel
Hinunter wankt die zitternde Rechte mir.
In licht're Hallen, gute Göttin! –
Wandle der Sturm ſich in Haingeflüſter!

Da ſchlingſt du liebevoll um die Jammernde
Am Grabe des Erwälten den Mutterarm,
Vor Menſchentroſt dein Kind zu ſchüzen,
Schenkeſt ihr Tränen, und liſpelſt leiſe

Von Wiederſeh'n, vom ſeeligen Einſt ins Herz. –
Da ſchläft in deiner Halle der Jammermann,
Dem Prieſterhaß das Herz zerfleiſchet,
Den ihr Gericht im Gewahrſam foltert',

Der blaiche Jüngling, der in des Herzens Durſt
Nach Ehre raſtlos klom auf der Felſenbahn,
Und ach umſonſt! wie wandelt er ſo
Ruhig umher in der ſtillen Halle.

Mit Bruderſinn zu heitern den Kummerblik,
Der Kleinen Herz zu leiten am Gängelband,
Sein Haus zu bau'n, ſein Feld zu pflügen
Wird ihm Beruf! und die Wünſche ſchweigen.

Verzeih der bangen Träne, du Göttliche!
Auch ich vieleicht! – zwar glühet im Buſen mir
Die Flamme rein und kün und ewig –
Aber zurük aus den Lorbeerhainen

Stieß unerweicht die Ehre den Traurenden,
So lang, entflohn dem lachenden Knabenſpiel,
Verhöhnend all' die Taumelfreuden,
Treu und . . . mein Herz ihr huldigt.

Drum öfne du die Arme dem Traurenden,
Laß deines Labebechers mich oft und viel
Und einzig koſten, nenne Sohn mich!
Gürte mit Stolz mich, und Kraft und Warheit!

Denn viel der Stürme harren des Jünglings noch,
Der falſchen Gruben viele des Wanderers;
Sie alle wird dein Sohn beſiegen,
So du mit ſtüzendem Arm ihn leiteſt!

BURG TÜBINGEN

Still und öde ſteht der Väter Veſte,
Schwarz und moosbewachſen Pfort' und Turm,
Durch der Felſenwände trübe Reſte
Sauſt um Mitternacht der Winterſturm.
Dieſer ſchaurigen Gemache Trümmer
Heiſchen ſich umſonſt ein Siegesmaal
Und des Schlachtgeräthes Heiligtümer
Schlummern Todesſchlaf im Waffenſaal.

Hier ertönen keine Feſtgeſänge,
Lobzupreiſen Manas Heldenland,
Keine Fahne weht im Siegsgepränge
Hochgehoben in des Kriegers Hand,
Keine Roſſe wiehern in den Thoren,
Bis die Edeln zum Turniere nah'n,
Keine Doggen, treu und auserkoren,
Schmiegen ſich den blanken Panzern an.

Bei des Hiefthorns ſchallendem Getöne
Zieht kein Fräulein in der Hirſche Thal,
Siegesdürſtend gürten keine Söhne
Um die Lenden ihrer Väter Stahl.
Keine Mütter jauchzen von der Zinne
Ob der Knaben ſtolzer Wiederkehr,
Und den erſten Kuß verſchämer Minne
Weihn der Narbe keine Bräute mer.

Aber ſchaurige Begeiſterungen
Wekt die Rieſin in des Enkels Bruſt,
Sänge, die [der] Väter Mund geſungen,
Zeugt der Wehmuth zauberiſche Luſt,

Ferne von dem thörigen Gewühle,
Von dem Stolze der Gefallenen,
Dämmern niegeahndete Gefüle
In der Seele des Begeisterten.

Hier im Schatten grauer Felsenwände,
Von des Städters Bliken unentweiht,
Knüpfe Freundschaft deutsche Biederhände,
Schwöre Liebe für die Ewigkeit,
Hier, wo Heldenschatten niederrauschen,
Traufe Vaterseegen auf den Sohn,
Wo den Lieblingen die Geister lauschen,
Spreche Freiheit den Tyrannen Hohn!

Hier verweine die verschlossne Zähre,
Wer umsonst nach Menschenfreude ringt,
Wen die Krone nicht der Bardenehre,
Nicht des Liebchens Schwanenarm umschlingt.
Wer, von Zweifeln one Rast gequälet,
Von des Irrtums peinigendem Loos,
Schlummerlose Mitternächte zählet,
Komme zu genesen in der Ruhe Schoos.

Aber wer des Bruders Fehle rüget
Mit der Schlangenzunge losem Spott,
Wem für Adeltaten Gold genüget,
Sei er Sclave oder Erdengott,
Er entweihe nicht die heilge Reste,
Die der Väter stolzer Fuß betratt,
Oder walle zitternd zu der Veste,
Abzuschwören da der Schande Pfad.

Denn der Heldenkinder Herz zu ſtählen,
Atmet Freiheit hier und Männermuth,
In der Halle weilen Väterſeelen,
Sich zu freuen ob Thuiskons Blut,
Aber ha! den Spöttern und Tyrannen
Weht Entſezen ihr Verdammerſpruch,
Rache dräuend jagt er ſie von dannen,
Des Gewiſſens fürchterlicher Fluch.

Wohl mir! daß ich ſüßen Ernſtes ſcheide,
Daß die Harfe ſchrekenlos ertönt,
Daß ein Herz mir ſchlägt für Menſchenfreude,
Daß die Lippe nicht der Einfalt höhnt.
Süßen Ernſtes will ich wiederkehren,
Einzutrinken freien Männermuth,
Bis umſchimmert von den Geiſterheeren
In Walhallas Schoos die Seele ruht.

LIED DER FREUNDSCHAFT

Frei, wie Götter an dem Mahle,
Singen wir um die Pokale,
Wo der edle Trank erglüht,
In der Abenddämmrung Hülle,
Und im Herzen ernſt und ſtille,
Singen wir der Freundſchaft Lied.

Schwebt herab aus külen Lüften,
Schwebet aus den Schlummergrüften,
Helden der Vergangenheit!
Kommt in unſern Krais hernieder,
Staunt und ſprecht: Da iſt ſie wieder,
Unſre deutſche Herzlichkeit!

Ha, der hohen Götterſtunden,
Wenn der Edle ſich gefunden,
Der für unſer Herz gehört!
Feſt in Freud' und Laid zu ſtehen,
Wie im Sturm die Felſenhöhen,
Iſt des deutſchen Jünglings werth.

Froher ſchlägt das Herz und freier,
Reichet zu des Bundes Feier
Uns der Freund den Becher dar;
Ohne Freuden, ohne Leben
Erndtet' er Lyäus Reben,
Als er ohne Freunde war.

Männerſtolz, wenn Läſtrer ſchreien,
Warheit, wenn Deſpoten dräuen,
Seelenkraft im Misgeſchik,
Duldung, wenn die Schwachen ſinken,
Liebe, Duldung, Wärme trinken
Freunde von des Freundes Blik.

Sanfter atmen Frülingslüfte,
Süßer ſind der Linde Düfte,
Freundlicher der Eichenhain,
Wenn mit offnem Sinn und Herzen
Unter Ernſt und muntern Scherzen
Freunde ſich des Abends freu'n.

Brüder, laßt die Thoren ſinnen,
Wie ſie Gunſt und Dunſt gewinnen,
Wie ſie ſammeln Gut und Geld;
Lächelnd kann's der Edle miſſen,
Sich geliebt, geliebt zu wiſſen,
Iſt ſein ſchönſtes Glük der Welt.

Führt auch aus der trauten Halle
Einſt die Auserwählten alle
In die Ferne das Geſchik,
Wandelt er mit Gram beladen
Oft auf freudeloſen Pfaden,
Miſſend das verlorne Glük;

Wankt er, wenn ſich Wolken türmen
Einſam in Gewitterſtürmen,

Ohne Leiter, ohne Stab;
Lauſcht er ſchmerzerfüllt und düſter
Bangem Mitternachtsgeflüſter
Sehnſuchtsvoll am friſchen Grab;

Dann erquiken ihn die Stunden,
In der Freundſchaft Arm verſchwunden,
Tröſtend durch Erinnerung;
Das Gedächtniß vor'ger Freuden
Labt das Herz in bangen Leiden,
Giebt der Seele neuen Schwung.

Dann gedenkt er ruhig wieder
Mancher frohgeſungnen Lieder,
Und der Schwüre, treu und warm;
Und gewekt von ſtillem Sehnen
Quellen ſchwerverhaltne Tränen,
Und beſchwichtigt iſt der Harm.

Rauſcht ihm dann des Todes Flügel,
Schläft er ruhig unter'm Hügel,
Wo der Freund den Kranz ihm flicht,
In das Herz der Bundesbrüder
Säuſelt noch ſein Geiſt hernieder:
Lebet wohl! Vergeßt mein nicht!

LIED DER LIEBE

Engelfreuden ahndend, wallen
Wir hinaus auf Gottes Flur,
Daß von Jubel widerhallen
Höh'n und Tiefen der Natur.
Heute ſoll kein Auge trübe,
Sorge nicht hienieden ſeyn,
Jedes Weſen ſoll der Liebe
Frei und froh, wie wir, ſich weih'n!

Singt den Jubel, Schweſtern, Brüder,
Feſt geſchlungen, Hand in Hand!
Hand in Hand das Lied der Lieder,
Seelig an der Liebe Band!
Steigt hinauf am Rebenhügel,
Blikt hinab ins Schattenthal!
Überall der Liebe Flügel,
Hold und herrlich überall!

Liebe lehrt das Lüftchen koſen
Mit den Blumen auf der Au,
Lokt zu jungen Frülingsroſen
Aus der Wolke Morgenthau,
Liebe ziehet Well' an Welle
Freundlich murmelnd näher hin,
Leitet aus der Kluft die Quelle
Sanft hinab ins Wieſengrün.

Berge knüpft mit ehrner Kette
Liebe an das Firmament,
Donner ruft ſie an die Stätte,
Wo der Sand die Pflanze brennt.

Um die hehre Sonne leitet
Sie die treuen Sterne her,
Folgſam ihrem Winke gleitet
Jeder Strom ins weite Meer.

Liebe wallt durch Ozeane,
Durch der dürren Wüſte Sand,
Blutet an der Schlachtenfahne,
Steigt hinab ins Todtenland!
Liebe trümmert Felſen nieder,
Zaubert Paradieſe hin,
Schaffet Erd und Himmel wieder –
Göttlich, wie im Anbeginn.

Liebe ſchwingt den Seraphsflügel,
Wo der Gott der Götter thront,
Lohnt die Trän' am Felſenhügel,
Wann der Richter einſt belohnt,
Wann die Königsſtühle trümmern,
Hin iſt jede Scheidewand,
Biedre Herzen heller ſchimmern,
Reiner, denn der Krone Tand.

Laßt die Scheideſtunde ſchlagen,
Laßt des Würgers Flügel wehn!
Brüder, drüben wird es tagen!
Schweſtern, dort iſt Wiederſehn!
Jauchzt dem heiligſten der Triebe,
Den der Gott der Götter gab,
Brüder, Schweſtern, jauchzt der Liebe,
Sie beſieget Zeit und Grab!

AN DIE STILLE

Dort im waldumkränzten Schattentale
Schlürft' ich, ſchlummernd unter'm Roſenſtrauch,
Trunkenheit aus deiner Götterſchaale,
Angeweht von deinem Liebeshauch.
Sieh! es brent an deines Jünglings Wange
Heiß und glühend noch Begeiſterung,
Voll iſt mir das Herz vom Lobgeſange,
Und der Fittig heiſchet Adlerſchwung.

Stieg ich künen Sinns zum Hades nieder,
Wo kein Sterblicher dich noch erſah,
Schwänge ſich das mutige Gefieder
Zum Orion auf, ſo wärſt du da;
Wie ins weite Meer die Ströme gleiten,
Stürzen dir die Zeiten alle zu,
In dem Schoos der alten Ewigkeiten,
In des Chaos Tiefen wohnteſt du.

In der Wüſte dürrem Schrekgefilde,
Wo der Hungertod des Wallers harrt,
In der Stürme Land, wo ſchwarz und wilde
Das Gebirg' im kalten Panzer ſtarrt,
In der Sommernacht, in Morgenlüften,
In den Hainen weht dein Schweſtergruß,
Über ſchauerlichen Schlummergrüften
Stärkt die Lieblinge dein Götterkuß.

Ruhe fächelſt du der Heldenſeele
In der Halle, wann die Schlacht beginnt,
Hauchſt Begeiſt'rung in der Felſenhöhle,
Wo um Mitternacht der Denker ſinnt,

Schlummer träuffſt du auf die düſtre Zelle,
Daß der Dulder ſeines Grams vergißt,
Lächelſt traulich aus der Schattenquelle,
Wo den erſten Kuß das Mädchen küßt.

Ha! dir träuft die wonnetrunkne Zähre
Und Entzükung ſtrömt in mein Gebein!
Millionen bauen dir Altäre,
Zürne nicht! auch dieſes Herz iſt dein!
Dort im Thale will ich Wonne trinken,
Wiederkehren in die Schattenkluft,
Bis der Göttin Arme trauter winken,
Bis die Braut zum ſtillen Bunde ruft.

Keine Lauſcher nah'n der Schlummerſtätte,
Kül und ſchattig iſts im Leichentuch,
Abgeſchüttelt iſt die Sclavenkette,
Maigeſäuſel wird Gewitterfluch;
Schöner rauſcht die träge Fluth der Zeiten,
Rings umdüſtert von der Sorgen Schwarm;
Wie ein Traum verfliegen Ewigkeiten,
Schläft der Jüngling ſeiner Braut im Arm.

HYMNE AN DIE UNSTERBLICHKEIT

Froh, als könnt' ich Schöpfungen beglüken,
Stolz, als huldigten die Sterne mir,
Fleugt, ins Stralenauge dir zu bliken,
Mit der Liebe Kraft mein Geiſt zu dir.
Schon erglüht dem wonnetrunknen Seher
Deiner Halle gold'nes Morgenroth,
Ha, und deinem Götterſchooſe näher
Höhnt die Siegesfahne Grab und Todt.

Mich umſchimmern Orionenheere,
Stolz ertönet der Plejaden Gang.
Ha, ſie wähnen, Ewigkeiten währe
Ihrer Pole wilder Donnerklang.
Majeſtätiſch auf dem Flammenwagen
Durchs Gefild' der Unermeßlichkeit,
Seit das Chaos kreiſte, fortgetragen,
Heiſcht ſich Helios Unſterblichkeit.

Auch die Rieſen dort im Gräberlande,
Felsgebirg' und Sturm und Ozean,
Wähnen endlos ihrer Schöpfung Bande,
Wurzelnd in dem ewgen Weltenplan;
Doch es nahen die Vernichtungsſtunden,
Wie des Sieges Klinge, ſchreklich ſchön. –
Erd und Himmel iſt dahingeſchwunden,
Schnell, wie Blize kommen und vergehn.

Aber kehre, ſtralendes Gefieder,
Zu der Halle, wo das Leben wohnt!
Triumphire, triumphire wieder,
Siegesfahne, wo die Göttin tront!

Wenn die Pole ſchmettern, Sonnen ſinken
In den Abgrund der Vergangenheit,
Wird die Seele Siegeswonne trinken,
Hocherhaben über Grab und Zeit.

Ach, wie oft in grauſen Mitternächten,
Wann die heiße Jammerträne rann,
Wann mit Gott und Schikſaal ſchon zu rechten
Der verzweiflungsvolle Menſch begann,
Blikteſt du aus trüber Wolkenhülle
Tröſtend nieder auf den Schmerzensſohn!
Drüben, riefſt du liebevoll und ſtille,
Drüben harrt des Dulders ſchöner Lohn.

Müßte nicht der Menſch des Lebens fluchen,
Nicht die Jugend auf der Dornenbahn
Troſt im Arme der Vernichtung ſuchen,
Täuſchte ſie ein lügenhafter Wahn?
Trümmern möchte der Natur Geſeze
Menſchenfreiheit, möcht' in blinder Wuth,
Wie die Reue die geſtohlnen Schäze,
Niederſchmettern ihr ererbtes Gut.

Aber nein, ſo wahr die Seele lebet,
Und ein Gott im Himmel oben iſt,
Und ein Richter, dem die Hölle bebet,
Nein, Unſterblichkeit, du biſt, du biſt!
Mögen Spötter ihrer Schlangenzungen,
Zweifler ihres Flatterſinns ſich freu'n,
Der Unſterblichkeit Begeiſterungen
Kann die freche Lüge nicht entweih'n.

Heil uns, Heil uns, wann die freie Seele,
Traulich an die Führerin geschmiegt,
Treu dem hohen göttlichen Befehle
Jede niedre Leidenschaft besiegt!
Wann mit tiefem Ernst der Denker spähet
Und durch dich sein Wesen erst begreift,
Weil ihm Lebensluft vom Lande wehet,
Wo das Saamenkorn zur Erndte reift.

Wann im Heiligtume alter Eichen
Männer um der Königin Altar
Sich die Bruderhand zum Bunde reichen,
Zu dem Bunde freudiger Gefar;
Wann, entzükt von ihren Götterküssen,
Jeglicher, des schönsten Lorbeers werth,
Lieb' und Lorbeer ohne Gram zu missen,
Zu dem Heil des Vaterlandes schwört!

Wann die Starken den Despoten weken,
Ihn zu mahnen an das Menschenrecht,
Aus der Lüste Taumel ihn zu schreken,
Muth zu predigen dem feilen Knecht!
Wann in todesvollen Schlachtgewittern,
Wo der Freiheit Heldenfahne weht,
Muthig, bis die müden Arme splittern,
Ruhmumstralter Sparter Phalanx steht!

Allgewaltig ist im Gräbertale,
Herrscherin, dein seegensvoller Lohn!
Aus der Zukunft zauberischer Schaale
Trinkt sich stolzen Muth der Erdensohn.

Hoffend endet er ſein Erdenleben,
Um an deiner mütterlichen Hand
Siegestrunken einſt empor zu ſchweben
In der Geiſter hohes Vaterland:

Wo der Jugend königliche Blume
Unbetaſtet von dem Wurme blüht,
Wo der Denker in dem Heiligtume
Hell und offen alle Tiefen ſieht,
Wo auf Trümmern kein Tyrann mehr tronet
Keine Feſſel mehr die Seele bannt,
Wo dem Heldentod die Palme lohnet,
Engelkuß den Tod fürs Vaterland.

Harret eine Weile, Orione!
Schweige, Donner der Plejadenbahn!
Hülle, Sonne, deine Stralenkrone,
Athme leiſer, Sturm und Ozean!
Eilt zu feierlichen Huldigungen,
All ihr großen Schöpfungen der Zeit,
Denn, verloren in Begeiſterungen,
Denkt der Seher der Unſterblichkeit!

Siehe! da verſtummen Menſchenlieder,
Wo der Seele Luſt unnennbar iſt,
Schüchtern ſinkt des Lobgeſangs Gefieder,
Wo der Endlichkeit der Geiſt vergißt.
Wann vor Gott ſich einſt die Geiſter ſammeln,
Aufzujauchzen ob der Seele Sieg,
Mag Entzükungen der Seraph ſtammeln,
Wo die trunkene Menſchenlippe ſchwieg.

MEINE GENESUNG

An Lyda

Jede Blüthe war gefallen
Von dem Stamme; Muth und Kraft,
Fürder meine Bahn zu wallen,
War im Kampfe mir erſchlafft;
Weggeſchwunden Luſt und Leben,
Früher Jahre ſtolze Ruh';
Meinem Grame hingegeben,
Wankt' ich ſtill dem Grabe zu.

Himmel, wie das Herz vergebens
Oft nach edler Liebe rang,
Oft getäuſcht des Erdenlebens
Träum' und Hofnungen umſchlang!
Ach, den Kummer abzuwenden,
Bat ich, freundliche Natur,
Oft von deinen Mutterhänden
Einen Tropfen Freude nur!

Ha, an deinem Göttermahle
Trink' ich nun Vergeſſenheit!
In der vollen Zauberſchaale
Reichſt du Kraft und Süßigkeit.
In Entzükungen verloren
Staun' ich die Verwandlung an.
Flur und Hain iſt neugeboren,
Göttlich ſtralt der Lenz heran.

Daß ich wieder Kraft gewinne,
Frei wie einſt und ſeelig bin,
Dank' ich deinem Himmelsſinne,
Lyda, ſüße Retterin;
Labung lächelte dem Müden,
Hohen Muth dein Auge zu,
Hohen Muth, wie du zufrieden,
Gut zu ſein und groß wie du.

Stark in meiner Freuden Fülle
Wall' ich fürder nun die Bahn,
Reizend in der Wolkenhülle
Flammt das ferne Ziel mich an.
Mag's den Peinigern gelingen,
Mag die blaiche Sorge ſich
Um die ſtille Klauſe ſchwingen,
Lyda, Lyda tröſtet mich.

MELODIE AN LYDA

Lyda, ſiehe! zauberiſch umwunden
Hält das All der Liebe Schöpferhand,
Erd' und Himmel wandeln treu verbunden,
Laut und Seele knüpft der Liebe Band.
Lüftchen ſäuſeln, Donner rollen nieder –
Staune, Liebe! ſtaun' und freue dich!
Seelen finden ſich im Donner wieder,
Seelen kennen in dem Lüftchen ſich.

Am Geſträuche lullt in Liebesträume
Süße Trunkenheit das Mädchen ein,
Haucht der Früling durch die Blüthenbäume,
Summen Abendſang die Käferlein;
Helden ſpringen von der Schlummerſtätte,
Grüßt ſie brüderlich der Nachtorkan;
Hinzuſchmettern die Tyrannenkette
Wallen ſie die traute Schrekenbahn.

Wo der Todtenkranz am Grabe flüſtert,
Wo der Wurm in ſchwarzen Wunden nagt,
Wo, vom grauen Felſenſtrauch umdüſtert,
Durch die Haide hin der Rabe klagt,
Wo die Lerch' im Thale froher Lieder,
Plätſchernd die Forell' im Bache tanzt,
Tönt die Seele Sympathien wieder,
Von der Liebe Zauber eingepflanzt.

Wo des Geiers Schrei des Raubs ſich freuet,
Wo der Aar dem Felſenneſt entbrauſt,
Wo Gemäuer ächzend niederdräuet,
Wo der Winterſturm in Trümmern ſauſt,

Wo die Wooge, vom Orkan bezwungen,
Wieder auf zum ſchwarzen Himmel toſt,
Trinkt das Rieſenherz Begeiſterungen,
Von den Schmeicheltönen liebgekoſt.

Felſen zwingt zu trauten Mitgefühlen
Tauſendſtimmiger Naturgeſang,
Aber ſüßer tönt von Saitenſpielen
Allgewaltiger ihr Zauberklang;
Raſcher pocht im angeſtammten Triebe,
Bang und ſüße, wie der jungen Braut,
Jeder Aderſchlag, in trunkner Liebe
Find't das Herz den brüderlichen Laut.

Aus des Jammerers erſtarrtem Blike
Loket Labetränen Flötenton,
Im Gedränge ſchwarzer Mißgeſchike
Schafft die Schlachtdrommete Siegeslohn;
Wie der Stürme Macht im Roſenſtrauche,
Reißt dahin der Saiten Ungeſtüm,
Koſend huldiget dem Liebeshauche
Sanfter Melodie der Rache Grimm.

Reizender erglüht der Wangen Roſe,
Flammenathem haucht der Purpurmund,
Hingebannt bei liſpelndem Gekoſe
Schwört die Liebe den Vermählungsbund;
Niegeſung'ne königliche Lieder
Sproſſen in des Sängers Bruſt empor,
Stolzer ſchwebt des Hochgeſangs Gefieder,
Rührt der Töne Reigentanz das Ohr;

Wie ſie langſam erſt am Hügel wallen,
Majeſtätiſch dann wie Siegersgang,
Hochgehoben zu der Freude Hallen,
Liebe ſingen und Triumphgeſang;
Dann durch Labyrinthe hingetragen
Fürder ſchleichen in dem Todesthal,
Bis die Nachtgefilde ſchöner tagen,
Bis Entzükung jauchzt am Göttermahl.

Ha! und wann mir in des Sanges Tönen
Näher meiner Liebe Seele ſchwebt,
Hingegoſſen in Entzükungstränen
Naher ihr des Sängers Seele bebt,
Wähn' ich nicht vom Körper losgebunden
Hinzujauchzen in der Geiſter Land? –
Lyda! Lyda! zauberiſch umwunden
Hält das All der Liebe Schöpferhand.

[AN LYDA]

Trunken, wie im hellen Morgenſtrale
Der Pilote ſeinen Ozean,
Wie die Seeligen Elyſens Thale,
Staunt' ich meiner Liebe Freuden an,
Thal' und Haine lachten neugeboren,
Wo ich wallte, trank ich Göttlichkeit,
Ha! von ihr zum Liebling auserkoren
Höhnt' ich ſtolzen Muths Geſchik und Zeit.

Stolzer ward und edler das Verlangen,
Als mein Geiſt der Liebe Kraft erſchwang,
Myriaden wähnt' ich zu umfangen,
Wenn ich Liebe, trunken Liebe ſang.
Wie der Frülingshimmel, weit und helle,
Wie die Seele ſchön und ungetrübt,
Rein und ſtille, wie der Weisheit Quelle,
War das Herz von ihr, von ihr geliebt.

Sieh! im Stolze hatt' ich oft geſchworen,
Unvergänglich dieſer Herzverein!
Lyda mir, zum Heile mir geboren,
Lyda mein, wie meine Seele mein!
Aber neidiſch tratt die Scheideſtunde,
Treues Mädchen! zwiſchen mich und dich,
Nimmer, nimmer auf dem Erdenrunde,
Lyda! nahn die trauten Arme ſich.

Stille wallſt du nun am Rebenhügel,
Wo ich [dich] und deinen Himmel fand,
Wo dein Auge, deiner Würde Spiegel,
Mich allmächtig, ewig an dich band!

Schnell iſt unſer Früling hingeflogen!
O du Einzige! vergieb, vergieb!
Deinen Frieden hat ſie dir entzogen,
Meine Liebe, tränenvoll und trüb.

Als ich deinem Zauber hingegeben
Erd und Himmel über dir vergaß,
Ach! ſo ſeelig in der Liebe Leben!
Lyda! meine Lyda! dacht' ich das?

. . . .

. . . .

HYMNE
AN DEN GENIUS GRIECHENLANDS

Jubel! Jubel dir in der Höhe,
Du Erſtgeborner
Der hohen Natur!
Aus Kronos Halle
Da ſteigſt du
Zu neuen, geheiligten Schöpfungen
Hold und majeſtätiſch herab.

Ha! bei der Unſterblichen,
Die dich gebahr,
Dir gleichet keiner
Unter den Brüdern,
Den Völkerbeherrſchern,
Den Angebeteten allen!

Dir ſang in der Wiege den Weihegeſang
Im blutenden Panzer die ernſte Gefar,
Zu gerechtem Siege reichte den Stahl
Die heilige Freiheit dir.
Von Freude glühten,
Von zaubriſcher Liebe deine Schläfe,
Die goldgelokten Schläfe.

Lange ſäumteſt du unter den Göttern
Und dachteſt der kommenden Wunder.
Vorüber ſchwebten, wie ſilbern Gewölk,
Am liebenden Auge dir
Die Geſchlechter alle!
Die ſeeligen Geſchlechter.

Im Angeſicht der Götter
Beſchloß dein Mund,
Auf Liebe dein Reich zu gründen.
Da ſtaunten die Himmliſchen alle.

Zu brüderlicher Umarmung
Neigte ſein königlich Haupt
Der Donnerer nieder zu dir.
Du gründeſt auf Liebe dein Reich.

Du kommſt und Orpheus Liebe
Schwebet empor zum Auge der Welt,
Und Orpheus Liebe
Wallet nieder zum Acheron.
Du ſchwingeſt den Zauberſtab,
Und Aphroditäs Gürtel erſieht
Der trunkene Mäonide.

Ha! Mäonide! wie du!
So liebte keiner, wie du;
Die Erd' und [den] Ozean
Und die Rieſengeiſter,
Die Helden der Erde
Umfaßte dein Herz!
Und die Himmel und alle die Himmliſchen
Umfaßte dein Herz.
Auch die Blumen, die Bien' auf der Blume
Umfaßte liebend dein Herz! –

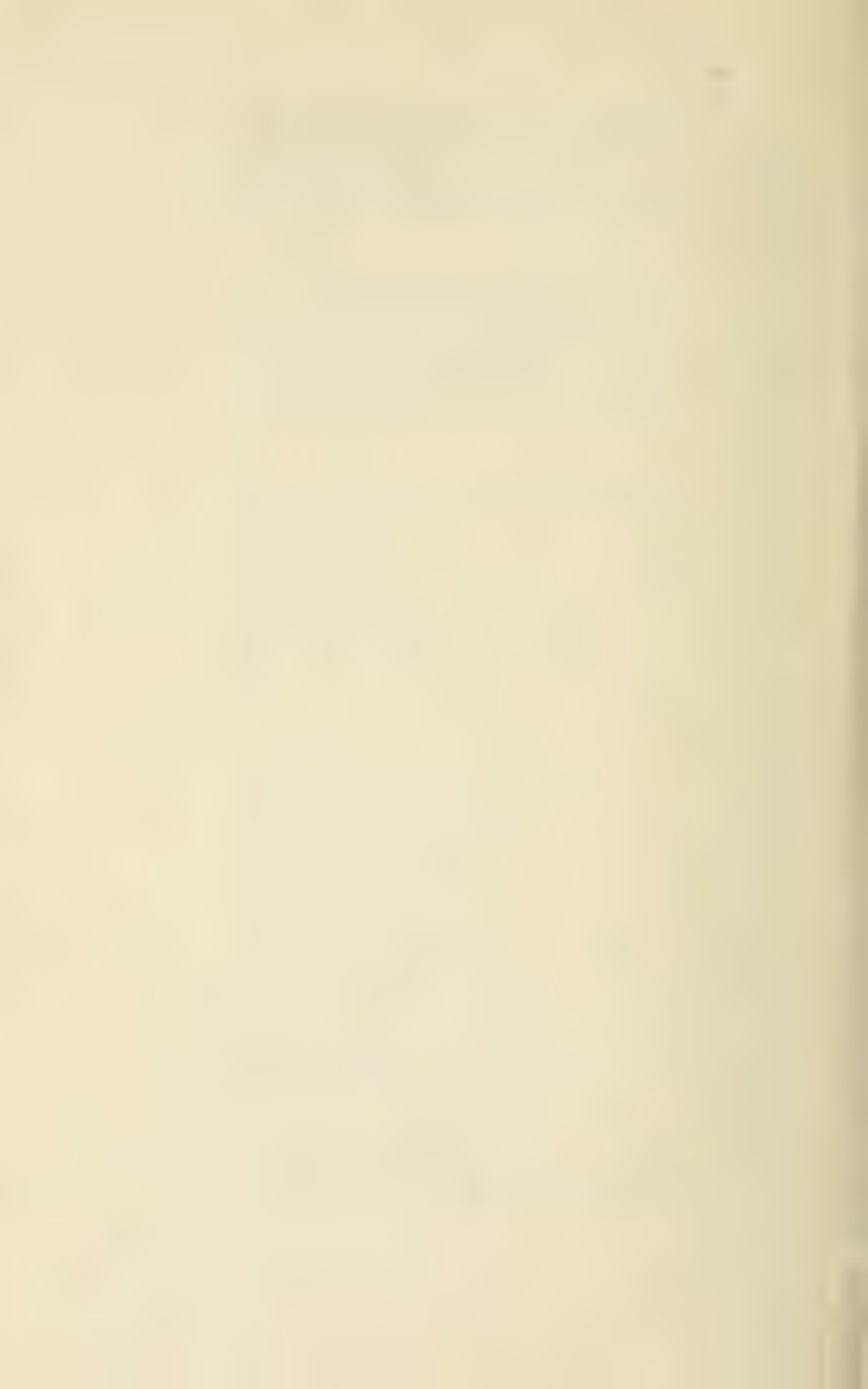
Ach Ilion! Ilion!
Wie jammerteſt, hohe Gefallene, du

Im Blute der Kinder!
Nun biſt du getröſtet, dir ſcholl
Groß und warm wie ſein Herz
Des Mäoniden Lied.

Ha! bei der Unſterblichen,
Die dich gebahr,
Dich, der du Orpheus Liebe,
Der du ſchuffeſt Homeros Geſang

. . . .

. . . .



Inhalt

Antike Strophen

Langzeilen

Freie Rhythmen

Anhang. Jugendgedichte

Beilagen

Druck der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig

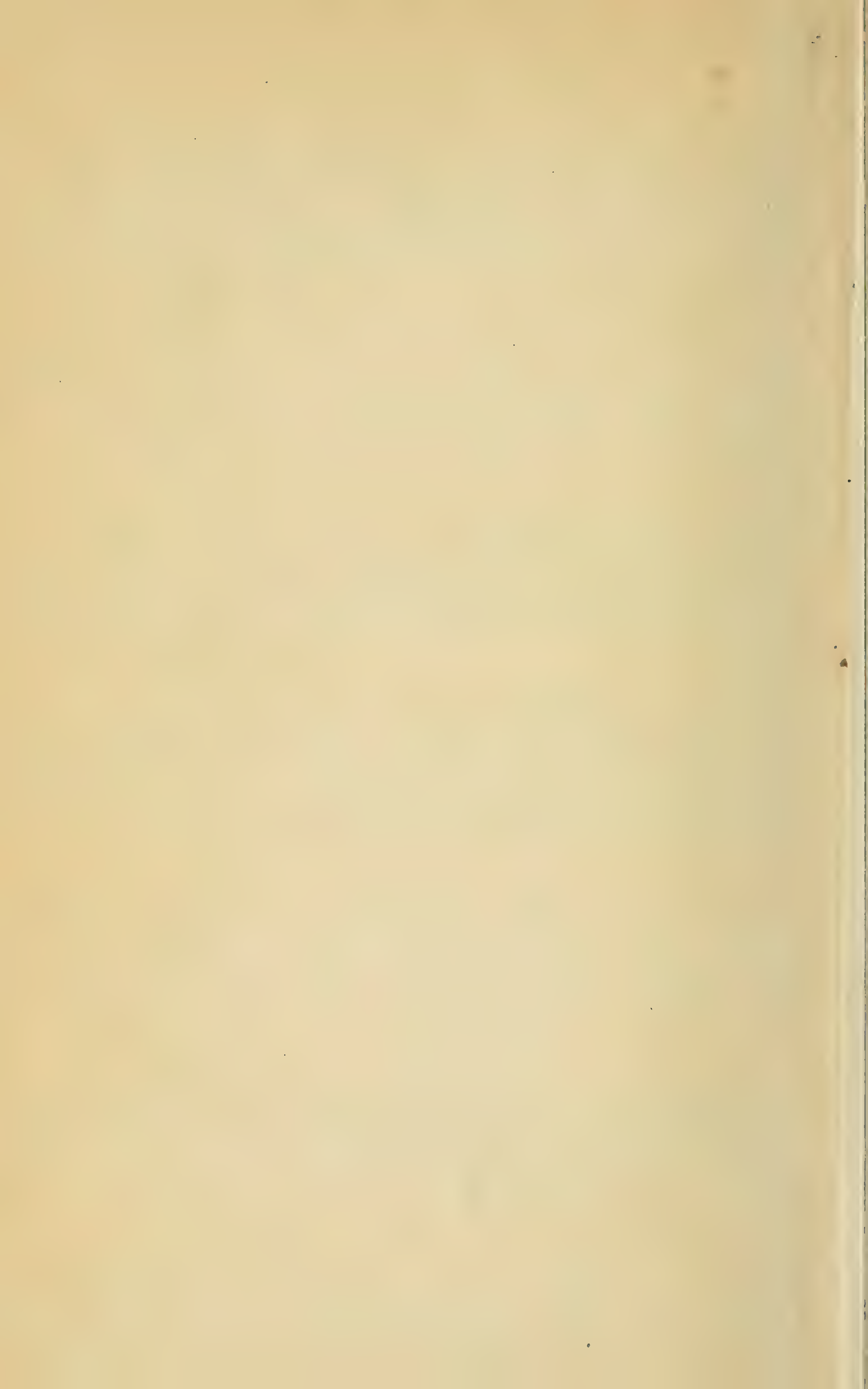
Die Wanderung.

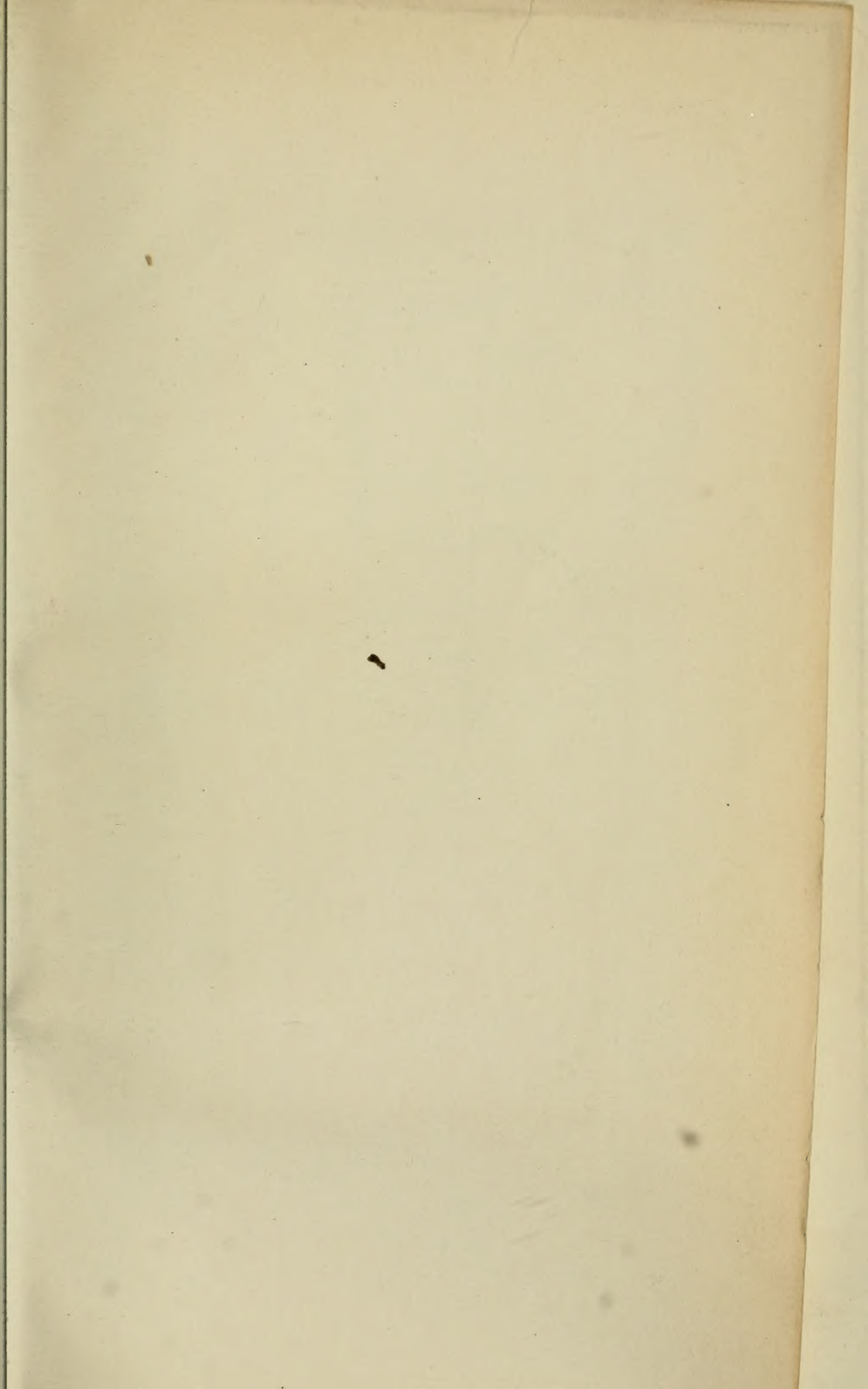
[illegible]

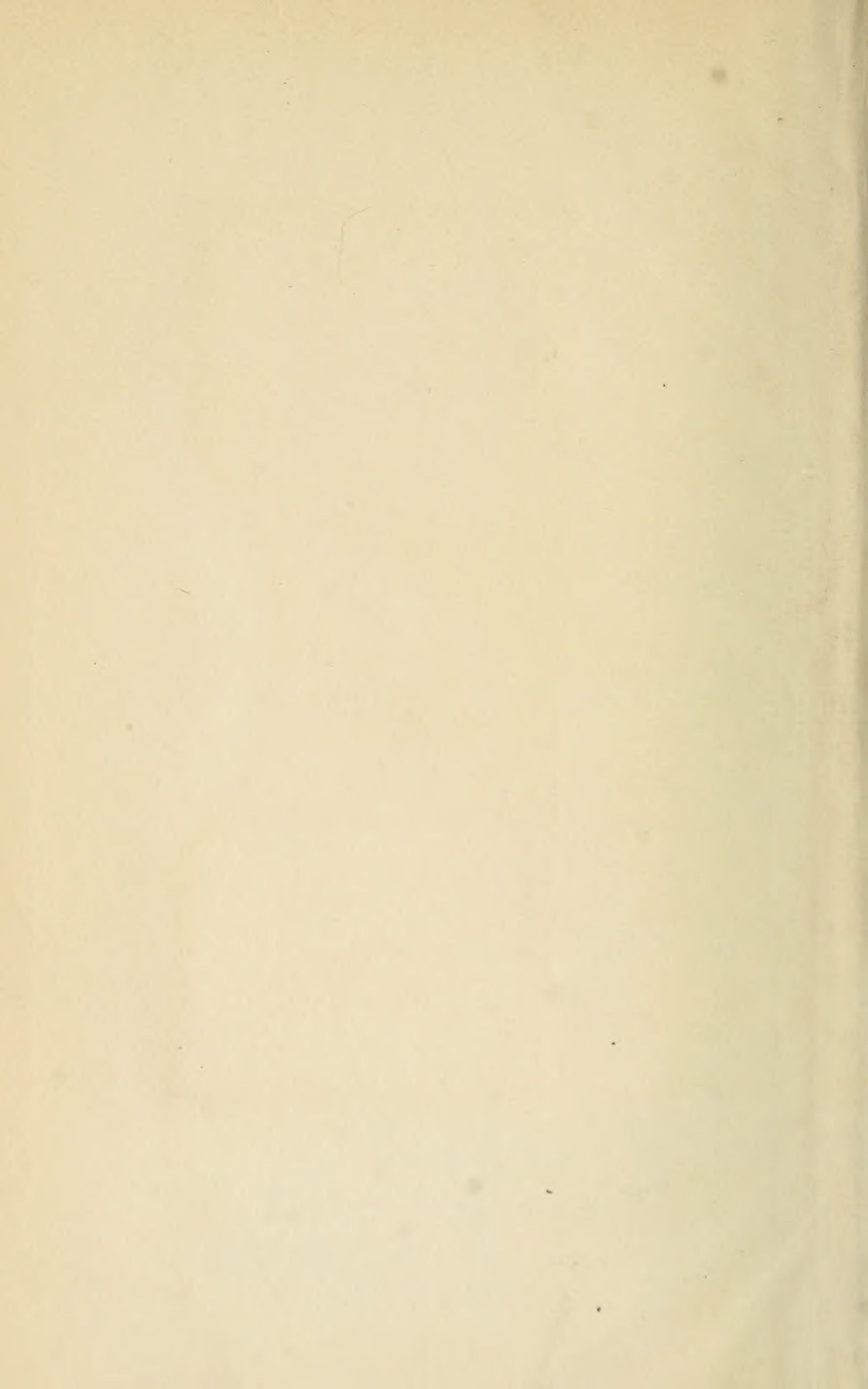
Glükseelig Suevien, meine Mutter,
Auch du, der glänzenderen, der Schwester
Lombarda drüben gleich,
Von hundert Bächen durchflossen!
Und Bäume genug, weißblühend und röthlich,
Und dunklere, wild, tiefgrünenden Laubs voll,
Und Alpengebirg auch überschattet
Uraltes dich; denn nah dem Heerde des Hauses
Wohnst du, und hörst, wie drinnen
Aus silbernen Opferschaalen
Der Quell rauscht, ausgeschüttet
Von reinen Händen, wenn berührt

Von warmen Stralen
Krystallenes Eis und umgestürzt
Vom leichtanregenden Lichte
Der schneeige Gipfel übergießt die Erde
Mit reinestem Wasser. Darum ist
Dir angeboren die [illegible] Treue. Schwer verläßt
Was nahe dem Ursprung wohnet, den [illegible] Ort.
Und deine Kinder, die Städte, Heidenheim,
Am weithindämmernden [der] See,
An Nekars Weiden, am [Stille dort ist] Rheine
Sie alle meinen, es wäre
Sonst nirgend besser zu wohnen.

[illegible]








UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 09 18 05 10 016 5